H
2386
-2-

von Halder
N. 3695.

Volksgeschichten der Teutschen.

pag: 51.

Zwote Sammlung.

Leipzig, 1786.
bey Christian Samuel Reinhekel,
Buchbinder.

Vorrede.

Unabänderliche Hindernisse und nicht Verschuldung des Verfassers sind Ursache, daß die zwote Sammlung der Volksgeschichten etwas später erscheint, als sie, dem Versprechen nach, erscheinen sollte.

Die dritte Sammlung soll gewiß zur Jubilate Messe 1787. abgeliefert werden, wenn sich die Herren Interessenten jedes Ortes zu Ende Jenners bestimmt angeben, daß sie dieselbe haben wollen.

Weil sich, nach der ersten Ankündigung, durch bloße Unterschrift oder beliebiges Vorauszahlen 6 Groschen sächsisch und 12 Groschen Nachschuß, auf die erste Sammlung, Niemand zu der folgenden verbindlich machte; so wird auch gegenwärtige zwote Sammlung nur an diejenigen abgesandt, die sich auf's neue gemeldet haben; und so wird auch die dritte nur an diejenigen abgeliefert werden, die darauf zur oben gesezten Zeit pränumeriren oder subscribiren.

Demnach hängt also die Gewißheit der Ausgabe der dritten Sammlung zur Ostermesse allein von den Herren Interessenten ab, daß sie sich zeitig, gehörigen Orts, zur Fortsetzung angeben. Widrigenfalls möchte es nicht nur die Ausgabe wieder verzögern, sondern wohl gar aufheben, wenn die Anzahl zu klein wäre.

Uebrigens hat sich der Verfasser alle Mühe gegeben, den Leser auf eine so gute Art zu unterhalten, als in seinem Vermögen stand; und es wird ihn ungemein freuen, wenn man ihm nicht allen Beifall versagt.

Das Gedicht S. 240 und einige Geschichten sind ohne sein Wissen eingerückt; dieses findet er sich verbunden zu sagen, damit ihn nicht etwa der eigentliche Verfasser eines Raubes beschuldige. Grimma den 28 Nov. 1786.

C. A. Seidel

Fürstl. Waldek. Bibliothekar.

Fort-

Fortsetzung

der Herren Pränumeranten und Subscribenten.

Alberti, C. H. aus Chemnitz.
Angely, J. G. B. in Leipzig.
Angely, P. J. von Berlin.
Anonymus, in Schmiedeberg.
Archivarius Avenarius, in Cassel.
Batsch, Lehnsecret. in Weimar.
Bauer, J. N. von Nürnberg.
Becker, C. G. von Oschatz. 12 Exemplar.
Becker, B. G. in Leipzig.
Becker, J. F. in Leipzig.
Bendix, J. G. in Leipzig.
Berger, Hauptmann in Pirna.
Berger, Lieutenant daselbst.
Bohler, G. S. in Leipzig.
Börner, H. J. T. in Leipzig.
Bracht, J. J. in Leipzig.
Brauer, C. A. in Leipzig.
Braun, Comment. u. Canon. in München.
Brandt, F. C. aus Hamburg.
v. Burgsdorf, aus Merseburg.
Caspari, aus Frankfurth am Main.
Cichorius, in Leipzig.
Chryselius, aus Lauchstädt.

Conrad, Postsecret. in Magdeburg.
Curtius, C. G. in Leipzig.
Bar. Dietrich, in Leipzig.
Dittmann, Oberamtskopist in Budissin.
Dotgauer, F. aus Prag.
Döring, in Leipzig.
Döring, Mauermstr. in Leipzig.
Drechsler, in Leipzig.
v. Drost, Major, in Magdeburg.
Edelmann, J. C. in Leipzig.
v. Eckertshausen, Hofrath in München.
Elbingshaus, F. von Iserloh.
Eybschitz, G. aus Dresden.
Du Fay, aus Berlin.
Feldmann, aus Hamburg.
Fischer, aus Dresden.
Foka, C. W. aus Hamburg.
Förster, J. D. in Leipzig.
Fränzel, Buchbinder in München. 2 Exempl.
Fromme, A. in Berlin.
D. Fromm, C. A. in Leipzig.
Gauch, in Leipzig.
v. Gerne, in Leipzig.
Gildehausen, Pastor zu Ueffeln b. Osnabrück.
Die Hrn. Gimmig u. Zicker, in Leipzig.
v. Goldacker, in Leipzig.
Göme, C. aus Hamburg.
Gösel, Oberamtsadv. in Budissin.
Grache d. j., J. C. E. in Leipzig.
Gräfe, in Leipzig.
Gruner, J. E. in Leipz.
H.., J. G. in Leipz.

Ha=

Hawelka, C. in Leipzig.
Hartio, aus Hamburg.
v. Helldorf, E. W. auf Wildschitz bey Zeitz.
Heinrich, J. F. in Leipz.
Heinze, J. H. in Leipz.
Heitner, J. G. von Halle bey Salzburg.
Henschel, F. G. in Leipz.
Herz, in Leipz.
Heuke, J. F. in Leipz.
Hinkel, G. aus Chemnitz.
Hoffmann, Ch. G. aus Hirschberg.
Jonne, Musikus in Leipz.
Keßler, J. C. aus Berlin.
Kilian, F. aus Prag.
Kirsten, J. C. aus Hamburg.
Kirchhoff, aus Lauban.
Freiherr v. Klebeck, in Leipz.
Klose, C. G. aus Schwerta b. Marklissa.
Kluge, C. D. in Leipz.
Kohlhase, G. H. in Leipz.
Körbitz, G. in Leipz.
Kraus, J. F. a. Annaberg.
M. Kreißler, H. G. in Leipz.
Krinitz, Oberamtskanzelist in Budissin.
Kunze, G. F. in Leipz.
Kurz, G. in Nürnberg.
Lampe, J. F. in Leipz.
Landmann, J. B. in Leipz.
Lesebibliothek in Torgau.
Lehner, in München.
Linke, J. G. a. Friedersdorf b. Lauban.

Löwe, J. in Leipzig.
Ludewig, C. A. in Leipz.
Lüderkühn, Bürgermstr. in Halberstadt.
Machlett, Hofschneider in Hanover.
Meißner, C. G. in Leipzig.
Meißner, J. A. in Leipz.
Meißner, E. G. in Leipz.
Meyer, aus München.
Reichsgr. v. Meinyden, aus Breßlau.
Minne, J. A in Leipz.
Müller, G. d. Handl. Befl. in Cassel.
N.., Th. aus Iserloh.
Oberländer, J. G. in Leipz.
Oehler, C. E. aus Grimmitschau.
Oertel, auf Dorbitz.
Paskal, J. aus Magdeb.
Pauly, a. Markliſſa b. Lauban.
Penzer, J. T. in Leipz.
Peukert, in Leipz.
Plaß, M. in Leipz.
Pommer, J. G. aus Weyda.
Peter v. Pratatsch, aus Prag.
Die Hrn. v. Reichardte, in Leipz.
Reichard, Prof. in Magdeb.
Reinholdt, J. von Iserloh.
D. Richter, in Leipz.
D. Richter, E. E. aus Dresden.
Richter, C. B. in Leipz.
Richter, aus Lauban.
Richter, J. W. in Leipz.
Richter, J. C. in Leipz.
Rippel, in Cassel.

Cammerhr. Freihr. v. Rosen, aus Liefland.
v. Rosenkampf, aus Liefland.
Rothe, G. F. in Leipz.
Röder, J. aus Hamburg.
Rummel, B. F. in Leipz.
R.., J. in Leipz.
Rupolt, C. G. aus Mitweyda.
Sander, Apotheker in Göttingen.
Seconda, in Leipz.
Schirmer, in Leipz.
Schindler u. Compagnie, von Zerbst.
Schneider, P. J. in Leipz.
Schneider, W. in Leipz.
Schubert, in Leipz.
Schumann, C. G. in Leipz.
Schultz, Secretair in München. 2 Exempl.
Schönherr u. Böhme, aus Arnstadt.
Schmidt, F. M. in Leipz.
D. Schwabe, in Leipz.
Schrickel, d. R. B. in Leipz.
v. Seebach, General in Göttingen.
Steitmann, in Leißnig.
Stöpel, F. W. in Leipz.
Stumpf, aus Berlin.
Sulzberger, aus der Schweiz.
Süsel, D. aus Halberstadt.
Dem. Tarnow, F. aus Güstrow.
v. Trothe, in Naumburg.
Dem. Troitzsch, in Leipz.
Treutler, H. A. in Leipz.
Uhlirz, J. aus Prag.

v. Veltheim, in Blankenburg.
Vetter, C. G. in Leipz.
Wagner, J. M. aus Prag.
Wagner, in Budissin.
Werner, aus Lauban.
Weissenborn, in Cassel.
Wege, B. F. in Leipz.
Wieprecht, C. T. in Leipz.
Wieprecht, G. G in Leipz.
Witzendorff, in Leipz.
W.., S. T. in Leipz.
Wistemann, J. N. aus Erfurth.
Wolf, B. in Dresden.
Gräf. v. Wratislav, geb. Gräf. v. Kynsky in Prag.
Graf v. Wurmser, in Leipz.
M. Z.., C. E. in Leipz.
v. Zeh, aus München.
Zimthar, in Leipz.
Zimmermann, J. H. in Leipzig.

Inhalt.

1.
Wilhelm Schildhaus. Seite 1

2.
Der Minister. 17

3.
Leonore Roßwald. 38

4.
Rosina Wünsch. 62

5.
Männlicher Starrsinn. 103

6.
Franz von Geißblatt. 145

7.
Wie mag sich ein Kind seiner Mutter schämen. 194

8.
Das Opfer der Schwärmerey und Liebe. 216

9. Eigen=

9.
Eigensinn zerstört Glück und Zufriedenheit. 246

10.
Die gerettete Familie. 273

11.
Fräulein Rosine von S*. 287

12.
Die Kindermörderin. 305

13.
Die Räuber. 330

14.
Die edle Deutsche. 349

Volksgeschichten.

I.

Wilhelm Schildhaus.

Eine Ehestandsgeschichte.

Der Rath Schildhaus lebte schon zehen Jahre in der Ehe, und hatte, unerachtet er, nach der Vorschrift eines berühmten Arztes, kein Jahr unterließ, mit seiner Gemahlin in's Bad zu gehen, noch keinen Leibeserben erzielt, der sein ansehnliches Vermögen dereinst beziehen könnte. Diese von Jahr zu Jahr verfehlte Hofnung machte ihn endlich mismuthig und unzufrieden, und änderte sein gefälliges und verträgliches Wesen in ein mürrisches und zänkisches Betragen gegen seine liebe Frau, als ob sie die Ursache der unerfüllten Hofnung wäre.

Frau Schildhaus war eine gute, geduldige Frau, die lange, ohne Wasser in den

Mund zu nehmen, zu seinem Murren und ungegründeten Vorwürfen schwieg, um den lieben Ehefrieden nicht zu stören; allein endlich fand sie doch sein Betragen zu unüberlegt und ungerecht, und gab ihm seine Vorwürfe mit allerley Zugaben zurück. Nun war des Rechtens kein Ende, und die Erfindungskraft ward von beiden so viel wie möglich angestrengt, um sich frey und den andern schuldig zu machen. Endlich gedieh es sogar dahin, daß keine freundliche Minen mehr gewechselt wurden, womit doch sonst immer der Dispüt begann, und ganze Tage vergingen, ohne daß die beiden Eheleute ein Wort mit einander redeten.

Schildhaus freute sich von Herzen, daß die Jahreszeit da war, in der er gewohnt war in's Bad zu reisen, um sich wieder etwas zu erhohlen und durch Zerstreuungen das Misvergnügen, das diesen Winter über seinen Horizont überzogen hatte, etwas zu zertheilen. Lange aber war er unentschlossen, wie er seiner Frau, mit der er die lezte Zeit ganz uneinig gelebt hatte, den Abreisetag beibringen wollte. Auf eine freundliche Art wollte er es nicht thun, weil er glaubte, sie möchte es als Nachgiebigkeit ans-

auslegen, und von einer mürrischen Art besorgte er, sie möchte nicht mitreisen wollen, und ohne sie — er schüttelte den Kopf dabey und fühlte so etwas, wovon er sich keinen deutlichen Begriff machen konnte.

Es muß doch einmal geschehen, sagte er endlich zu sich selbst, und also heute noch über Tische. Ein Gericht nach dem andern ward auf- und wieder abgetragen, und immer versagte ihm das Sprachorgan. Sie standen auf; nun muß es geschehn! er geht zur Thür hinaus und sagt: „künftigen Donnerstag fahren wir nach Pyrmont.“

„Und ich fahre Uebermorgen;“ sagte Frau Schildhaus.

Er. (an der Thüre) Ohne mich Madame?

Sie. Wenn du nicht mitfahren willst, allerdings!

Er. Seit wenn fassen denn Madame solche Entschließungen, ohne ihren Mann darum zu fragen?

Sie. Seit dem mein Mann ungerecht und unbillig gegen mich handelt.

Er. Wohl sehr unbillig! sehr ungerecht!

Sie. Eben so unbillig und ungerecht, als ob ich mit dem Tische hier hadern wollte,

te, daß er keinen fünften Fuß hervorbringt.

Er. Madame ist sehr stark in Vergleichungen!

Sie. Sie belieben zu scherzen, mein Herr! wär es indessen würklich, so hätt' ich die Kunst meinem Manne zu danken.

Er. Und in wiefern das?

Sie. Weil ich sehr fleißig darüber nachgedacht habe, seine Beschuldigungen so viel möglich in der gehörigen Lächerlichkeit zu zeigen. —

Er. Lächerlichkeit? — Madame! — doch ich will mich heut nicht ärgern! künftigen Donnerstag fahren wir nach Pyrmont.

Sie. Und ich fahre Uebermorgen.

Er. Und Sie fahren nicht.

Der Streit dauerte unter Ab- und Zunehmen noch lange, und endigte sich endlich mit der Uebereinkunft: weder Uebermorgen noch den Donnerstag zu fahren.

Dieser Auftritt wurde wöchentlich einmal, und zulezt, da die Badezeit da war, zwey- und mehrmal wiederhohlt, und weil sie nie mit den Abreisetage einig wurden, unterblieb endlich die Reise für dieses Jahr ganz.

Da-

Dadurch ward aber das Uebel bey unserm Rath Schildhaus verschlimmert, und er brachte es endlich so weit, daß sich seine Gattin von seinem Bette trennte, und ihn nun ungestört mit seinem Kopfkissen murren und hadern ließ.

Sonderbar genug, daß schon die erste Trennungswoche die Frau Räthin eine Veränderung in sich zu spüren glaubte, und bald würklich davon überzeugt wurde. Ihre Freude war unbeschreiblich, und schon war sie in vollem Sprunge, die Nachricht ihrem grämlichen Gatten zu überbringen, als ihr einfiel: ob er es wohl verdiene, daß sie ihn sobald der Freude theilhaft mache? und sie kehrte um und beschloß, so lange zu schweigen, bis er selbst so etwas von einer Veränderung wahrnähme.

Wie sonderbar doch bisweilen sich der Mensch von Laune regieren lassen kann! Das mürrische und grämliche Betragen ihres Mannes war der Frau Schildhaus bisher unerträglich gewesen, hatte sie sogar aus dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer getrieben, und jezt wurde sie unzufrieden, wenn er nicht Gelegenheit suchte, mit ihr zu streiten und zu zanken. Eben so unzufrieden

war der Rath, daß ihm seine Gattin nicht mehr so lebhaft und bitter widersprach, wie gewöhnlich, weil ihm dadurch Stoff entging, seine Zänkerey in die Länge zu ziehen. Auch gab bey ihr Anlaß zum Misvergnügen, daß der liebe Mann so blödsichtig war und die Veränderung an ihr, die sie doch auf alle mögliche Weise sichtbar zu machen suchte, nicht bemerkte. Und so dauerte das Misvergnügen und die Unzufriedenheit, die in allen Kleinigkeiten Anlaß fanden, fort, bis man dem Rath Schildhaus auswärts zu der längst gewünschten Erfüllung seiner Hofnung Glück wünschte. Er sah dabey hoch auf, lehnte es ab und ward verdrüßlich, daß seine misvergnügte Ehe bekannt und er zum Gegenstande des Spottes worden wäre. Voll Zorn eilte er nach Hause und wollte seinen Unwillen auf eine recht fühlbare und strenge Art an seiner Frau ausüben. Hastig trat er in ihr Zimmer; sie stand im Nachtkleide vor dem Spiegel, war im Begriff sich auszukleiden, und stuzte über den späten Besuch ihres Mannes, weil er der erste nach ihrer Trennung war. Schildhaus verstummte, wie er sie ansichtig ward; es schien, als ob er so etwas be-

bemerkte, das ihm den Glückwunsch begründete. Er trat näher und untersuchte mit angestrengter Aufmerksamkeit ihre ganze Figur, und war und blieb zweifelhaft, ob und wie er das Stillschweigen brechen sollte.

Eben so unschlüßig blieb Frau Schildhaus: ob sie gütlich oder empfindlich sein Beobachten unterbrechen, oder sich ihm ganz entziehen sollte; und so blieb es ein stummer Auftritt von einem Augenblick zum andern. Schildhaus entfernte sich nachdenkend, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben, und überließ seine Frau in Verwundrung und Ungewißheit der Bedeutung dieser stillen Zusammenkunft.

Diese Nacht ward von beiden Theilen schlaflos zugebracht. Schildhaus zweifelte: „ja wenn wir im Bade gewesen wären,“ sagte er zu sich selbst, „so dächt' ich noch eher, die Leute hätten Recht und meinen Augen wäre kein Blendwerk vorgekommen, aber so“ — (nemlich er hatte einen Arzt wegen seiner unfruchtbaren Ehe befragt, der ihm denn, nach genau erwogenen Umständen, die Versicherung gegeben hatte: wenn

der Pyrmonter Brunnen und das Bad nicht anschlagende Mittel wären, so bliebe ihm keine Hofnung. Schildhaus glaubte dem Sohne Aeskulaps, weil sein Ruf der Untrüglichkeit überall vor ihm herging, hatte also noch kein Jahr versäumt mit seiner lieben Ehefrau die Segensquelle zu besuchen und das angegebene Universalmittel immer ohne Würkung gefunden.) „Mißhelligkeit hat die diesjährige Wallfahrt verhindert, und doch sollte sie guter Hofnung seyn! — Ohne Gebrauch des einzigen Hülfsmittels? — Thorheit ist es!" rief er aus, „denn sie würde mir es schon längst entdeckt haben; die Ursache unsrer Uneinigkeit wäre gehoben, der Hausfriede wäre wieder hergestellt, und wir führten die glücklichste Ehe. — Wenn sie aber stille schwiege, um sich zu rächen, weil ich sie vielleicht bisweilen zu hart angelassen habe? — Oder sie verspart es, um mir mit ihrer nähern Niederkunft eine desto größere Freude zu machen." Schildhaus wählte und verwarf; glaubte jezt und lachte in eben dem Moment über seinen Glauben, und fiel bey schon hellem Morgen in sanften Schlummer.

Eben so unruhig und mit mancherley Bildern der Einbildungskraft beschäftiget, die die stumme Erscheinung ihres Mannes aufklären sollten, erblickte Madam die Morgenröthe und überließ sich nun mit Vergnügen dem sich meldenden Schlafe. Der andere Tag und die folgende ganze Woche war nichts entscheidender für unsern ungewissen Schildhaus, weil er es durchaus nicht über sich gewinnen konnte, mit seiner Frau darüber zu sprechen, und es für ihre Schuldigkeit hielt, den Anfang zur Wiederaussöhnung und Herstellung des Hausfriedens zu machen, wenn sie das Mittel in Händen hätte. Und daß es Madame Schildhaus für Schuldigkeit ihres Mannes hielt, den ersten Schritt zu thun, darf ich wohl nicht erst erwähnen, und so erneuerte sich Zank und Streit auf's neue; man fing an sich bitter zu hassen, und Misvergnügen, Gram und Kummer folterten Mann und Frau, die durch ein wenig Nachgebung und ein aufrichtiges Wort so glücklich und zufrieden leben konnten.

Vielleicht werden meine unverheiratheten Leser die Erzählung für ersonnen und dergleichen Vorfall für unmöglich halten; allein nichts

weniger! und ich bin überzeugt, daß mancher verehelichte Leser und manche verehelichte Leserin, wenn sie der Wahrheit, die ihr Gewissen bezeugen wird, die Ehre geben wollen, werden gestehen müssen, daß fast jeder eheliche Zwist von hartnäckiger, eigensinniger Beharrlichkeit und Mangel einer vernünftigen und gefälligen Nachgiebigkeit, herrührt. Jeder Theil fodert von dem andern Nachgeben, läßt sich von Eigenliebe blenden, beharrt auf seinem Sinne und — die Folge? — Wenn es leichte Uebergänge sind, die eine süße Versöhnung unmittelbar bey sich führen, so kann es als Unterbrechung eines beständigen Einerley gelten, die eine gewisse Neuheit zu haben scheint, die man eine Würze der ehelichen Liebe nennen möchte. Allein wie leicht kann auch ein solches Benehmen nach und nach so böses Blut setzen, das den ganzen Körper verdirbt, und daß die gehofte Zufriedenheit des ehelichen Lebens in quaalvolles Misvergnügen übergeht. Wie manche misvergnügte Ehe könnte so leicht vergnügt und zufrieden erhalten werden, wenn man im Anfange nur etwas mehr der Vernunft und Billigkeit Gehör gäbe, als vorgefaßter Meynung und

Ei-

Eigendünkel, und wenn man den Werth seiner lieben Person, zum Nachtheil der andern, nicht zu hoch ansezte.

Wenn wir auch zugeben wollten, daß die unfruchtbare Ehe unsern Schildhaus misvergnügt zu machen, gegründete Ursache hätte seyn können, so war es doch immer unbillig, seine Frau darunter leiden zu lassen? und warum näherte er sich ihr auf keine Weise und sie sich ihm, nicht? Es ist nun einmal mit dem Menschen so; welche Leidenschaft es sey! wenn er seine Vernunft nicht beständig dabey zu Rathe zieht, so wird sie bald zur Dominante und weiß sich so einzuschmeicheln, daß wir uns überreden können, sie sey uns unentbehrlich und gehöre nothwendig zu unserm Ich. Angenehm oder unangenehm macht hier keinen Unterschied; ihr unterworfen ärgern wir uns eben so leicht, als wir uns freuen, und hat sie sich einmal in Positur gesezt, so fällt es der Vernunft schwer, ihre einmal vergebnen Rechte wieder zu erlangen, und sie ganz mit der Wurzel auszureißen, in vielen Fällen ganz unmöglich. Sie kann sich einige Zeit verborgen halten; aber dann sammlet sie Kräfte, lauert auf gute Gelen

genheit, und bricht dann mit der größten Gewalt hervor. Und dies ist die Folge in meiner Erzählung.

Schildhaus verlohr endlich seine Zweifel an seinen Nachkommen, freute sich von Herzen und ward bald der gefällige und freundliche Ehemann wieder, der er vorhin gewesen war, unerachtet er bisweilen so einen gewissen innern Drang fühlte, seiner lieben Frau Vorwürfe zu machen, daß sie ihn so lange in Ungewißheit gelassen und die Freude vorenthalten hätte. Die Versöhnung geschah mit allen äußern Zeichen einer vollkommen hergestellten Liebe, und ward mit einem feierlichen Einzuge in's gemeinschaftliche Schlafzimmer beschlossen.

Bald darauf wurde Madam Schildhaus mit einem jungen Erben entbunden; er ward mit großen und seiner Wichtigkeit angemessenen Feierlichkeiten empfangen, und alle Freunde, Nachbarn und Bekannte nahmen Theil an der Freude.

Vier Jahr lebte nun unser Ehepaar so ganz vergnügt und freute sich über den kleinen lieben Nachkommen, der, nach aller alten Nachbarinnen Behauptung, seinem Vater, bis auf die Nase, die er von seinem

Groß-

Großvater, mütterlicher Seite, haben sollte, wie aus den Augen geschnitten war. Nach und nach aber verlohr das Knäblein an Neuheit bey seinem Vater, der jezt sehr oft wieder üble Laune bekam, und sich Tagelang in seinem Arbeitszimmer aufhielt, ohne ein einzigesmal zu seiner Frau zu gehen, dem Spiele des Kleinen zuzusehen, und sich mit ihr gemeinschaftlich zu erfreuen. Dies nahm natürlich die Mutter sehr übel, und wie ihn ihr sanftes und freundschaftliches Erkundigen nicht wieder zurückführen konnte, so folgte Stillschweigen und Kaltsinn, den er seinerseits als Vernachläßigung auslegte, und die Mishelligkeit fing an auf's neue mit aller Macht zu herrschen, bis zulezt ein Traum das Ganze von Grund aus zerrüttete.

Schildhaus sah sich im Traume auf eine Heimreise versezt, und freute sich recht herzlich, seine Frau und seinen lieben Wilhelm zu sehen, von denen er eine lange Zeit weggewesen war. Er trat in seiner Frauen Zimmer, der kleine Wilhelm fragte ihn als einen Unbekannten: was er wolle? und gab auf die Frage: ob er seinen Vater nicht mehr kenne? zur Antwort, daß er es mit

nichtem sey, sondern sein Vater wäre bey der Mutter im Garten. In dem Augenblick sah sich Schildhaus in den Garten versezt, erblickte seine Frau am Arm eines Unbekannten lustwandeln, rief ihr laut zu, erwachte und bebte an allen Gliedern vor Zorn.

Weder Inhalt noch Zusammensetzung des Traumes ist so außerordentlich und bedeutend, und zehn Ehemänner werden bisweilen weit sonderbarer geträumt haben, ohne daß sie in ihrer Ruhe gestört worden wären. Allein auf unsern Schildhaus machte er einen gewaltigen Eindruck. Er rief den Orakelspruch des Arztes in sein Gedächtniß zurück: wenn der Pyrmonter Brunnen und das Bad nicht hilft, so sind alle andere Mittel vergebens angewandt. Kein ander Mittel? rief Schildhaus, und wir waren das Jahr nicht im Bade? Sollt' ich hintergangen, betrogen seyn? und der böse Geist, Mismuth, zischelte ihm ein leises Ja in die Ohren. Wachend sah er seine Frau nun beständig am Arm eines Unbekannten und ganz allein, in seinem Arbeitszimmer hörte er die Worte seines Wilhelms:

du

du bist nicht mein Vater, mein Vater ist bey der Mutter im Garten.

Nun verließ ihn alles vernünftige Nachdenken; seine Frau war in seinen Augen eine Treulose und sein Sohn ein Bastart. Er nahm einmal um das andere den alten Kalender, zählte Wochen und Tage, suchte die Zeit zu finden, wie sich ehemals seine Frau von ihm trennte, und unerachtet ihm der Kalender nicht die geringste Auskunft ertheilen konnte, der noch dazu von einem ganz andern Jahre war, so legte er ihn doch niemals hin, ohne daß seine gefaßte Meynung immer mehr zum überzeugten Glauben überging. Es ist unbeschreiblich, was der Mann litt. Er hatte nirgend Ruhe; war er allein, so ward er von Gram und Zorn zerrissen, und sah er seine Frau, so folgte auf die bittersten Vorwürfe schreckliches Gezänk, und am Ende bey ihren Widersprüchen sogar derbe Schläge, bis sie ihn ganz verließ und zu ihrer Schwester auf's Land zog.

Schildhaus, nun allein, war nichts ruhiger, er blieb der Raub seines Grames, und die Aerzte mögen es bestimmen, ob der die Ursache war, daß er in eine Lungensucht

ver-

verfiel, die binnen Jahr und Tag seinem traurigen Leben ein Ende machte. Er glaubte sich überzeugt von der Untreue seiner Frau, unerachtet er keinen andern Grund hatte, als den Ausspruch seines Arztes und seinen Traum, hatte durch ein gerichtlich niedergelegtes Testament sein ganzes Vermögen an weitläuftige Anverwandten vermacht und Frau und Sohn enterbt.

Frau Schildhaus überlebte ihn nicht lange; so leidlich sie sich bisher immer noch zu fassen gewußt hatte, so war doch der lezte Schlag zu erschütternd, als daß er ihrer Gesundheit nicht höchst nachtheilig hätte seyn sollen. Sie starb und hinterlies den so lange gewünschten Sohn, als Knaben von acht Jahren, ihrer gutmüthigen Schwester zur Erziehung, die auch alle mütterliche Sorgfalt bis in sein dreizehntes Jahr anwandte, da er ein Raub der Blattern ward.

---

2. Der

2.

Der Minister.

Man schneide in die Rinde eines jungen Baumes ein Zeichen oder eine Figur, und das Zeichen oder die Figur wächst mit dem Baume, und noch in seinem hohen Alter erkennt man bisweilen das Zeichen.

Man präge einer jungen Menschenseele eine Idee, ein Zeichen, ein, und noch im hohen Alter glüht die Idee wie ein Feuerbrand.

Es ist schon viel von der Freiheit des Menschen philosophirt worden, und man hat sie auf alle Art zu beweisen gesucht. Es liegt viel Süßes in diesem Glauben, und ich möchte behaupten, blos, weil er der Eigenliebe und der Selbstgenügsamkeit schmeichelt, hat er so viel eifrige Vertheidiger gefunden, unerachtet bey genauer Untersuchung, jede augenblickliche Handlung des Menschen von eingeprägten Ideen, von der Sinnlichkeit, Verhältnissen u. s. w. abzuhängen scheint.

Wir lachen oft über die Einbildung irgend eines Menschen und schelten sie Thorheit, weil wir nicht einsehen können, daß sie in seinem Verhältnisse realisirt werden kann, und vielleicht sieht der Ehrenmann die Möglichkeit seiner Einbildung eben so wenig ein; allein warum lachen wir? warum nennen wir es Thorheit? Wenn es nun eingeschnittnes Zeichen in die Baumrinde ist? Wenn nun lieb Mamachen eine Idee in seine junge Seele einprägte, sie nährte und unter ihrer Zucht aufwachsen ließ? wenn nun der gute Mann eben so wenig für diese lebhafte Idee könnte, als daß sein Mittelfinger länger ist, als die übrigen? Man betrachte diesen Eingang als eine Schuzrede für meinen Helden, dessen Leben ich hier liefern will, und bringt eignes Nachdenken darauf: daß Manches, was wir an unsern Nebenmenschen Thorheit schelten und verlachen, eher Nachsicht und Mitleiden verdiene, als Spott und Verachtung, so ist meine Absicht erreicht.

Ludwig war der einzige Sohn des Hofrath Elsebein.

Elsebein war Amtmann und Hofrath, wie man sagte, nicht seiner Kenntnisse wegen,

gen, sondern weil er aus einer der vornehmsten Familien des Fürstenthums Maßenberg war, und weil er sich mit der sechsten Tochter aus einer eben so vornehmen Familie vermählte. Es war eine politische Heirath, die an Höfen und in der Nähe der Höfe sehr oft, wo nicht meistens vorfallen.

Der Regierungsrath Gries, der großen Einfluß auf den Fürsten sonst gehabt hatte, war, der Himmel weiß wodurch, in Ungunst gefallen, und der Hofrath Elsebein war seit einiger Zeit alles in allem.

Der Regierungsrath Gries wandte alle seine Geschicklichkeit an, sich wieder in seinen vorigen Stand zu setzen, allein zu seinem größten Leidwesen sah er alle seine Hofkünste diesmal scheitern, und der Fürst blieb kalt gegen ihn.

Schon fing der Gram an, heftig an seinem Herzen zu nagen; denn einem wahren und ächten Hofmanne sind die gnädigen Blicke seines Fürsten eben so unentbehrlich, wie das Sonnenlicht der Erde. Nur sie erwärmen und beleben ihn, und ohne sie verliert er Muth und Kraft, verwelkt und vergeht.

Louise, die sechste Tochter des Herrn Regierungsraths, war ein Mädchen von seltnen Talenten. Von Kindheit an hatte sie mit ihren Brüdern in allem, was der Herr Hofmeister lehrte, gewetteifert, alle weibliche Geschäfte ekelten sie an, und ein lateinischer Schriftsteller war ihr lieber als der Strickbeutel. Mit ihrem sechzehnten Jahre half sie ihrem Vater in seinen Geschäften arbeiten, und nach der Zeit behauptete man durchgängig, daß er sich in den wichtigsten Fällen auf sie mehr verlassen könnte, als auf den besten Sekretair.

Der Hofrath Elsebein war, seines Sohnes wegen, in Verlegenheit. Wenn eine Vakanz vorfiel, dachte er an ihn, war aber redlich genug, daß er ihn bey sich für unfähig erkannte und ihn also niemals vorschlug.

Endlich fiel es dem Regierungsrath Gries ein: ob er sich nicht durch eine nähere Verbindung mit Elsebein wieder geltend machen könnte? Es kam ihm sehr wahrscheinlich vor, und von Stund an suchte er es so einzuleiten, seine Louise mit dem jungen Elsebein zu verehlichen. Die Sache kam bald zu Stande, da die bekannten Talente Loui-

sens alle Bedenken und Einwendungen des Hofraths hoben, und sein Sohn erhielt die nächste Renterey eines Amtes mit dem Titel Amtmann, dem auch bald der Titel Hofrath folgte, wie sein Vater zum geheimen Rath erhoben wurde.

Ich glaubte diese Familiennachricht mittheilen zu müssen, weil ich sie zu einiger Erläuterung der Folge der Geschichte für nöthig halte.

Daß Madam Louise Elsebein, gebohrne Gries, das Amt ihres Mannes verwalte, war nirgends, selbst dem Fürsten, kein Geheimniß, und hätte sichs irgend auf eine Weise thun lassen, so hätte sie gewiß das Amt, auch nach ihres Herrn Gemahls Tode, der nach acht Jahren nach der Verehlichung erfolgte, behalten können; allein da solche Aemter einen Mann, wenigstens dem Namen nach, erfordern, so mußte sie einem Nachfolger weichen.

Die einzige Frucht dieser Ehe war ein Sohn, auf dem der Geist seiner Mutter dreifach ruhte. Er war als Knabe, wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten, die Bewunderung der ganzen Stadt, und seine Mutter sparte keine Mühe und keine Kosten,

dies junge Genie zur höchsten Vollkommenheit auszubilden.

Ich bilde für Ihro Durchlaucht, sagte sie einst zum Fürsten, der bey ihr abgestiegen war, als er einmal in dieser Stadt war, und ihr wegen des Vielwissens des eilfjährigen Knabens einige Artigkeiten sagte, einen ersten Minister. Und wurde der Knabe gefragt, wie es wohl zu geschehen pflegt, was er künftig werden wolle, so war seine Antwort: ein Minister. Mit dieser Idee erreichte er das siebenzehnte Jahr und ward von seinen Lehrern, als der hofnungsvollste Jüngling, für fähig erklärt, die Akademie zu beziehen.

Nun ein Bild von unserm Helden, wie er aus den Händen seiner Mutter ging, die in Thränen schwamm, daß sie ihn nicht begleiten konnte.

Ludwig war schön gewachsen und sehr fein gebildet, und in Frauenkleidern hätte man ihn nicht zu dem männlichen Geschlechte gezählt. Er war äußerst reinlich und pünktlich in seinem Anzuge, und der Taschenspiegel war sein beständiger Rathgeber und Begleiter. Sein Gang und überhaupt die ganze Tragung seines Körpers verrieth

viel

viel angenommenes Wesen, Selbstschätzung und Stolz. In seinem Umgange zeigte er Wohlwollenheit gegen jedermann, jedoch immer so, daß er seinen überwiegenden Werth und Eigendünkel durchaus blicken ließ. Wer sich unter ihn stellte und seiner hohen Einbildung schmeichelte, der gewann sein Herz, und ein von fern geäußerter Wunsch ward ihm nach Möglichkeit gewährt. Er war sehr reizbar und konnte leicht bis zu Thränen gerührt werden, nur mußte dabey sein Stolz nicht leiden, und überwältigte ihn seine Reizbarkeit, so folgte Gram und Zorn über seine niedrige Schwäche, wie er es nannte.

Er hatte viel Verstand, ein starkes Gedächtniß, eine scharfe Beurtheilungskraft, und durchsah alles in großer Geschwindigkeit. Staatengeschichte und Staatswissenschaft war sein Lieblingsstudium, und gewiß war kein merkwürdiger Vorfall und kein auszeichnender Vertrag oder Gesetz irgend eines Reichs, worüber er nicht mit Genauigkeit und Bündigkeit zu sprechen gewußt hätte. Hierin hatte er seine Mutter allein zum Lehrer gehabt, weil sie glaubte, daß diese Kenntnisse einem künftigen Mini-

ster nicht früh genug beigebracht werden könnten.

Er war sehr argwöhnisch und empfindlich, und gerieth bey geringem Widerspruch in Feuer. Seine Freundschaft und sein Wohlwollen dauerte nur so lange, als er sich durchaus geehrt sahe: zwar änderte er nach Vorschrift seiner Mutter, nur selten sein äußeres Betragen; allein er trug Groll im Herzen und ließ gewiß keine Gelegenheit vorbey, sich wegen der geringsten Beleidigung, war sie auch oft nur in seiner Einbildung, auf das bitterste zu rächen.

Wohlstand und gute Sitten waren ihm mehr als Gott, und eher konnte man ihn beschuldigen, daß er sie zu heilig hielt, als daß er nur im geringsten dagegen gefehlt hätte.

Ludwig nahm von allen seinen Verwandten Abschied, ließ sich dem Fürsten vorstellen, war stolz auf seine Gnadenversicherungen, und bezog die Akademie mit dem festen Vorsatze, den Minister vollends auszubilden.

Von seiner Ministeridee gewiegt und geleitet, hatte er bisher in dem Umgange mit seiner Mutter, die sie auf alle mögliche Art

nähr-

nährte und pflegte, ein glückseliges Leben geführt. Sie hatte ihn aller Gesellschaft von Kindheit an, mit Knaben und Jünglingen seines Alters, entzogen und in die größten und vornehmsten Gesellschaften eingeführt, wo der altkluge Knabe und weise, wohlgesittete Jüngling, wenigstens dem Anschein nach, bewundert wurde.

Natürlich also, daß unser junge Elsebein der Bewundrung seiner Person so gewohnt wurde, daß sie zu seiner Zufriedenheit und Glückseligkeit unentbehrlich war und in eine Jünglingsgesellschaft durchaus nicht paßte, weil seine strenge Wohlanständigkeit, sein Weisethun und sein Eigendünkel anstatt Bewundrung, Spott erzeugte. Folglich war es um seine Ruhe und Zufriedenheit auf der Akademie bald geschehen; und endlich brachte es seine Aufwallung so weit, daß ihn Spott und Gelächter auf allen Straßen verfolgte. Einige Freunde suchten ihn auf die wahre Ursache aufmerksam zu machen, allein von seinem Eigendünkel geblendet, behandelte er sie so, daß sie ihn als einen unheilbaren Thoren betrachteten, der freundschaftlichen Rath nicht verdiene. Andere zogen Vortheil von sei-

ner Schwäche, schmeichelten seinem Schooskinde, zehrten aus seinem Beutel und lachten über seine Einfalt.

Indessen sezte er bey allen Kränkungen und Misvergnügen sein Studieren mit allem Eifer fort, und gewiß war unter allen damals studierenden Jünglingen nicht einer, der ihm an historischen, statistischen und politischen Kenntnissen gleich gesezt werden konnte. Die Biographien der berühmtesten Minister wußte er ganz umständlich zu erzählen und beurtheilte ihre Handlungen scharf und genau.

Seine Ministeridee ging endlich in den Glauben über, daß er von der Vorsicht dazu bestimmt sey, weil er in sich diesen und keinen andern Beruf fühle; und dieser Glaube ward zur Gewißheit, wie er von seiner Mutter die Nachricht erhielt: daß ihn der Fürst nach Endigung seiner akademischen Jahre, reisen lassen und ihn dann im Kabinet anstellen wolle.

Der junge Elsebein war außer sich bey der Nachricht, und einige seiner Bekannten, die eben zugegen waren, besorgten Folgen in Ansehung seines Verstandes. Er weinte laut, umarmte einen nach dem andern, zit-

terte am ganzen Körper, und alles was er sagte war unzusammenhängend und ohne Sinn.

Wie viel die Nachricht auf sein Betragen würkte, wird man sich leicht vorstellen, wenn man das, was bereits von ihm gesagt worden ist, erwägt. Er ward nun noch mehr zum Mährlein und zum Gegenstande des Gelächters und des Mitleidens bey Vernünftigern auf der ganzen Akademie. Ich übergehe das alles, um die Leser nicht zu ermüden, und will sie nun mit dem bekannt machen, was zur Erläuterung der Geschichte nothwendig gehört.

Die Griesische Familie hatte ihre Geltung am Hofe nicht wieder erlangen können, und der alte Regierungsrath war trostlos hinunter in die Grube gefahren.

Durch das Ansehen des alten geheimen Raths Elsebein, Ludwigs Großvater, hatte der Fürst den Entschluß in Gnaden gefaßt, den hofnungsvollen jungen Menschen reisen zu lassen und förder für ihn zu sorgen. Bald aber nach der gnädigsten Resolution starb der alte geheime Rath, und da die Gunst des Fürsten blos ein lebenslängliches Attribut des geheimen Raths war, und

und nicht ein Beneficium, das auf der Familie ruhte, so wird man die Folge leicht errathen.

Ludwigs Mutter war ihrem Vater bald nachgefolgt. Eine gefährliche Krankheit übereilte sie; sie schrieb an ihren Liebling, gab ihm noch manche gute Lehre für seine künftige Laufbahn, und starb ganz ruhig, weil sie die gnädigsten Versicherungen von des Fürsten eigener Hand, an den sie auch, ihres Ludwigs wegen, geschrieben, vor sich hatte.

Ludwig Elsebein kam mit den größten Erwartungen nach Hause und sah die größte Bewundrung im Geiste voraus, mit der man ihn überall empfangen würde. Nach Wohlstandssitte ließ er sich zuerst dem Fürsten vorstellen, und wollte ihm unterthänigst Rechenschaft ablegen, wie er seine akademischen Jahre angewendet hätte; allein der Fürst ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern fragte:

Wo er studiert hätte?

Wie lange?

Wie hoch sich die Anzahl der Studierenden belaufe?

und entließ ihn, wie die Fragen nur halb beant-

beantwortet waren, mit dem gnädigsten Blicke und der Versicherung, daß er an ihn denken würde.

Aeußerst misvergnügt eilte Elsebein nach Hause und verfiel in gewaltige Wehmuth über den kalten Empfang des Fürsten. Nach einiger Erholung aber entschuldigte er es mit überhäuften Geschäften, und beruhigte sich doch wieder so weit, daß er seine Ankunftsbesuche nach Stand und Würden abstatten konnte.

In allen seinen Vorstellungen fand sich Elsebein hintergangen. Die Großen des Hofes, die sonst seine Talente mit so vieler Herablassung bewundert hatten, blickten jezt von einer so steilen Höhe auf ihn herab, daß er fast seine Lorgnette hätte zur Hand nehmen müssen, um sie zu erkennen. Allein dies Betragen wußt' er sich eher zu erklären: es war Neid und Scheelsucht, mit der man seine Verdienste betrachtete, und er nahm sich fest vor, sobald das Ruder in seinen Händen wäre, sich genugsam zu rächen.

Elsebein war ein halbes Jahr nach Hause, hatte noch einige eben so kurze und unbedeutende Audienzen bey Sr. Durchlaucht gehabt, und nie war des Reisens erwähnt

worden. Er entschloß sich endlich, auf eigne Kosten nach Frankreich zu gehen, meldete sein Vorhaben dem Fürsten, bat um Urlaub, und erhielt ihn mit dem gnädigsten Wunsche einer glücklichen Reise. Viele Freunde, die ihn schäzten und liebten, denn seine Ministergrille ausgenommen, war er ein sehr angenehmer junger Mann von vielen Kenntnissen, suchten ihm seinen Vorsatz auszureden: denn, sagten sie,

Es ist nun einmal so, ja wäre Ihr Grosvater, der geheime Rath, noch am Leben, aber so — glauben Sie, die Bullingthalische Familie ist jezt am Brete, und immer war zwischen dem geheimen Rath und der Familie eine gewisse Spannung, daß also schwerlich zu hoffen steht, daß sich der Fürst an sein ehemaliges Versprechen, mit dem er vielleicht gar nur ihrem Grosvater ein Kompliment machen wollte, erinnern wird. Ersparen Sie sich die Reisekosten, fangen Sie an zu arbeiten und zeigen Sie Ihre Talente, und die Zeit wird den besten Aufschluß geben.

Dies war ihre einstimmige Meynung, und bisweilen schien es auch, als ob ihnen Elsebein

dein beipflichten wollte; allein die Minister-idee war gar zu süß, der Fürst hatte es seiner Mutter versprochen, und er unternahm die Reise.

Nach achtzehn Monaten kam Elsebein wieder, er hatte ein schönes Kapital verreist, wurde eben so kalt wieder empfangen, und alles war wie vorher, nur daß er jezt seine Audienz bei'm Fürsten in französischer Sprache, über französische Moden und Opertänzerinnen, gehalten hatte.

Zwey Jahre waren nun wieder verflossen, ohne daß an Elsebein weiter gedacht wurde, als daß man sich allerhand Anekdötchen von seiner hohen Idee erzählte. Gute Freunde, die ihn als brauchbaren und geschickten Mann kannten, unternahmen es von neuem, das Phantom seiner Einbildung zu zerstreuen; allein je mehr Mühe sie sich gaben, je bündigere Beweise sie hervorsuchten, den Ungrund seiner Hofnung zu zeigen, desto hartnäckiger und beharrlicher fanden sie ihn von Zeit zu Zeit. Es muß noch kommen, war seine Antwort jedesmal, es kommt gewiß, nur Geduld!

Und wenn? vielleicht am Abend Ihres Lebens! und Sie haben eine so lange Reihe

Reihe Jahre Ihres Lebens ungenuzt hinstreichen lassen, und können so viel durch Ihre Talente nutzen.

„Und wenn ich heut den Punkt erreiche und künftiges Jahr zu Grabe getragen werde, immerhin! In einem Jahre kann so viel gethan werden, daß man Jahrhunderte davon redet."

Alle Versuche waren vergebens bey einem so sehr vernünftigen Manne eine Idee zu vernichten, die er, so zu sagen, aus der Mutterbrust gesogen hatte. Und der traurige Erfolg war, wie er einen ansehnlichen Posten nach dem andern an Söhne der geltenden Familie vergeben sahe, daß er in Schwermuth und endlich in völlige Melancholie verfiel.

Niemand argwohnte anfangs die Zerrüttung seines Verstandes, wie er auf einmal wieder öffentlich und ganz heiter erschien, im Gegentheil glaubte man ihn von seiner Seelenkrankheit gänzlich geheilt. Er ließ verschiedne Veränderungen in seinem Hause vornehmen, alle Zimmer verschönern und mit Geschmack und Kosten auszieren. Unter andern legte er sich auch ein sehr niedliches Kabinet mit zwey Vorzimmern an, aus dem

dem er in ein größeres Zimmer und daraus in einen schönen Saal kommen konnte.

Jedermann tadelte den Kostenaufwand, der für sein Vermögen viel zu groß war, allein niemand dachte an die Ursache. Seine bedenklichen Freunde verwies er mit spöttischem Lächeln zur Geduld, weil sich alles in kurzem aufklären würde. Man rieth endlich auf eine Verheirathung mit einer ganz entfernten Anverwandtin, die auf 130000 Gulden baares Vermögen geschäzt wurde, die er bisher für viel zu gering für seinen Ministerstand gehalten hatte, weil sie eines Pachters Tochter war, unerachtet er das Mädchen liebte und auch wieder geliebt wurde, und seine treuen Freunde freuten sich, daß er endlich zu besserer Erkenntniß gekommen sey.

Elsebein verreiste, er war geheimnißvoll, und man glaubte, er reise zu seiner Braut; allein wie erstaunte man, als er nach einigen Wochen mit Equipage und fünf Bedienten zurückkam, und seinen Freunden melden ließ: der Graf von Elsebein, Staatsminister Sr. Rußisch Kaiserlichen Majestät, sey wieder im besten Wohlseyn angelangt. Jeder eilte, mit seinen Augen zu sehen, und er-

hielt im Vorzimmer von dem Kammerdiener die Nachricht: Seine Exzellenz hätten eben dringende Geschäfte und könnten Niemand sprechen. Man staunte die Leute an und wußte nichts zu sagen, weil sie so ernsthaft die Befehle ihres Herrn ausrichteten, und vielleicht selbst die Irrung seines Verstandes noch nicht geargwohnt hatten.

Die Mähre kam vor den Fürsten, er sandte einen Kavalier hin, der von der Narrheit des Menschen Kundschaft einziehen sollte; aber der Staatsminister hatte auch jezt wichtige Geschäfte und der Herr von — ward auf eine andere Zeit beschieden.

Einige Wochen ward Niemand vorgelassen und niemand wußte, was er in seiner Einsamkeit vornahm. Endlich erhielten seine Freunde, einer nach dem andern, Audienz. Mit den ausgesuchtesten Worten entschuldigte er sich bey jedem, daß ihm seine bisherigen Geschäfte, die sehr dringend gewesen wären, nicht erlaubt hätten, sie vor sich zu lassen, und er glaubte Entschuldigung zu finden, wenn sie die Wichtigkeit der Monarchin in Erwägung ziehen wollten, die die Gnade gehabt hätte ihn in den Gra-

fenstand zu erheben und zu ihrem Staatsminister zu ernennen.

Darauf unterhielt er sich mit jedem eine kurze Zeit über diese und jene politische Materie, entließ jeden mit dem besten Ministeranstande, und kein Mensch konnte Verstandesverwirrung aus seinen Reden schließen, so ordentlich, zusammenhängend und gründlich war alles, was er sprach. Ein Freund wagte es, seinen Stand und Würde zu bezweifeln; er lächelte anfangs hönisch, wie jener aber fortfuhr, gerieth er so in Wuth, daß er nach einer Pistole griff und ihn unstreitig für seinen Unglauben hart gestraft hätte, wenn jener nicht mit der größten Geschwindigkeit geflüchtet wäre. Darauf erzählte er jedem, daß der ebenangegebene Freund ein Staatsverbrechen begangen habe, daß er sich zwar alle Mühe gäbe ihn zu retten; allein allen Umständen nach wäre es nicht möglich, und so leid es ihm wäre, so müsse er doch, der Gerechtigkeit zur Ehre, in sein Todesurtheil mit einstimmen.

Seine Verwandten trafen endlich die Vermittelung, daß er festgenommen und seine Bedienten abgedankt wurden, damit sein

übriges Vermögen nicht auch mit seinem Verstande scheiterte. Nur war die Frage, wie man ihm auf gute Art beikäme, da er beständig scharfgeladene Pistolen neben sich liegen hatte, und nie aus seinem Zimmer kam. Ein Offizier wagt' es endlich, ließ sich bey ihm melden, und wie er vorgelassen wurde, kündigte er ihm im Namen Ihro Majestät der Kaiserin, Arrest an.

Elsebein erschrak, erhohlte sich aber bald, und sagte ganz gleichgültig: solche Blumen werden in einem solchen Garten gebrochen! mein Herr, ich bin in Ihrer Gewalt. Der Offizier bemächtigte sich darauf aller tödtlichen Gewehre und ließ einen Mann Wache bey ihm.

Man kaufte ihn darauf von dem noch übrigen kleinen Vermögen in ein Hospital ein, wo er noch zehn Jahr mit seiner Ministeridee spielte, und allen erzählte, die es wissen wollten, daß ihm seine strenge Gerechtigkeitsliebe den Haß und Verfolgung aller Großen zugezogen, daß er, um sein Leben zu sichern, die Flucht hätte ergreifen müssen, und nun hier mit jedem Posttage die Nachricht erwarte, daß Ihro Majestät

sei-

seine Unschuld erkannt habe, und ihn mit allem Pomp zurückrufen werde. Er starb in seinem vier und dreissigsten Jahre und hatte der Welt so wenig genüzt, der er, seinen Naturgaben nach, so viel hätte nüzen können.

So viel konnte eine in der Jugend eingeprägte Idee zernichten.

3.

Leonore Roßwald.

Zu einer teutschen Residenz war es, wo ein Bürgermädchen sich ihren künftigen Mann als Rath oder wenigstens als Sekretair dachte, weil sie ein niedliches Gesicht hatte und ganz artig gewachsen war. Allein zu ihrem größten Leiden waren ihre Eltern so sehr gegen dergleichen Gedanken von Erhebung über den Stand ihrer Geburt eingenommen, daß sie nicht das geringste äussern durfte, wenn sie sich nicht einer harten Mishandlung aussetzen wollte. Nun war das freilich nicht der Weg, einen solchen Gedanken zu vertilgen, sondern gerade das Gegentheil, ihn lebhafter zu machen. Gewalt und Härte und das Despotische: Du sollst nicht, sind niemals vermögend, Aenderung des Sinnes und Herzens hervorzubringen, weil es dem Gefühl des Vermögens selbst zu wollen und zu wählen grade entgegen gesetzt ist. Trift es nun,

daß

daß Gewalt nicht gegen Gewalt gestellt werden kann, so verbirgt sich der Schwächere in sich selbst, sucht Einsamkeit und Stille und nährt und pflegt den Lieblingsgedanken mit aller Zärtlichkeit, bis er dem Herzen so ganz unentbehrlich wird, daß alle Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit von ihm abhängt.

Dies war der Fall der Bürgerstochter. Ein Sekretair oder Rath war ihr in Gedanken immer zur Seite; sie mied alle Gesellschaft, auch Vater, Mutter und Geschwister, und suchte die Einsamkeit, um ungestört mit ihrem Lieblingsgedanken zu buhlen.

Lebrecht Roßwald, ein Schuhmacher, ein schöner junger Mann, der sein Handwerk vollkommen verstand, hielt um das Mädchen an, und ihre Eltern freuten sich über einen solchen Schwiegersohn und gaben ihm sogleich ihr Jawort. Ein Todesurtheil hätte das Mädchen nicht mehr erschrecken können, als diese Nachricht. Sie widersezte sich zwar anfangs, allein die Strenge ihrer Eltern machte sie nachgiebig und sie ward Roßwalds Frau.

Unerachtet nun alle Hofnung, wenigstens vorerst, wegfiel, den Lieblingswunsch

 er-

erfüllt zu sehen, so blieb er dennoch die beständige Spielpuppe, und das ging so weit, daß sie, wenn sie allein war, sich im Sprechen, Bewegen und Handeln als Räthin übte.

Daß diese Ehe nicht die glücklichste war, ergiebt sich schon aus dem Wenigen; indessen war sie unter ihren Eltern gewohnt zu schweigen, und so wußte sie sich auch jezt so zu fügen, daß ihr Mann sich über nichts mehr beklagen konnte, als über Mangel ehelicher Zärtlichkeit.

Ich habe dies vorausgeschickt, weil ich darinnen die ersten Grundlagen zu Leonorens Schicksale finde, unerachtet es übrigens wenig zur Deutlichkeit meiner Erzählung gehört.

Leonore war die erste und lezte Frucht dieser Ehe und ein überaus schönes Kind. Sie ward erzogen, wie noch fast durchgängig Bürgerkinder erzogen werden, das heist ziemlich schlecht. Nur daß sie den Vortheil vor andern hatte, daß ihr ihre Mutter den Gedanken von höherm Stande bald auseinander zu setzen suchte, die nun in ihrer Tochter das Ziel zu erringen hofte, von dem

sie

sie von ihren Eltern zurückgezogen worden war.

Meister Roßwald war oft sehr unzufrieden und schmählte, wenn er so die Unterhaltung zwischen Mutter und Tochter mit anhörte, und nannte es nicht unrecht: Narrenpossen, mit dem sie den Kopf des Mädchens aufschwellen würde, die sie mit der Zeit nicht nur zum Gelächter, sondern wohl gar unglücklich machen würden. Allein dann kam das von der Mutter wohl abgerichtete liebe Lorchen, strich dem Vater auf seinem Drehschemmel sanft die Wangen, und hörte nicht eher auf zu schmeicheln, bis er versichert hatte, daß er wieder gut sey. Roßwald ließ sich immer noch leicht besänftigen, weil er es für Kinderey hielt, der er mit der Zeit schon vorzubeugen dachte; allein der gute Mann betrog sich, und hätte er die Folge nicht erleben wollen, so hätte er ernsthafter auf die Abschaffung der Kinderey denken sollen. Wie wohl er vielleicht auch nur die Sache von seinem Angehör verbannt haben würde, weil die Mutter unstreitig ihr Lorchen würde in Schutz genommen, und ins Geheim um so mehr an

dem Ideal einer großen Frau würde gearbeitet haben.

Lorchen näherte sich ihrem sechzehnten Jahre und ward in der ganzen Residenz von Hohen und Niedern für ein schönes und liebenswürdiges Mädchen gehalten. Kein Sekretair, kein junger Rath, kein Offizier, kein Hofkavalier begegnete ihr, und er nahm seinen Hut ab, grüßte sie freundlich und sagte ihr etwas Hübsches vor. Alle männliche Kunden, zu denen vorher Roßwald auf den Befehl laufen mußte, wenn er sie nicht verlieren wollte, ersparten ihm jezt mit Vergnügen seine Wege und kamen selbst zu ihm, um Gelegenheit zu haben, das niedliche Lorchen zu sehen und zu sprechen. Frau Roßwald war außer sich für Freuden und sah in sich die Mutter einer vornehmen Dame schon im Geiste voraus. Alle Bürgerfrauen, deren Umgang sie von jeher zu meiden gesucht hatte, wurden jezt von ihr mit einem lächerlichen Stolze behandelt, und Roßwald hatte alle mögliche Mühe, seine Mitmeister zufrieden zu sprechen, deren Weiber von seiner Frau beleidigt worden waren.

Nun merkte Roßwald wie wohl er gethan hätte, wenn er sich der Kinderey frühzeitig widersezt hätte; denn so strenge er jezt immer war, so griff das Uebel von Tage zu Tage weiter um sich, und Mutter und Tochter wetteiferten, ihn zu hintergehen und vornehmer Herren Besuche anzunehmen. Roßwald nahm seine Zuflucht zum Knieriemen, und regalirte Frau und Tochter, und einigemal den vornehmen Besuch dazu, mit solcher Adresse, daß noch nach acht Tagen die Spuren ganz deutlich zu bemerken waren, und dennoch blieb die Sache wie sie war: Lorchen gab und nahm Besuche und die Mutter war Unterhändlerin, oder Aufpasserin, oder was Zeit und Umstände forderten.

Unter mancherley Verständnissen, Hofnungen und Auftritten hatte Lorchen nun ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt, und hatte sich durch den Umgang so gut gebildet, daß sie in einer Damenkleidung ihr bürgerliches Herkommen gewiß nicht verrathen hätte. Uebrigens aber war sie dem gemeinschaftlichen Endzwecke, an dem sie mit ihrer Mutter arbeitete, noch um nichts näher. Im Gegentheil glaubte sie zu entdecken, daß

alle die Herren, die sie mit ihren Besuchen beehrten, in der Hauptsache ganz von ihr abgingen. Sie zog ihre Mutter darüber zu Rathe, allein diese sezte auf ihre Schönheit ein solches Gewicht, daß es ihr ganz unfehlbar schien, und verwieß ihrer Tochter die Ungeduld, die sie nicht die Zeit abwarten ließe.

Ein poßierlicher Wetteifer herrschte unter den jungen Herren; der Sekretair beneidete den Rath, der Rath den Offizier, der Offizier den Hofkavalier, der Hofkavalier fluchte auf den Offizier, der Offizier auf den Rath, und der Rath auf den Sekretair; jeder, weil er seine Absicht immer verfehlte, hielt den andern für glücklicher, und doch waren die Vorzüge, die Lorchen einem vor dem andern gab, sehr unmerklich, weil sie die bis zu einer ernsthaften Erklärung aufschob.

In einer Residenz (die, wie man bereits aus dem Erzählten geschlossen haben wird, nicht unter die größten in Teutschland gehört, dabey aber doch immer das Gepräge einer Residenz hat) geben solche Vorfälle leicht Anlaß zu allerley Geschichtchen und Anekdötchen, und besonders, wenn so viel junge

ge Herren von oben angegebenen Ständen, um einen Jungfernpreis wetteifern. Und wenn die Erfindungskraft solcher Herren bey jeder andern Gelegenheit wüste liegt, so wird sie doch bey solchen Fällen urbar gemacht, und trägt, nach Maasgabe der Kraft, ein niedliches, witziges Anekdötchen, das den Nebenbuhler in einer schiefen Richtung zeigen muß.

Solche Erzählungen machten einen von den Prinzen neugierig, die schöne Roßwald zu sehen. Einem Höflinge war ein flüchtiges: ich möchte wohl! aus dem Munde des Prinzen Befehl, seine unterthänigen Dienste anzutragen, und da sie genehmigt wurden, so war in der ganzen Residenz niemand geschäftiger, als dieser Höfling, um den wichtigen Auftrag, eine Entrevüe zwischen dem Prinzen und der Roßwald zu veranstalten, mit allen Ehren auszuführen. Täglich wurde dem Prinzen unterthänigst aufgewartet, von den Progressen Rechenschaft gegeben, und die gewaltige Schwierigkeit auseinander gesezt, um den Werth seiner Dienste recht einleuchtend zu machen. Nun war es auch in der That so leicht nicht, da die Zusammenkunft in Roßwalds

Hau-

Hause nicht geschehen konnte, und die schöne Leonore seit einiger Zeit, auf sehr strengen Befehl ihres Vaters, ohne ihn, keinen Schritt auf die Gasse thun durfte. Der Strenge ungeachtet fand wohl mancher junge Herr immer noch Mittel und Gelegenheit, Lorchen zu sprechen; allein die waren für den Prinzen nicht, und so verschob es sich von einer Zeit zur andern.

Frau Roßwald hätte für Ungeduld vergehen mögen, daß es sich gar nicht fügen wollte, ihre Tochter seiner Durchlaucht vorzustellen. Sie schlug bald diesen bald jenen Spaziergang nach einem Dorfe oder fürstlichen Schlosse oder Garten vor; allein ihr lieber Mann hörte nicht drauf, und auf etwas bestehen und durchaus verlangen wagte sie nicht, weil sie den Knieriemen fürchtete.

Durch die tägliche Unterhaltung war indessen die Neugierde des Prinzen immer mehr gereizt worden, und ging nun in Ungeduld über; und wie der Höfling kein ander Mittel, als Verkleidung ausfindig machen konnte, so ward die beliebt und glücklich ausgeführt.

Der

Der Prinz fand in Eleonoren mehr, als alles, was man ihm von ihr gesagt hatte, und die Zeit von einem Besuche zum andern war für ihn leer und verdrüßlich. Nie war er sonst, wenn er ausritt oder ausging, in diese Straße, wo Roßwald wohnte, gekommen, und jezt verging fast keine Stunde, und man sah den Prinzen. Die Ursache ward bald errathen, und Meister Roßwald sperrte seine Tochter auf immer in eine hintere Kammer, verschloß sie fest, brachte ihr selbst Arbeit und Essen, und untersagte auch der Mutter allen Zutritt. Der gute Roßwald dachte nicht, daß er dadurch die Zusammenkünfte erleichterte; wohl aber bemerkte es seine Frau, wie leicht nun durch das verschloßne nachbarliche Gemäuer eines abgebrannten Hauses zu dem Fenster ihres Lorchens zu gelangen sey, und so gleich wurde der Prinz davon benachrichtiget, der sie darauf alle Nächte besuchte und sie schadlos hielt für die Langeweile des Tages. Indessen gerieth Roßwald bald auf Argwohn, weil er seine Tochter immer ganz vergnügt fand, und beschloß also eine Nacht Schlaf dran zu wenden, ob er vielleicht eine Ursache ihres Vergnügens bey ihrer

rer Einkerkerung entdecken könnte. Er hatte noch nicht lange im Finstern gesessen, als er zwey Personen, in Mäntel gehüllt, langsam und vorsichtig einhertreten sahe, und die Thüre des bis auf die Mauern abgebrannten Hauses öfnen hörte. Nun war ihm die Sache auf einmal klar. Er bewafnete sich mit seinem Knieriemen, schlich leise an die Kammer und behorchte liebliche Minnegespräche. Roßwald brannte für Zorn, öfnete die Thür, aber freilich nicht ohne Geräusch, stürzte hinein, fand seine Tochter im Bette allein und das Fenster offen. Er schäumte für Wuth, zog seine Tochter aus dem Bette und behandelte sie mit dem Knieriemen so unbarmherzig, daß durch ihr jämmerliches Geschrey und durch das Klatschen des Knieriemens die Nachbarn im Schlafe gestört wurden. Die Mutter kam zu Hülfe, seine Wuth vermehrte sich, und nun traf die Reihe sie, so lange, bis ihm sein Arm den Dienst versagte. Und doch behielt er noch Kräfte genug, das schöne Lorchen aufzuraffen, zum Fenster hinauszuwerfen, und einige Kleidungsstücke hinterdrein, und ihr als einer — — auf immer sein Haus zu verbieten. Die Mutter

wi-

widersezte sich, er suchte seinen Knieriemen und sie floh in ihre Kammer, und Roßwald verschloß und verriegelte alles, und legte sich, unbesorgt, was aus seinem Lorchen werden sollte, nieder.

Hätt' ich mir es nicht zum Gesetz gemacht, mehr zu erzählen als zu moralisiren, so wäre gewiß hier Gelegenheit, manche gute Anmerkung anzubringen und ganz gelehrt zu zeigen: wenn das nicht so gewesen wäre, wäre das erfolgt, und wenn man das gethan hätte, so wäre dies nicht geschehen; allein, alles das überlaß ich meinen Lesern in der sichern Hofnung, daß sie nicht blos lesen um gelesen zu haben, sondern anmerken, wo menschliche Schwäche Grund faßt und zum Leiden und Elende übergeht. Doch wünschte ich, daß bey allen Anmerkungen das Gefühl selbst eigner Schwäche niemals aus der Acht gelassen würde und daß bei Fällung eines Urtheils immer mehr Entschuldigung und Mitleiden, als Haß, Verachtung und Dünkel des Besser- und Klügerseyns Antheil nähme; denn ich bin überzeugt, daß hundert und hundert Mädchen, die vielleicht über Leonoren die Nase rümpfen, wenn sie ihre Er-

Erziehung gehabt hätten, und in ihrer Lage gewesen wären, und daß eben so viel jezt so weise und sich klugdünkende Mütter, um kein Haarbreit anders gehandelt hätten; es müßte denn seyn, daß sie Mann und Vater besser zu überlisten verstanden hätten. Die Standessucht ist das reizendste Irrlicht für jede Menschenklasse und wird Manchen und Manche irre führen, besonders da ihr jezt unsere glänzenden Zeiten so großen Vorschub leisten.

Unsere gute Leonore war so übel zugerichtet, daß sie eine geraume Zeit sinnlos da lag. Sie erhohlte sich endlich, zog ihre nachgeworfenen Kleidungsstükke an, und überlegte nun, was sie wohl anfangen sollte. Demüthigung vor ihrem Vater hielt sie ganz für fruchtlos, weil sie ihn für einen Unmenschen hielt, der sich durch ihr Bitten und Flehen gewiß nicht bewegen lassen würde. Die Verzärtelung der Mutter hatte längst schon alles gute Zutrauen gegen ihn in ihr vernichtet, wie war es also möglich, daß es bey den jetzigen Umständen nur einigermaßen hätte statt finden können? Und wenn sie auch jezt fühlte, daß ihre Mutter die einzige Ursache ihrer schlimmen La-

Lage war, so gewann doch das Zutrauen gegen den Vater nicht das mindeste dabey.

Zum Glück oder Unglück für Leonoren öfnete sich die Thüre an dem Mauerwerk des abgebrannten Hauses. Sie kroch hinter einen Schutthaufen nicht ohne Furcht und Zittern vor einem neuen Auftritte, erholte sich aber bald, wie sie die bekannte Figur, in einen Mantel gehüllt, erblickte, die jedesmal den Prinzen begleitet hatte.

Die Figur war abgeschickt, um auszuforschen, wenn es möglich wäre, wie der Handel wohl abgelaufen sey. Sie erstaunte nicht wenig, wie sie etwas sich hinter dem Schutthaufen bewegen sahe, und bey einigermaßen dunklerer Nacht hätte sie gewiß, wie vor einem Gespenste oder vor Meister Roßwald, die Flucht ergriffen, denn auf dem Sprunge stand sie schon. Allein so war es zu sternhelle, als daß sie Leonoren nicht gleich hätte erkennen sollen. Schüchtern nahte sie sich und lauschte überall hin, ob alles ruhig wäre, hörte Leonorens Erzählung unter mancherley eingestreuten Bedaurungsformeln an, und machte am Ende Mine, die Stelle des, der ihn abgesandt, zu vertreten. Sie merkte aber bald zu

große Anhänglichkeit an den Prinzen und lenkte ein, um auf einer andern Seite ein verdienstliches Werk zu stiften, worauf ohne Zweifel eine reellere Belohnung erfolgen würde, als ungefährer Minnesold.

Die Figur — wer konnt' es wohl anders seyn, als der Höfling? und also der Höfling brachte nun in Vorschlag, sie vorerst in Sicherheit zu bringen und dem Prinzen sogleich von der Lage der Sachen Nachricht zu geben, da denn schon Maasregeln getroffen werden sollten, daß sie von ihrem Vater nichts mehr zu fürchten hätte. Leonore war mit allem zufrieden, und folgte, wohin sie geführt wurde.

Der Prinz freute sich ungemein, daß er künftighin die schöne Leonore ohne weitere Rücksicht und ohne Zwang sehen sollte, und übertrug dem Höflinge sogleich, ein Haus in einer Gegend, die nicht sonderlich beachtet würde, zu miethen, für alle Bequemlichkeit zu sorgen, und sie dahin zu bringen. Und, man bewundere die Aktivität des Höflings, noch an diesem Tage war alles in Richtigkeit und Leonore schlief schon diese Nacht in einer schönen und mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Wohnung.

Frau Roßwald war indessen voll Kummer, wo ihr Lorchen hingekommen seyn möchte, und doch durfte sie ihrer nicht erwähnen, weil ihr lieber Mann durchaus ihren Namen nicht mehr hören wollte und bey ihrem Seufzen und Weinen schon sehr ernstlich mit dem Knieriemen gedroht hatte, wenn es nicht unterbliebe. Wie lebte sie aber auf, als ihr eine alte Frau ein Briefchen von ihrer lieben Tochter brachte, worinnen sie so erwünschte Nachricht las. Nun hatte es Meister Roßwald nicht mehr nöthig, mit dem Knieriemen zu drohen, sie verrichtete heiter und zufrieden ihre Geschäfte und beide lebten einige Tage nach ihrer Art so ganz zufrieden, als hätten sie nie eine Tochter gehabt. Allein der Hausfriede war nicht von Bestand, Roßwald hatte es erfahren, wo und auf welche Art seine Tochter lebte, und nun mußte die gute Frau dafür büßen. Wie sonderbar Menschengesinnung seyn kann! Frau Roßwald litt ungemein viel; bey dem geringsten Anlaß, bey einer Mine, einem unschuldigen Worte schwang sich der Knieriemen um Kopf und Schultern, und sie schien es nicht länger zu achten, als die Schwingung dauerte.

 Sie

Sie spielte dann mit allerhand Vorstellungen, wie wohl es ihrem lieben Lorchen ginge, und brannte vor Begierde einmal Gelegenheit zu finden, sie zu sehen, ohne daß es ihr grausamer Mann erführe, der es ihr mit Bedrohung, sie mit Füßen zu treten, verboten hatte.

Einige Jahre lebte Leonore ganz zufrieden mit ihrem Schicksale, weil ihr an nichts Nothwendigem etwas abging, und sie die Verschwendung und Unersättlichkeit, die gewöhnlich Personen solchen Standes, den sie jezt bekleidete, eigen sind, nicht kannte. Es war keine Heimlichkeit, daß sie der Prinz unterhielt und fleißig besuchte, allein man sprach nicht davon, weil man es am Hofe als eine Heimlichkeit betrachtete.

Nun aber änderten sich die Umstände, der Prinz bekam einige Zufälle, die der Arzt kaum gehoben zu haben glaubte, als sie sich immer von neuem wieder zeigten, und ihm ward endlich, wenn er nicht auf immer seiner Gesundheit verlustig seyn wollte, auferlegt, den Umgang mit Leonoren ganz aufzugeben. Lange weigerte sich der Prinz, allein Drang und Nothwendigkeit von allen Seiten bewogen ihn endlich, nachzugeben;

er

er machte Leonoren ein ansehnliches Geschenk und nahm von ihr Abschied.

Leonore war untröstlich, und wie sie nichts fand, was sie beruhigen konnte und die Stadt ihr unerträglich wurde, so entschloß sie sich, mit welcher Gelegenheit es sey, ihren Aufenthalt zu verändern. Eine Gesellschaft Schauspieler kam an und ihr Entschluß war gefaßt. Sie meldete sich bey dem Direktor und ward, ihrer schönen Figur wegen, sogleich engagirt. Sie verließ nun ihre Vaterstadt zum größten Misvergnügen ihrer Mutter, und betrat im nächsten Spielorte die Bühne. Leonore besaß keine Talente, allein ihre schöne Figur und ihre sanfte Stimme schaften ihr immer, wenn nicht Beifall, doch Nachsicht.

Aus Nichtkenntniß, was leben heist, hatte Leonore, unbesorgt, daß ihr das so nachtheilig seyn könnte, ihre Börse sehen lassen, und alsobald fand sie unter den Schauspielern sehr eifrige Verehrer, die alle mehr oder weniger deutlich von Liebe und Heirath sprachen. Unter ihnen zeichnete sich besonders einer (ich will ihn Wismuth nennen) aus, mit dem Leonore verschiedentlich in Liebhaberrollen aufgetreten war. Sie war ihm

nicht abgeneigt, und da Wismuth schon manchen Stand durchgegangen und ziemliche Weltkenntniß besaß, so wars ihm leicht, ihre schwache Seite zu finden und sie ganz zu gewinnen. Alles war in Richtigkeit, bis auf die Trauungszeremonie, die bis auf künftigen Spielort verschoben wurde, und Leonorens Zutrauen war so unumschränkt, daß sie ihrem künftigen Manne ihre ganze Habseligkeiten anvertraute.

Die arme Betrogene! Nun so weit hatte sie Herr Wismuth haben wollen; er war auf einmal verschwunden und mit ihm ihr ganzes Vermögen bis auf einige Dukaten, die sie in ihrer Tasche behalten hatte. Lange Zeit hatte Leonore nöthig, sich zu überzeugen, daß sie ihr lieber Wismuth so schändlich betrogen hatte, und sie hofte von Tag zu Tage auf Nachricht von ihm, die aber immer ausblieb.

Um diese Zeit erhielt sie Nachricht von ihrer Mutter, daß ihr Vater gestorben sey, und dabey eine herzbrechende Ermahnung, daß sie das sündliche Komödiantenleben verlassen und lieber zu ihr nach Hause kommen sollte, wer wüßte, was sich noch für eine Versorgung finden könnte. Diese Ermah-

mahnung konnte bey Leonoren keinen bessern Zeitpunkt treffen, als jezt, da die niederträchtige Veruntreuung Wismuths ihre ganze Seele gegen das Schauspielerleben empört hatte, und täglich noch mehr empörte, weil sie unaufhörlich Sticheleien so wohl von den männlichen als weiblichen Mitgliedern ihrer Gesellschaft anhören mußte, und weil sie, wie man leider fast durchgehends zu schliessen gewohnt ist, von einem aufs Ganze schloß, und in allen Schauspielern lauter Wismuths erblickte. Und endlich liebte sie ihre Mutter außerordentlich zärtlich, und nur das Mistrauen in ihren Vater und der Verlust ihres Geliebten, in dem sie nicht nur den Prinzen allein liebte, hatten sie zu dem raschen Entschluß gebracht: Mitglied der Schaubühne zu werden.

Also ohne längeres Ueberlegen kündigte sie dem Direktor auf, der auch keine Schwierigkeiten machte, weil er, in Besetzung ihrer Stelle, außer Sorgen seyn konnte, verkaufte ihren kleinen Kleidervorrath, schafte sich einige bürgerliche Tracht, und reiste ihrer Heimath zu.

Ich glaube, ich kann hier mit Recht auf Leonorens Verstand etwas aufmerksam ma-

 chen;

chen; denn ich glaube gewiß, daß es einem Frauenzimmer, die gewohnt ist Schlender, Polonoisen, Zirkassiennen und wie die Damentrachten alle heißen mögen, zu tragen, nicht so leicht fallen kann, diese mit einem bürgerlichen Korset zu vertauschen, und manches andere Frauenzimmer würde lieber alles andere erduldet haben, wenn sie nur ihren Damenputz beibehalten können. Allein Leonore reiste mit den Gedanken zurück: sich ihrer Herkunft gemäß zu tragen und ihre Mutter wo möglich von der Standessucht zu heilen, der allein sie ihr Schicksal zu danken hatte.

Ihre Mutter empfing sie zärtlich unter Vergießung vieler Freudenthränen; äußerte aber auch dabey sogleich ihre Verwundrung, sie in solcher und nicht in vornehmer Kleidung wieder zu sehen. Allein Leonore wußte sie, wider Vermuthen, leicht zu überzeugen, daß sie sich dadurch würde lächerlich gemacht haben, besonders da sie sich ganz fest vorgesezt habe, so einsam und so niedrig zu leben, als nur immer möglich, weil der erste Versuch, vornehm zu werden, so sehr zu ihrem Nachtheil ausgefallen sey. Vermuthlich trug der Wiederbesitz ihres lie-

ben,

ben, schönen Lorchens das meiste dazu bey, daß sie alles zufrieden war, was sie nur wollte.

Beinahe zwey Jahr war nun schon Leonore wieder in ihrer Vaterstadt, und hatte durch ihre eingezogene und sittsame Lebensart, bey allen die sie kannten, ihre Geschichte in Vergessenheit gebracht. Man hatte es auch anfangs gleich höhern Orts erzählt, daß die schöne Roßwald wieder da sey, und verschiedene junge Standesherren hatten so entfernte Absichten geäußert; allein, weil sie auf so eine Art zurückgewiesen wurden, die alle Lust zu fernern Versuchen benahm, so war sie jezt ganz in Vergessenheit gekommen.

Eh ich aber zum lezten Theil dieser Erzählung gehe, muß ich wohl meinen Lesern voraussagen, daß er ihnen etwas unwahrscheinlich vorkommen wird, und doch ist er eben so wahr, als unwahrscheinlich. Wenn das Ganze Dichtung von mir wäre? ich gestehe es offenherzig, ich würde es meinen Lesern nicht zumuthen, so etwas von mir anzunehmen, wofür ich ihnen nicht, wenigstens einen Scheingrund anzugeben wüß-

te;

te; allein hier kann ich nichts — als erzählen.

Leonore hatte sich die Liebe eines Stadtsoldaten erworben; er machte ihr seinen Antrag und sie war so wenig, als ihre Mutter sehr abgeneigt dazu. Zulezt aber gab doch die Mutter den Vorstellungen der Tochter nach und der Soldat erhielt das Ja. Mit vergnügtem Herzen eilte der erhörte Liebhaber hin und hielt um die Erlaubniß: sich mit Eleonoren Roßwald zu verheirathen, an, und — es wurde ihm abgeschlagen, weil er Eleonoren Roßwald heirathen wollte.

Warum das? — Die Beantwortung dieser Frage müssen mir meine Leser schenken; warum? weiß ich nicht.

Der Soldat hielt von neuem an und hohlte sich abermals eine abschlägige Antwort.

Undnun?

Er kam wieder mit der Anzeige, seine verlobte Braut sey schwanger von ihm, und erhielt die Erlaubniß, sonderbar genug, folgendermaßen:

sich mit Eleonoren Roßwald kopuliren zu lassen, jedoch: würde die angegebene

Schwan-

Schwangerschaft gesezter Zeit nach nicht bewahrheitet werden, sollte gedachte Eleonore Roßwald zur Stadt hinausgebracht werden und auf immer verwiesen seyn.

Dieser Bescheid oder Erlaubnißschein, wie ich es nennen soll, wird mir und auch wohl meinen Lesern ein Problem bleiben, das nur das Konsistorium, oder die Regierung, oder was für ein Kollegium ihn ausgefertiget haben mag, aufzulösen im Stande ist.

Eine Seltenheit ist er mir allemal, und wie ich oben bereits gesagt habe, wäre das Ganze Dichtung, ich wagt' es nicht, meinen Lesern so etwas vorzudichten.

Die Klausul war kränkend für Eleonoren; allein sie änderte die Liebe nicht. Die Trauung ward vollzogen und binnen drey Monaten war der Beweis ganz offenbar, daß das beygefügte Verweisungsurtheil nicht in Vollziehung gebracht werden würde.

---

4. Roß-

4.

Rosina Wünsch.

Röschen war die einzige Tochter eines begüterten Kaufmanns in einer ansehnlichen Provinzialstadt. Schon in ihrer zarten Kindheit äußerte sich ein bey ihr munteres und lebhaftes Temperament, und ihre großen schwarzen Augen strahlten ein Feuer, das den Anblick blendete. Von Natur war sie gutmüthig und wohlwollend, und bereute und verbesserte, wo es möglich war, jeden anerkannten Fehler, den sie aus Unüberlegtheit beging, wenn sie von ihrem raschen Temperament hingerissen wurde.

Nun war das freilich nicht selten; wozu ein großes beitrug, daß sie die einzige Tochter war, der fast alles nachgesehen wurde; daher sie auch vieles, was angenommener Wohlstand für unschicklich und fehlerhaft erklärte, nicht dafür erkannte und unbesorgt dem Reize ihrer Lustigkeit folgte. Wenn aber auch Röschens Flatterhaftig-

keit, Leichtsinn und Unüberlegtheit dem Tadel überall Stoff gab, so konnte man doch auch nicht umhin, Liebenswürdigkeit durchaus zu bemerken und jene bey dieser zu vergessen.

Je mehr sich aber ihre mannbaren Jahre näherten, je mehr schien sie zu verlieren, besonders bey den züchtigen Weibern, die es für eine Todsünde halten, wenn es ein junges Mädchen, die so ein mächtiges Etwas in ihrem Innern fühlt, das sie an das andere Geschlecht andrängt, unverstellt äußert, daß sie gern einen Mann um sich haben möchte. Nach ihrer Meynung soll der Trieb (mit dem doch so viele, wo nicht die ganze Menschenglückseligkeit, so genau verbunden ist) ertödtet, alles, was männliches Ansehen hat, entfernt gehalten, und das innre Herzensgefühl in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt werden, damit das Mädchen ja nach ihrem innern Werth keinem Jünglinge bekannt werden kann, der in sich Einklang mit ihr fühlt und an ihrer Hand zur höchsten Zufriedenheit des Lebens gelangen könnte.

Woher das Zusammentreffen so ungleicher Karaktere und Temperamente in der

Ehe?

Ehe? als aus der thörigten Mädchenerziehung, vermöge welcher sie nach einem angenommenen Modesystem, und nicht nach dem Drang ihres Herzens handeln dürfen. Daher so viel züchtige Drahtpuppen im Aeußerlichen und erzwungene Heuchlerinnen, die, wenn Temperament und Leidenschaft mit der Angenommenheit in Streit kommt, oft in so lächerlicher und bisweilen verächtlicher Gestalt erscheinen. Daher das Staunen des Mannes, wenn er in seiner Frau den dritten Tag nach dem Abschiede der Hochzeitgäste, ganz andere Qualitäten entdeckt, als er im gesellschaftlichen Umgange wahrgenommen hatte. Und daher so mancherley Gebrechen, die hier zu registriren zu weitläuftig und zweckwidrig seyn würde.

Die Verzärtelung, wenn ich es anders so nennen darf, daß Röschens Eltern ihr in allen Dingen freien Willen ließen und ihr überall nachgaben, hatte bey ihr, wenn sie auch andere nicht unbeträchtliche Unarten genährt hatte, doch die Folge, daß sie ganz frey und unverstellt handelte. Wie sich also jene Unbehaglichkeit des Herzens und jenes Schmachten nach einem unerkannten Etwas, das junge Mädchen in gewis-

wissen Jahren so fieberhaftig befällt, auch bey ihr einstellte, so machte sie bald die richtige Bemerkung, daß das eine Sehnsucht oder ein Verlangen nach männlichem Umgange war, und sie suchte ihn bey aller Gelegenheit, weil sie Aufmunterung und Vergnügen dabey fand. Das unbefangne Mädchen argwohnte nicht, welcher nachtheiligen Urtheile sie sich aussezte, und ihr jugendlicher Leichtsinn übersah alles, was sie hätte aufmerksam machen können. Ohne alle Rücksicht unterhielt sie sich und scherzte mit Jünglingen und Männern und vergaß dabey ihre weiblichen Gespielen ganz. Sie war in keiner Gesellschaft, ohne daß nicht dieses und jenes junge Mädchen ihre Unterlippe für Aerger über das freie Betragen, oder vielleicht auch, daß es der lieben Mutter wegen nicht eben so mit den Mannspersonen tändeln und scherzen durfte, mit den Zähnen so kneipte, daß die schöne Korallenfarbe in Dunkelviolet überging; und keine Mutter kam mit ihrer Tochter aus einer solchen Gesellschaft nach Hause, die nicht stundenlange Vorlesungen über Röschens unanständiges, den Wohlstand beleidigendes und freches Benehmen gehalten hätte. Auch

mußte mancher Mann von seiner lieben Ehefrau eine erbauliche Gardinenpredigt vor oder nach dem Abendsegen mit anhören, weil er mit ihr nicht so lebhaft scherzen wollte, als er mit dem frechen Röschen heute gescherzt hatte.

Röschen zählte schon sechzehn Sommer und hatte ihrer Seits noch an keine feste Verbindung gedacht, weil — noch kein Jüngling Kraft genug gehabt hatte, einen bleibenden Eindruck in ihrem Herzen zurückzulassen. Ihre Mutter unternahm es also selbst, sprach mit Röschen darüber; die Anbeter wurden gemustert, und ein junger Kaufmann, der von seinem kränklichen Vater gegen 100000 Thaler zu erwarten hatte, erhielt den Preis. Röschen wandte zwar verschiednes ein und besonders sein hageres und hohlaugiges Ansehen; allein Frau Wünsch wußte den Einwendungen so gut zu begegnen, oder vielmehr Röschen hatte zu einen seichten Begriff von der ehelichen Verbindung und war zu leicht und unüberlegt, als daß ihr Nachdenken hätte lange dabey verweilen können, und sie billigte es endlich, weil ihre Mutter alles so gut fand.

Ren-

Renzel (so hieß der erkohrne junge Mann) hatte schon lange mit ärgerlicher Verwundrung gewaltig darüber nachgedacht, wie Röschen wohl so gleichgültig gegen seine wichtigen Verdienste bleiben könnte, da es doch so einleuchtend war, daß sein Kapitälchen und ihr Kapitälchen zusammen genommen ein ganz artiges Kapital ausmachten. Er überrechnete oft den Zinsenertrag von 3 bis zu 5 Prozent, und in Handel genommen zu 10 bis 15, und bey einem glücklichen Projekt zu 25 bis 30, und brachte so ansehnliche Summen heraus, daß er mit den Händen über dem Kopf zusammenschlug und die Blindheit des Mädchens beklagte. Renzel fühlte also alle Freude, der er fähig war, wie ihm nun Röschen auf Befehl und Unterricht ihrer Mutter, mit vorzüglicher Achtung begegnete.

Die Sache kam bald in Ordnung und Röschen vertauschte ihren väterlichen Namen mit dem Namen ihres Mannes und half ihm kurz darauf seinen Vater betrauren.

Aus der ganz kleinen Zeichnung, die ich oben vom Herrn Renzel gegeben habe, wird man leicht erkennen, daß er für Röschen

ganz und gar kein Mann war. Den größten Theil des Tages saß er in seiner Schreibestube, studirte in den Handlungsbüchern seines Vaters, rechnete Seite für Seite nach, wenn er in eignen Geschäften nichts zu thun hatte, und überließ seine liebe Frau, die er durchaus nicht zu unterhalten verstand, drückender langen Weile, die ihr ihr munteres Temperament um so unerträglicher machte. Keine Gesellschaften wurden besucht, und außer ihren Eltern wurden keine Besuche gegeben und keine angenommen. Nun sahe Röschen ganz wohl ein, wie übel sie gethan, daß sie, ohne genauer darüber nachzudenken: wer der Mann sey? wer sie sey? und was eigentlich eheliche Verbindung sey? der Mutter treuen Rath so bald befolgt hatte. Wie sehr wünschte sie nun ihre Freiheit wieder zurück! Etwas über ein Jahr hatte sie das einsame Leben ertragen, und da alle Versuche, die sie und ihre Eltern auf ihren Mann gemacht hätten, vergebens waren, so beschloß sie Ernst zu brauchen, und ihn, wenn er sie nicht begleiten wollte, bey seinen lieben Rechnungsbüchern zu Hause zu lassen. Herr Renzel sezte ihrer Proposition wichtige Grün-

de

de entgegen; allein Madame erklärte sie schlechterdings für nichtig, befolgte ihren Entschluß und weckte in kurzer Zeit alle ihre Munterkeit auf, die in der langen Einsamkeit neue Reize gesammlet zu haben schien.

Herr Renzel knurrte anfangs heftig; allein wie er jedesmal Frau und Schwiegereltern sich entgegen fand, so gewöhnte er sich endlich auch daran, daß er sich schlafen legte, wenn seine liebe Frau auswärts noch einige Stunden Lust zu tanzen hatte.

Nun befand sich Röschen wiederum ganz wohl, und geschah es auch, daß ihr ihr theurer Ehegatte zu Hause einige verdrüßliche und misvergnügte Stunden machte, so fand sie doch in der ersten besten Gesellschaft in dem Triumphe, mit dem man sie, als die liebenswürdigste und reizendste Frau empfing, wieder Erhohlung.

Nach sechs Jahren ward endlich Röschen oder vielmehr Madame Renzel wieder ganz frey; ihr lieber Mann erhielt Nachricht von dem Falle eines Kaufmannes in einer der Hauptstädte, mit dem er große Geschäfte gemacht hatte, rechnete nach, fand reinen Verlust von 20000 Thalern, ward vom Schlage gerührt und todt mit dem Ge-

sichte auf seinem Rechnungsbuche gefunden. Man machte freilich viele Glossen darüber, daß der Mann den Verlust, der in Vergleich seiner Vermögensmasse so sehr wichtig nicht war, sich so außerordentlich zu Herzen gehen lassen, denn auch noch verdoppelt, blieb er immer noch der reichste Kapitalist in der ganzen Provinz, den Handlungsfond ungerechnet; allein nichts ist so nervenerschütternd, nach allgemeiner Erfahrung, als Verlust am Vermögen, wenn es der Mensch zu seinem Abgott erhebt. Nur ein scheinbarer Verlust raubt dann ganze Nächte Schlaf, und der Verlust, der zehn andern einen leichten Seufzer auspreßt, wirft einen solchen Menschen auf's Krankenlager. Ich habe einen jungen, liebenswürdigen Mann gekannt, der arm erzogen worden und jezt sein mäßiges Auskommen hatte. Ein Glücksfall machte ihn zum Besitzer von drey tausend Thalern, und der Mann war umgekehrt. Er war jezt überall ängstlich, wo er vorher ruhig war; bey seinem mäßigen Auskommen war er unbesorgt für die Zukunft, er glaubte, daß ihm sein tägliches Brod nie fehlen würde, und jezt trug er sich mit dem Gedanken, daß er einst noch ver-

hungern würde. Nach langer Wahl, wo er sein Kapital recht sicher unterbringen könnte, übergab er es einem Kaufmann, der in vier Jahren Banquerout machte, und der Verlust raubte ihm den Verstand. Man verzeihe mir die Ausschweifung und ich gehe zu meiner Erzählung zurück.

Frau Renzel war also Wittwe und Mutter von einem fünfjährigen schwächlichen Sohne, der seinem Vater bald nachfolgte und sie zur reichsten Wittwe machte.

Wenn es je eine Wittwe gab, die alle Männeraugen auf sich zog, so war es Frau Renzel, da sie alles besaß, was Männer insgemein suchen, wenn sie die Heirathskothurnen anziehen. Sie war äußerst liebenswürdig; das jugendliche Feuer, das sie bisweilen zu wahren Unarten und widersittlichen Uebereilungen verleitete, war jezt gedämpft, und ihre unversiegliche Munterkeit blieb jezt in den eigentlichen Schranken der Ehrbarkeit. Ihr liebster Umgang und ihre angenehmste Unterhaltung machte auch jezt noch das männliche Geschlecht; allein wie unterschieden von ehemals. Das rasche Wesen war jezt in eine drollige Lustigkeit übergegangen, die immer Stoff zum an-

ständigen Scherzen Anlaß gab, und das ungestüme Aufdringen war jezt gefällige und zutrauliche Annäherung. Kein Jüngling, kein Mann, kein Greis, der sie kannte oder nur einmal gesprochen hatte, sprach von ihr ohne Beifall und Wohlgefallen. Und ich glaube, ich kann ihr kein größer Lob beilegen, als daß sie von ihrem gekannten Geschlechte durchaus wegen ihrer Liebenswürdigkeit beneidet und doch von keiner gehaßt wurde; so groß war die Gewalt, die sie besaß, alle Herzen zu fesseln. Und nun setze man noch hinzu: ihren großen Reichthum! Wenn man irgend Verehrung, die das männliche Geschlecht dem weiblichen angedeihen läßt, Anbetung nennen kann, so war es gewiß hier der Fall, und ich glaube, es ist nicht zu viel, wenn ich sage: es gab Männer, die ihre Frauen bisher recht sehr geliebt hatten, und jezt kalt und gleichgültig wurden, weil sie die Hofnung aufgeben mußten, der reichen reizenden Wittwe den Brautring an den Finger zu stecken.

Eine Wittwe versicherte mich einst mit vieler Offenherzigkeit, daß es keinen armseligern Stand geben könne, als den Wittwen.

wenstand; der übriggebliebene Frauentitel sey ein Titel verjährter Rechte, der allemal an ein betrübtes: es war einmal! erinnerte; und es wäre Unrecht, daß die Wittwe ihres verstorbnen Mannes Namen beibehalten müßte, weil sie dadurch allemal an so Mancherley erinnert würde, das auf keine Weise angenehm seyn könnte, wie auch der Mann gewesen wäre; und es sey einer Wittwe weit weniger, als einem Mädchen zu verdenken, wenn sie sich bemühe den Frauentitel wieder mit Fug und Recht und mit allen Nutzungen zu führen.

Ich glaube die Frau hatte so Unrecht nicht, so wenig ihr auch manche andere Wittwe laut Recht geben möchte, weil sie unstreitig durch so ein offenes Herzensbekenntniß den züchtigen Wohlstand zu beleidigen glauben würde; allein unsere Madame Renzel schien völlig ihrer Meynung zu seyn; denn schon fünf Monat nach ihres Mannes Tode war sie verlobte Braut eines Hofraths, den der Landesherr in gewissen Angelegenheiten der Stadt als Kommissar hieher geschickt hatte, und der sie nach zehn Monaten als angetraute Frau mit sich in die Residenz führte.

Noch kein halbes Jahr hatte die Ehe bestanden, als unsre nunmehrige Hofräthin Eichenholz die wieder zu späte Bemerkung machte, daß sie bey ihrer zwoten Wahl nichts vorsichtiger zu Werke gegangen wäre, wie bey der ersten. Dort war sie den vermeynten bessern Einsichten der Mutter gefolgt, und hier mochte sie der Hofrathstitel und die Vorstellung der Residenz geblendet haben, daß sie mit ihrer Einwilligung sobald bereit war. In einer Residenz, wo Geschmack, Ton und Lebensart zu Hause ist, glänzen, mag immer für ein Frauenzimmer ein sehr starker Bewegungsgrund zu einer Entschließung seyn; und wenn man es auch der lieben Eitelkeit deswegen schuldig erklären wollte, so weiß ich nicht: ob es nicht in jedem Falle Nachsicht und Verzeihung verdient; denn, wenn wir die Sache genau und mit etwas philosophischen Augen betrachten wollen, so wird ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit, gewiß auch nicht liebenswürdig seyn; und warum wollen wir also, da wir doch Liebenswürdigkeit an dem andern Geschlechte vorzüglich suchen, gegen eine Neigung, die uns so

vieles Vergnügen gewährt, so strenge verfahren?

Frau Eichenholz hatte sich mit ihrer Hoffnung, auch in der Residenz Beifall zu finden, nicht getäuscht; sie war hier bald in allen Gesellschaften die Königin, der man huldigte, wie in ihrer Vaterstadt; allein dies war auch der Stoff zu ihrer misvergnügten Ehe. Ihr seliger Renzel saß in seiner Schreibestube und rechnete und überzählte wohl zehnmal seine Einnahme und Ausgabe; allein ihr lieber jetziger Mann, der Hofrath, trat in jeden ihrer Fußtapfen, ehe noch ein Lüftchen drüber hinsäuseln konnte, bemerkte jede Bewegung, jede Mine und jeden Blick, und fand darinnen so viel Text zu einer moralischen Abhandlung, daß Madame, kamen sie heut aus der Gesellschaft, morgen und übermorgen zu Hause bleiben mußten, wenn sie sie ganz aushören wollten. Wie unbehaglich das für Madame war, ist leicht zu erachten, besonders, wenn man erwägt, daß ihr Beifall immer allgemeiner wurde, je bekannter sie wurde, so, daß sich auch Herren vom ersten Range herzudrängten, sich mit der rei-

zenden Hofräthin zu unterhalten, die so mächtige Zauberkraft besaß.

Nun ist es wohl möglich, daß Madame durch ihr ofnes, ungekünsteltes und allgemein freundschaftliches Betragen Standesherren von gewisser Art zu dreisten Vorschritten verleitete, weil sie aus der Art sich zu benehmen auf etwas ganz anders schlossen, als bloßen Hang, alles was männlich wäre zu ihren Füßen zu sehen, wodurch die Eifersucht des Herrn Hofraths so gar rege wurde. Indessen glaubte sie doch nicht, daß sie zu dem Grade aufsteigen würde, daß es ihr unmöglich fallen sollte, sie zu besänftigen. Es war der Beobachtung werth, den Herrn Hofrath in Gesellschaft zu sehen, wie er mit weitaufgerißnen Augen jede Bewegung, jeden Blick seiner Frau zu erforschen schien, nie verstand, was man zu ihm redete, immer unstät war und am ganzen Körper zu zittern schien. Er öfnete den Mund, wenn sie sprach, und bewegte die Lippen, als ob er jede Sylbe nachsprechen müßte, und Todtenblässe übertünchte sein Gesicht und fieberhafte Bewegungen erschütterten seine Glieder, wann sie so leise redete, daß er es nicht verstehen konnte.

An-

Anfangs gab sie sich viele Mühe, ihren lieben Mann von seiner Seelenkrankheit zu heilen; wie sie aber alle angewandte Mittel unwirksam fand und er bis zu Mishandlungen verleitet wurde, so fand sie die Forderung zu weit hergehohlt und zu ungegründet, mit einem Manne gemeinschaftlich zu leben, der ihre Glückseligkeit vernichtete; sie bezog ein ander Haus, überließ ihn seinem Griesgram und lebte nach ihrem Gutbefinden.

Der Hofrath Eichenholz hatte diesen Schritt von seiner lieben Frau nicht vermuthet. Sein Stolz fand sich dadurch auf's äußerste gekränkt, er legte seine Stelle nieder, verschloß sich in sein Haus, und ward nach Jahr und Tag ein Raub seiner Leidenschaft.

Die Frau Hofräthin vernahm die Nachricht von seinem tödtlichen Hintritte mit vieler Fassung und legte zum zweitenmale tiefe Trauer um einen verstorbnen Mann an. Böse Leute wollten sie zwar beschuldigen, daß ihr die Trauer großes Vergnügen gemacht habe; weil sie den Versichrungen zu glauben schien, daß ihre ohnehin reizende Gestalt durch die schwarze Farbe ungemein

gewönne; allein was konnte die gute Frau Hofräthin dafür, daß dies eine Eigenschaft der schwarzen Farbe war? Und wenn man sie schöner als gewöhnlich in dieser Tracht fand, so trug sie sie doch nicht, um diese Würkung hervorzubringen, sondern sie befolgte blos eine hergebrachte Gewohnheit, die auferlegt, um einen gestorbnen Mann zu trauren.

In ihrem ein und dreißigsten Jahre schritt endlich unsere Heldin zur dritten Ehe und vermählte sich mit dem Herrn Kammerherrn von Schnapsack, dem schönsten Kavalier am Hofe, nach dem einmüthigen Ausspruch aller Damen.

Gleich der Anfang dieser dritten Ehe war für unsere nunmehrige gnädige Frau so angenehm eben nicht; denn vermöge ihrer bürgerlichen Herkunft durfte sie nicht bey Hofe erscheinen, und auch bey andern Gelegenheiten mußte sie es oft fühlen, daß ihr das Schicksal sehr viel, nur keine Ahnen, ertheilt hatte. Und vielleicht, mit Gewißheit kann ich es nicht behaupten, aber vielleicht war der Hofglanz die Hauptursache, daß sie den Kammerherrn vor andern wählte.

Viel-

Vielleicht war es jezt zum erstenmale, so lange die Frau von Schnapsack lebte, daß sie fühlte, was Gram sey. Sie hatte es übersehen, daß sie der Herr Kammerherr mit seiner wohlgemachten Figur hintergangen hatte; denn da sie zum erstenmale seiner Entkleidung beiwohnte, bemerkte sie, freilich nicht ohne einige Verwundrung, daß der Herr Kammerherr mit seinen Unterstrümpfen die schönen runden Waden, und mit seinen Beinkleidern die vollen prallen Schenkel abzog, andere kleine Unvollkommenheiten nicht zu gedenken; allein darein wußte sie sich so leicht zu finden, daß es ihr Herr Ehegemahl nicht einmal für nöthig fand, sich deßhalb bey ihr zu entschuldigen. Aber, aber — unfähig seyn am Hofe zu erscheinen, und doch mehr Vorzüge besitzen, als wohl die ganze Hofdamengesellschaft zusammen, das schlug allen Muth nieder und erfüllte das Herz mit bitterm Grame. Der Aufenthalt in der Residenz ward ihr zur Last, sie drang in ihren Gemahl und bezog, wie er nicht einstimmen wollte, allein eines von seinen Gütern.

Hier lebte unsere gnädige Frau zehn Jahre in der Einsamkeit und erhielt nur bisweilen

len auf einige Wochen Besuche von ihrem Gemahl und selten von einigen andern Bekannten. Was sie sonst an andern als unbegreiflich bewundert hatte, so einsam auf dem Lande zuzubringen, fand sie jezt an sich so leicht möglich. So sehr vermag eine fehlgeschlagene Hofnung des Ehrgeiezs, das menschliche Gemüth umzuändern. Ihr Gemahl und andere Bekannte bemühten sich oft, sie wenigstens die Wintermonate wieder in die Residenz zu ziehen; allein sie blieb unbeweglich, so sehr sie bisweilen auch die Langeweile drückte.

Der Herr Kammerherr von Schnapsack war — ein Hofmann und war vom Pagen bis zum Kammerherrn avancirt; nicht zu vergessen, daß er auch vor einem Kriege in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts regierender Herr Lieutenant gewesen war. Er hatte viel in seinem Leben erlitten und verlohren, und der oben angeführte Verlust seiner Waden und Schenkel war gegen das Uebrige von gar keiner Betrachtung. Er war freilich noch in seinen besten Jahren, denn noch nicht hatte er das funfzigste erreicht; allein wie schon gesagt, seine mancherley Fährlichkeiten, die er ausgestanden,

hat-

hatten seinen Körper so mürbe gemacht, daß er die leztern Jahre her alle mögliche Hülfsmittel hervorsuchen mußte, um ihn nur einigermaßen noch aufrecht zu erhalten. Fast alle Quartale hatte die Ausstopfung verändert werden müssen, um die männliche Figur in Ansehen zu erhalten; allein jezt war sein Körper so abgefallen, daß keine Polster mehr halten wollten, und dabey so schwach, daß er sie nicht mehr ertrag n konnte. Er empfahl sich also bey Hofe, um auf seinem Stammgute eine Kur zu brauchen; allein noch ehe gehörige Anstalt getroffen wurde, ward er schon in seiner Familiengruft seinen Ahnen beigesezt.

Frau von Schnapsack fühlte bald darauf in ihrer Einsamkeit, die sie bisher ganz angenehm hingebracht hatte, so vielerley Unbehaglichkeit, daß sie sich entschloß, ihrer verstorbnen Eltern Haus in ihrer Vaterstadt zu beziehen. Sie hatte nun ihr zwey und vierzigstes Jahr zurückgelegt, und immer noch war es zweifelhaft: ob sie vor zwanzig Jahren oder jezt reizender war. In ihrem bisherigen einsamen Leben war ihr eine gewisse Ernsthaftigkeit und etwas schwermüthige Mine eigen worden, wodurch

ihre Annehmlichkeit, wenn sie jezt sprach, ungemein gehoben wurde. Sie machte bald das erste Haus in der Stadt und jeder gesittete Mensch hatte freien Zutritt zu ihr, und so wenig sie bisher Umgang gehabt hatte, so sehr suchte sie ihn jezt zu vervielfältigen, und Niemand verkannte auch jezt das vormalige Röschen Wünsch, und ihr großer Reichthum schien bey den meisten hinreichender Entschuldigungsgrund ihres freien Betragens zu seyn, weil man sonst der vierzigjährigen Frau gewöhnlichermaßen noch weit weniger, als dem sechzehnjährigen Mädchen, zu gute hält.

Weil die Frau von Schnapsack nicht am Hofe erscheinen kann, so verbannt sie sich selbst in die Einsamkeit und strenge Richter werden ihre Eitelkeit thörigt gescholten haben; ich übernehme keine Vertheidigung; allein mit welchen Namen werden sie es jezt belegen, da sie den Titel: gnädige Frau, der doch bey so vielen Damen der Art ja nicht vergessen werden darf, will man nicht ihre Freundlichkeit auf ewig verlieren, durchgängig verbat? Will man es scheinbare Demüthigung nennen, die ebenfalls ihren

Grund

Grund in der Eitelkeit hatte, weil sie dadurch an Bewundrung zu gewinnen glaubte; so weiß ich nicht, ob ich meiner Geschichtsheldin so durchdachtes Raisonnement zutrauen soll! wenigstens möcht' ich dann behaupten, daß dies wohl der einzige Fall bey ihr gewesen wäre. Entscheiden meine Leser wie sie wollen; kurz sie verbat die gnäd e Frau und hielt ganz strenge darüber nd in ihrem vier und vierzigsten Jahre stand sie als Braut eines Kaufmannes am Traualtare, den ihr, wegen seiner Schönheit, jedes junge Mädchen misgönnte.

Und dies möcht' ich wohl für einen Beweis ausgeben, daß sie mehr den Mann, als Rang und Titel angesehen hätte, denn es fehlte ihr an nichts weniger, als an Gelegenheiten, gnädige und betitelte Männer zu wählen.

Herr Sankt Omer war ein gefälliger, guter Mann, der seine Frau herzlich liebte, und der mit allem zufrieden war, was sie gern wollte; und Röschen war nicht unerkenntlich gegen die Gefälligkeit ihres Mannes, sparte keine Liebkosungen und suchte alles auf, was ihn vergnügen konnte, und

so war die Ehe auf beiden Seiten so zufrieden und glücklich, als sie seyn konnte.

Sechzehn Jahre hatten unsere Eheleute miteinander, und das lezte eben so vergnügt wie das erste, gelebt, als der Tod abermals eine Trennung und unsere Heldin zur Wittwe machte, und jezt erst fühlte sie, was es heiße: einen geliebten Mann verlieren! sie war untröstlich, und die Betrübniß bemächtigte sich ihres Gemüths mit solcher anhaltenden Gewalt, als sie nicht leicht über solche Karaktere gewinnen kann. Gemeinhin verwischt sich der Eindruck, er sey auch noch so heftig, ganz leicht, weil zu viel Empfänglichkeit für jeden da ist und immer einer den andern verdrängt. Und so war auch bisher Röschens Leben gewesen, eine beständige Reihe von leichten Eindrücken, die ihre Entstehung kaum überdauerten. Ein Beweis, wie nothwendig sich Sankt Omer durch seine Gefälligkeit und Nachgiebigkeit ihrem Herzen zu machen gewußt hatte. Sie mied fast zwey Jahre alle öffentliche Gesellschaften, und ihr einziger Umgang war ihr zwölfjähriger Sohn und sein Hauslehrer, ein feiner, junger Mann, von ungemein vielen Kenntnissen.

Röschen hatte aber noch nicht genug verlohren; die Blattern raubten ihr ihren Sohn und erneuerten die kaum verharschte Trauerwunde. Es war ihr Sohn, ihr einziger Sohn und doch — als treuer Biograph muß ich es sagen, unerachtet mir dadurch die Gelegenheit entgeht, den Zustand einer trostlosen Mutter zu schildern, daß sie sich weit eher zu trösten wußte, als bey dem Verluste ihres Mannes. Indessen führte sie doch ihr eingezogenes Leben fort, und nur Herr Werth, der Lehrer ihres verstorbnen Sohnes, blieb ihre beständige Gesellschaft, den sie auch so reichlich lohnte, daß er sich keine bessere Station wünschte.

So verstrichen vier Jahre und Herr Werth erhielt den Ruf zu einem ganz einträglichen Amte, das er nicht ausschlagen konnte, wenn er nicht seinem künftigen Fortkommen entgegen arbeiten wollte. Es fiel ihm schwer die Frau Sankt Omer zu verlassen, er hatte sich zu sehr an sie gewöhnt, und unerachtet sie nun acht und sechzig Jahr alt war, so würden gewiß auch mehrere als Herr Werth, den überdieß noch Dankbarkeit für ihre Großmuth an sie

zog, ihren Umgang schön und angenehm genannt haben.

Die Lage der Sachen foderte, daß Herr Werth auf einige Wochen verreiste, noch ehe er sein Amt antreten wollte, und Madame Sankt Omer fühlte — so romanhaft es klingen mag, so wahr ist es, sie fühlte und glaubte: daß ihr Herr Werth unentbehrlich war, und sie beschloß, so bald er wiederkäme, ihm ihre Hand anzubieten.

Eine Frau von acht und sechzig und ein Mann, fast Jüngling noch, von acht und zwanzig Jahren, freilich ein sehr ungleiches Verhältniß! und wenn meine Leser noch Thorheit in dem Leben meiner Heldin gefunden haben, so werden sie sie jezt gewiß finden. Allein wie? wenn es bloße Uebereilung, rasche Handlung ohne vorheriges Nachdenken wäre?

Herr Werth traf wieder bey Madame Sankt Omer ein und erfuhr sogleich das ihm zugedachte Glück. „Ihre kurze Abwesenheit," sagte sie, „ist mir so unerträglich gefallen, daß ich gewiß glaube, eine beständige würde mein Leben verkürzen. So alt ich aber auch bin, so find' ich doch im-

mer

mer noch zu viel Behaglichkeit am Leben, als daß ich es noch so bald am Ende wünschte, besonders, da ich mich noch ganz gut bey Kräften fühle es zu geniessen. Aus Ihrem Betragen gegen mich kann ich leicht abnehmen, daß Ihnen meine Person ganz erträglich ist, und ich müßte mich sehr irren, wenn Ihre mir erwiesene Achtung nicht von Herzen gehen sollte. Sie nehmen also, mein lieber Herr Werth, wenn Ihnen anders mein Vorschlag gefällt, und Sie wollen, daß ich meine noch übrigen Jahre vergnügt hinbringen soll, Ihr angetragenes Amt nicht an, sondern — — Sie nehmen meine Hand, die ich Ihnen, freilich wider hergebrachte Gewohnheit, anbiete, und werden dadurch Erbe meines ganzen Vermögens."

Werth stand da wie ein lebloses Bild, er wußte nicht: ob er recht gehört habe? oder ob ihn seine großmüthige Wohlthäterin auf die Probe stellen wollte? Wie sie sich aber nochmals eben so deutlich erklärte, so begriff er nun wohl, daß alles so seine Richtigkeit habe und — ein flüchtiger Gedanke an seine Louise hielt ihn nur noch einige Augenblicke zurück, — er erklärte sich ganz

nach dem Wunsche der Madame Sankt Omer.

Zur Erklårung des flůchtigen Gedankens an Louisen, der ihn einige Augenblicke bedenklich machte, muß ich sagen, daß Herr Werth schon seit einigen Jahren Louisen Rosenholz, einer armen Schulmannswittwe Tochter, geliebt hatte und gar innig wieder geliebt wurde. Auch war es bisher bey ihm fest beschlossen, so bald er ein nåhrendes Amt erhielte, sie als seine Gattin einzufůhren; allein durch Madame Sankt Omer Besitzer von wenigstens 200000 Thaler zu werden, war viel zu wichtig, als daß ihn Louise långer als einige Augenblicke bedenklich håtte machen sollen. Inwiefern Herr Werth hier Recht oder Unrecht gehandelt habe, mag ich nicht untersuchen; indessen wenn er auch Unrecht haben sollte, so hat er doch Beispiele vor sich, wo Geld noch weit grősseres Unrecht wo nicht in Recht verwandelte, doch wenigstens entschuldigte. Und dann war seine Bereitwilligkeit vielleicht eben so unůberlegt und leichtsinnig, als es der Antrag von der Matrone war. Kurz Madame Sankt Omer war nun bald Madame Werth, lebte ganz

vergnügt und zufrieden, und liebkosete ihren Mann vielleicht zärtlicher, als ein zwanzigjähriges Mädchen.

Nach Jahr und Tag aber schien Madame Werth an ihrem Manne eine Schwermuth zu bemerken, die immer sichtbarer wurde und sogar Einfluß auf seine Gesundheit hatte. Oft drang sie in ihn, die Ursache zu wissen, allein er entschuldigte sich jedesmal mit Unwissenheit und die größte Zärtlichkeit bewog ihn zu keinem Geständniß. Röschen ward unruhig und besorglich, und wie sie ihn einst beschlich und bemerkte, daß er ein Papier küßte und heftig unter'm Lesen desselben seufzete, so ward sie neugierig und dachte auf Gelegenheit, das Papier in ihre Hände zu bekommen. Lange waren ihre Bemühungen vergebens, allein endlich glückte es ihr doch und sie las folgendes:

„Ich war arm, nährte mich mit meiner Mutter unserer Hände Arbeit; aber ich war ruhig und lebte mit meiner Mutter in Frieden. Welcher böse Geist führte Sie in unsere Wohnung, diese nun auf immer verlohrne Ruhe zu stöhren? Lie-

Liebe ist eine süße Leidenschaft, aber sie ist auch schmerzlich, sie ist grausam. Sie haben mich Liebe gelehrt, die Leidenschaft in mir aufgeweckt, und kaum sehen Sie das arme Mädchen in Flamme, so sind Sie grausam genug und verlassen es, nachdem Sie seine ganze Glückseligkeit zernichtet haben. Sie haben mich verlassen, und um eines Weibes willen, das Ihre und meine Großmutter seyn könnte, und Sie nennen sie Frau. Wußte sie unsere Liebe und kannte sie Liebe, sie müßte eine verächtliche Kreatur seyn, wenn sie Dich nicht von sich gestoßen und als einen Niederträchtigen behandelt hätte, der für vergängliches Geld Glückseligkeit zerstöhren kann. Du tödtest mir meine Mutter; siech und elend liegt sie seit der Nachricht von Deiner Verheirathung, und stirbt sie, so bist Du ihr Mörder. In ihrer Gegenwart, — und den unsichtbaren Gott riefst Du zum Zeugen, — schwurst Du, so bald ich ein Amt habe, ist Louise mein, auf ewig mein. Man ruft Dich zum Amt und Du eilst herbey, schwörst auf's neue und bist in vier Wochen einer an-

dern Mann. Könnt' ich Dir die größten Verwünschungen vorsagen; aber wisse, Treuloser! und urtheile von der Stärke meiner Liebe, ich kann es nicht. Ich glaube, ich könnt' es geduldiger tragen, hättest Du mich nicht einer alten Matrone von siebenzig Jahren nachgesezt! aber Du hast mir Liebe gelogen. — —

Ich schrieb dies und wollte es Ihnen zusenden, aber ich legt' es wieder hin und dachte: Sie verdienten es nicht. Jezt aber will ich es Ihnen senden; meine Mutter ist todt! Fühlen Sie das? meine Mutter ist todt, und lange lag sie im Todeskampf, hielt ihre unglückliche Tochter fest an der Hand, seufzete oft schwer, und nannte gebrochen den Namen Werth. Sie haben das Leben meiner Mutter verkürzt, warum nicht auch sobald das meinige? In jenem Leben würde ich mit meiner Mutter keine Schwüre eines Treulosen hören."

Was Frau Werth bey Lesung dieses Briefes fühlte, kann ich nicht beschreiben; er erpreßte ihr heiße Thränen, und wäre er

nicht

nicht schon so oft mit ihres Mannes Thränen benezt worden, so hätte er es gewiß merken können, daß er in andern Händen gewesen wäre. Und wenn Frau Werth noch nirgends den Beifall meiner Leser erworben hat, so hoff' ich, daß sie ihn nun verdienen wird.

Sie kannte Louisen Rosenholz nicht; sie suchte also Gelegenheit, sie unbemerkt zu sprechen und fand ein liebenswürdiges junges Mädchen, das die Trauer um ihre Mutter noch schwärmerischer darstellte, als sie in der That war. Louise erschrak bey dem Anblicke der Frau, die im Besitz ihres Geliebten war, allein bald ward sie durch das liebevolle und gutmüthige Betragen gewonnen, und unverstellt und ohne Rückhalt schüttete sie ihren Kummer in den Schoos ihrer Nebenbuhlerin, als wär' es ihre Mutter. Madame Werth ward bezaubert von der offenherzigen Unschuld, drückte sie an ihre Brust, küßte sie, nannte sie ihre Tochter und beschenkte sie grosmüthig, ihre dürftigen Umstände zu erleichtern.

Kurz darauf sagte Frau Werth ihrem Manne, daß sie, wegen Angelegenheit eines

nes ihrer Güter verreisen würde, und wie er sich sogleich zur Gesellschaft anbot, so erhielt er die erste abschlägige Antwort von ihr. Er verwunderte sich zwar sehr darüber, allein sie wußte ihre Ausflüchte so geltend zu machen, daß er nicht weiter in sie drang.

Sie versahe sich mit einem ziemlichen Geldvorrathe, reiste auf ihr Gut und von da gerade nach der Residenz. Sie suchte den Landesherrn zu sprechen, welches nicht viele Schwierigkeiten machte, sandte bald darauf ein Paket an ihren Mann und ging auf ihr Gut zurück.

Herr Werth war unruhig, daß er in einigen Wochen keine Nachricht von seiner Frau erhalten hatte, und staunte, wie er das Paket mit der Post erhielt und an der Aufschrift seiner Frauen Hand erkannte. Mit größter Neugier löste er das Siegel, um sich die Sache zu enträthseln, und las folgendes:

Mein lieber Werth,

Deine Schwermuth seit langer Zeit machte, daß ich alle Deine Tritte beob-

achtete. Ich sah Dich also oft einen Brief mit der größten Bewegung lesen, und weil ich Dir nicht so viel Offenherzigkeit zutraute, mir Deinen geheimen Kummer mitzutheilen, so suchte ich des Briefes habhaft zu werden, in dem ich die Ursache Deines Kummers zu finden glaubte. Es ist mir gelungen, und nicht nur diese fand ich, sondern auch die Ueberzeugung, daß ich eine große Thorheit begangen habe, mich in meinem Alter mit Dir zu verbinden.

Allein lieber Werth, wofern ich mich nicht selbst hintergehe, so hab' ich Dich mehr mütterlich als ehelich geliebt, und ich bin sehr geneigt zu glauben, hättest Du mir Deine Verbindung mit Louisen, die ich sehr liebenswürdig gefunden habe, entdeckt, ich hätte meinen Entschluß willig aufgegeben, hätte euch zusammen in mein Haus geführt und euch als Kinder geliebt. Ich sage es noch einmal, ich bin geneigt das zu glauben, und besonders, wenn Du Deine Vorstellung nach Deinen Kenntnissen und Deiner Wohlredenheit so eingerichtet hättest, welches

ches Dir leicht gewesen wäre, daß ich auf die Ungleichheit und Unnützlichkeit unserer Ehe wäre aufmerksam geworden. Ich war an Dich gewöhnt, ich liebte Dich, konnte Dich nicht von mir lassen, und um Dich, wegen Verlust Deines Amtes zu entschädigen, bot ich Dir meine Hand und mein Vermögen an. Mir fiel es nicht ein, daß es schicklicher wäre, Dich für meinen Sohn zu erklären und Dich auf diese Weise um mich zu behalten.

Du hast Unrecht gethan, lieber Werth, daß Du meinen Antrag so leicht angenommen hast, da von Dir mehr Ueberlegung gefordert werden konnte, als von mir; Louise hat Recht, daß Dich das vergängliche Vermögen verblendet hat, und Unrecht ist es, daß Du Dich verblenden ließest. Du hattest Zeit genug gehabt, mich genauer kennen zu lernen, als ich mich selbst kannte, und hättest also wohl wissen können, daß mir Dein Liebesgeheimniß schon zu vertrauen gewesen wäre.

Ich will Dir weiter keine Vorwürfe machen, weil ich weiß und gesehen habe, was

was für Würkung Dein Gewissen auf Dich macht, und will Dir jezt nur zeigen, wie sehr ich Dich liebe und für Deine Ruhe und Zufriedenheit besorgt bin.

Ich habe unsern Landesherrn selbst gesprochen, und ihm die Lage der Sachen so genau vorgelegt, als nur möglich. Ich bin so glücklich gewesen, gnädiges Gehör für meine Bitte zu erhalten, und beigelegt findest Du unsere Ehescheidung und die Erlaubniß, Dich mit Louisen zusammen geben zu lassen, von höchsten Händen. Du wirst so viel Geld vorfinden, das Nöthigste für Deine Braut zu besorgen, und so bald es in Ordnung ist, so kommt beide zu mir auf's Gut, ich will eurer Trauung beiwohnen, euch meinen mütterlichen Segen geben und alles Glück für euch von Gott erflehen helfen.

Ich will dann hier meine übrigen Lebenstage zubringen, und wenn ihr, als meine Kinder, nicht vor beständig bey mir bleiben wollet, so werdet ihr mich doch oft besuchen und wenigstens dann da seyn, wenn die Zeit kommt, daß meine

ne Augen zugedrückt werden sollen. Deinen Namen will ich beibehalten, vielleicht, daß es Dir dadurch leichter wird, mich künftig Mutter zu nennen.

Rosina Werth.

Was Herr Werth wohl bey Durchlesung dieses Briefes gedacht haben mag? Nichts! Was er empfunden haben mag? zu viel um etwas denken zu können. Er war außer sich; er las den Brief und die Beilagen immer wieder von neuem, und wußte am Ende immer wieder nicht, ob es Traum oder Vorspiegelung sey, seiner Leiden zu spotten. Eine solche Großmuth war ihm ungedenkbar und ganz außer der Sphäre der menschlichen Handlungen, daß er keine Vorstellung davon fassen konnte.

Am dritten Tage nach Empfang des Briefes, ließ er anspannen und fuhr nach dem Gute der Frau Werth. Sie hörte den Wagen in den Hof rollen, eilte die Treppe hinunter, ihre Kinder zu empfangen, und ihr guter Werth stürzte sprachlos in ihre Arme. „Du kommst allein?“ fragte sie so zärtlich, wie eine Mutter ihren Sohn fra-

gen kann, und erhielt auf diese und auf die zweite und dritte Frage keine Antwort. Sie kamen in ein Zimmer und Werth lag auf den Knien, küßte ihre Hand, weinte, daß er schluchzete, und vermochte immer noch nicht zu sprechen. Frau Werth hob ihn auf, drückte ihn an ihre Brust und vereinigte ihre Thränen mit den seinigen. Gewiß eine Scene, die einzige in ihrer Art, ein geschiedenes Ehepaar in solcher Verfassung zu sehen.

Wie sich endlich die heftige Aufwallung gelegt hatte, fragte Frau Werth nach Louisen, und Herr Werth bat bey allem, was heilig war, ihren Namen nicht zu nennen, und gab ihr zugleich die Ehescheidung und den Erlaubnißschein zu seiner Verheirathung wieder zurück. „So lange Dich Gott leben läßt," sagte er mit bebender Stimme, „werd' ich nie dran denken, und wenn ich gelitten habe und noch leide, so ist es gerechte Strafe, daß ich" — —

„Daß Du," fuhr Frau Werth fort, „unüberlegt und leichtsinnig gehandelt hast. Gut, lieber Werth, mache Dir immer die bittersten Vorwürfe, ich will sie nicht tadeln;

deln; allein ist es nicht eben so ungerecht, wenn man sein Versehen nicht verbessern will, wenn man Gelegenheit dazu hat? Ich habe Dir es schriftlich gesagt, daß ich eine Thorheit begangen habe und ich will sie wieder gut machen, und warum willst Du es nicht thun? Leidet nicht auch eine dritte Person durch Deine Uebereilung" —

„Elende Untreue!" rief Werth.

„Nun um so mehr! und wenn auch die zu verbessern in Deiner Gewalt steht? Doch freilich bleibt dabey die Frage: ob Du Louisen noch liebst?"

„Ob ich sie liebe?" rief Werth und stürzte wie ohnmächtig auf einen Stuhl.

„Ich bedarf keiner deutlichern Antwort, und daß Du geliebt wirst, bin ich auch überzeugt, und also" —

Frau Werth ging in ihre Stube, schrieb einige Zeilen an Louisen, und schickte ihren Wagen ab.

Louise las:

Ich glaube Ihnen einen Dienst zu erzeigen, wenn ich Sie bitte, so gleich mit dem abgeschickten Wagen auf einige Tage zu mir auf mein Gut zu kommen.

Ich habe eine gute Freundin bey mir, die eine Gesellschafterin sucht, und ich glaube, sie kann keine bessere finden, als Sie, meine liebe Rosenholz. Gefällt es Ihnen nicht, nun so hab' ich doch das Vergnügen gehabt, Sie einige Tage bey mir zu sehen. Ich bin mit meiner Freundin ganz allein.

Louise war zweifelhaft, ob sie die Einladung annehmen sollte; und sie würde sie gewiß nicht angenommen haben, wenn sie dem Schlusse des Briefchens nicht geglaubt hätte, Frau Werth ohne ihren Mann zu finden, welches auch der Bediente, nach Unterricht, bekräftigte. Es wäre undankbar, sagte sie zu sich selbst, da mich die Frau so ansehnlich beschenkt hat, und noch auf diese Art für mich sorgt, wenn ich ihre Einladung ausschlüge, und sie stieg mit schwerem Herzen in den Wagen.

Frau Werth bemerkte mit Vergnügen die steigende Unruhe ihres nunmehrigen Sohnes, jemehr die Stunde der Ankunft Louisens sich näherte. Sie kam endlich; Werth mußte sich in ein ander Zimmer begeben, damit das gute Mädchen nicht zu sehr erschreckt wer-

werden sollte. Die außerordentliche Freundlichkeit, mit der Frau Werth Louisen empfing, und die mütterlichen Liebkosungen, mit denen sie sie überhäufte, trieben bald alle Bangigkeit aus ihrem Herzen, daß sie so zutraulich und offen wie gegen ihre Mutter wurde. Und nun leitete Frau Werth ein, sagte ihr: daß sie es sich gewisser Ursachen wegen zur Pflicht auferlegt hätte, für sie zu sorgen, und daß sie sie zu sich kommen lassen, sie nicht als Gesellschafterin unterzubringen, sondern sie anständig zu verheirathen.

Bey diesen Worten stieß Louise einen lauten Schrey aus und sank ohnmächtig nieder. Frau Werth nahm sie in ihre Arme und hielt sie bis sie sich erholte. Louise schlug die Augen auf, rief über Verrätherey, wand sich los, wollte fort, sprang in's Nebenzimmer und erblickte Herrn Werth, der kaum geschwind genug war, sie aufzufangen, wie sie zu Boden sank.

Ich überlasse es nun meinen Lesern, sich das Uebrige so lebhaft und rührend vorzustellen, als sie wollen. Den vierten Tag nach Louisens Ankunft ward die Trauung

vollzogen und Frau Werth konnte sich keine besseren Kinder, wie diese sich keine bessere Mutter, wünschen.

Frau Werth erreichte ihr sechs und achtzigstes Jahr, und lebte unter ihren angenommenen Kindern so glücklich und zufrieden, als es wohl wenigen Menschen zu Theil wird.

5.

Männlicher Starrsinn.

Elias Brambold war der zweite Sohn eines reichen Weisgerbers und zeigte früh viel Anlage und große Lust zum Studieren. Allein sein Vater, der bey seiner Profession reich geworden war und sich dabey sehr wohl befand, verlangte, daß auch er, wie sein älterer Bruder, ein Weißgerber werden sollte; und wie er dazu wenig Lust bezeugte, so ward er nicht nur mit Gewalt dazu angehalten, sondern auch bey dem geringsten Versehen mit der äußersten Strenge behandelt. Dies war nun freilich nicht der rechte Weg, dem Knaben Lust zur Weisgerberey beizubringen, im Gegentheil erregte sie Abscheu und Beharrung auf dem Vorsatze zu studieren. Wenn also Elias nur einige Zeit gewinnen konnte, so hatte er ein Buch in der Hand, unerachtet er, wenn ihn sein Vater darüber fand, allemal eine derbe Tracht Schläge zu erwarten hatte. Und

wie ihm endlich sein Vater seine wenigen Schulbücher gar verbrannte, so verbarg er die neuangeschaften bey einem Nachbar und lief, so oft er konnte, zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dahin. Auch das ward von einem seiner Bekannten, den er bey einer Uneinigkeit etwas zu derb abgeprügelt hatte, an seinen Vater verrathen. Er beschlich ihn, diktirte ihm auf acht Tage jeden Morgen, anstatt des Frühstücks, zwanzig Hiebe mit dem Ochsenziemer und hielt es pünktlich. Und doch blieb Elias bey seinem Vorsatze, unerachtet er nicht einsah, wie er ihn ausführen könnte. Seine Abneigung gegen die Gerberey ward immer größer, und sein Starrsinn, der sich überall äußerte, schlug immer festere Wurzel in ihm.

Elias war nun achtzehn Jahr alt, mit allen Solennitäten zum Gesellen gekrönt, und sollte nun auf die Wanderung gehen. Diesem Zeitpunkte hatte er mit Verlangen entgegen gesehen und hatte fleißig seine Taschengelder und andere kleine Einnahmen aufgespart, mit dem festen Vorsatze, auswärts eine Schule zu besuchen und die Gerberey mit dem Studieren zu vertauschen.

Al-

Allein zu seinem größten Vergnügen starb sein Vater noch vor seiner Auswanderung und sogleich warf er sein Felleisen und seine Schürze in den Winkel, ging zum Rektor des Gymnasiums der Landesschule, und eröfnete ihm seinen Vorsatz und die Ursache seiner späten Erscheinung.

Brambold ward sehr wohl aufgenommen, und der Herr Rektor nahm es selbst auf sich, ihm durch Privatunterricht nachzuhelfen; aus Liebe, wie er sagte, für einen solchen Eifer zum Studieren, welches aber seine Herren Kollegen Interesse nannten, weil Brambold gut bezahlen konnte.

Brambolds Fleiß war außerordentlich, binnen Jahr und Tag war er nicht mehr der schlechteste in der ersten Klasse des Gymnasiums, und nach zwey und einem halben Jahre ward er für fähig erklärt, die Akademie zu beziehen.

Einigen Lesern zur Erläuterung, die vielleicht diesen Zeitraum zu beschränkt halten möchten, muß ich sagen, daß Brambold schon in der Schule seiner Vaterstadt die lateinische Grammatik ziemlich auswendig gelernt, den Speccius und Hofmanns

Komposition fleißig übersezt, und Corderi colloquia, Aesopi fabulas und sogar den Cornelium und etwas aus dem Iulio Caesare exponirt hatte, und von alle dem hatte er gewiß keine Sylbe vergessen, im Gegentheil noch manches durch eignen Fleiß hinzugetragen, und also war es wohl kein so übergroßes Wunder, daß er binnen zwey und einem halben Jahre einen lateinischen autorem fertig vertiren und ein exercitium scholasticum extemporale bey seinem anhaltenden Fleiße verfertigen lernte, und also demnach als würdig erklärt wurde, die Akademie zu beziehen.

Bramhold wählte die Rechtsgelahrheit und bezog eine der berühmtesten Universitäten damaliger Zeit. Auch hier wandte er allen möglichen Fleiß an, erwarb sich große Kenntnisse und übersah fast alle seine Mitstudierende. Und nun wir wissen, daß er ein gelehrter Mann war, näher zu dem, wodurch er Gelegenheit giebt, in die Zahl unserer Geschichtshelden zu kommen.

Erst im dritten akademischen Jahre war es, daß ihm einer seiner Freunde klagte, daß er sterblich des Sprachmeisters La Fleur

zwei-

zweite Tochter, Nannette, liebe, und daß er es sich schon viel habe kosten lassen, ohne den geringsten Vortheil über sie zu erhalten, weil ein Liefländer freilich mehr dran wenden könnte, als er. Im weitern Gespräche hörte Brambold, daß auch noch eine dritte Schwester da sey, und daß bey dem Sprachmeister bisweilen von seinen Scholaren Zusammenkünfte, Kränzchen und allerhand Lustbarkeiten angestellt würden, wo das Vergnügen durch die Gegenwart und die Munterkeit der Mädchen ungemein erhöht würde.

Bisher hatte Brambold noch wenigen von den akademischen Vergnügungen beigewohnt; sein Studieren hatte ihn so vollauf beschäftiget, daß ihn Langeweile nirgend hingetrieben hatte, und sein mürrisches Wesen und finstres und ernsthaftes Aussehen, hatte alle muntere Lockvögel von ihm entfernt gehalten; allein wie es kam, daß ihm jezt die Erzählung von den Zusammenkünften bey dem Sprachmeister so auffielen, daß er wünschte daran Theil zu nehmen, weiß ich nicht; kurz, er nahm Stunden bey dem Herrn La Fleur, um an den dasigen gesell-

schaftlichen Vergnügungen Antheil nehmen zu können.

Brambold war kein Renomist, allein da ihm feine Sitten durchaus fehlten und er der artigen und unterhaltenden Gesellschaftssprache gar nicht mächtig war, so war man sehr geneigt, ihn dafür zu halten, und um so mehr, weil er auf der Straße einherschritt als ein Mann, der sich bey Vorfallenheit auf seine Stärke verlassen kann. Alles aus seiner Erziehung zu erklären; denn nicht leicht lernt man auf unsern gewöhnlichen Schulen und Akademien gute Sitten, wenn man nicht Nebengelegenheiten hat, sich zu bilden. Man sah ihn also nicht gar zu gern in diesen Zusammenkünften erscheinen; indessen hofte man, daß er sich fügen würde, weil man ihn unter keinem Vorwande abweisen konnte. Allein davon hatte man eigentlich nicht so viel zu befürchten, als von seiner Anmaßung über alles Recht zu sprechen, alles zu tadeln und von seiner störrigen Beharrlichkeit auf dem, was er wollte oder vorschlug, welches denn zu manchen Uneinigkeiten Anlaß gab, die aber immer geendigt waren, so

bald

bald er aufstund und seine von der Gerberarbeit gestärkten Fäuste vorwies.

Studentenkriege, die oft eben so wichtige Veranlassungen haben, als Fischweiberkriege, liegen außer dem Plane meiner Erzählung.

La Fleur hatte drey Töchter, Florentine, Nannette und Rosette. Alle drey Mädchen hatten den Jahrtag ihrer Mannbarkeit schon verschiedenemal gefeiert. Alle hatten schon, wie die meisten akademischen Mädchen *), deren Herz so früh und ungeduldig nach einem gelehrten Manne seufzet, allerhand Liebesabentheuer bestanden; hatten sich oft die Ehe versprechen lassen, und waren schändlich verlassen und vergessen worden. Zum guten Glück aber hatten sich immer noch neue Gelegenheiten und gute Aussichten geöfnet, welche das alte Andenken und den Kummer über den Verlust erträglich machten.

Rosette, die jüngste, ein niedliches gutes Mädchen, die sich durch ihren scharfen Ver-

*) Lis: wie alle Mädchen in den Städten, wo Akademien sind.

Verstand vor ihren Schwestern auszeichne-
te, hatte unlängst die Nachricht erhalten, daß ihr Geliebter, der ihr so unzähligemal, unter den feurigsten Küssen, versichert und zugeschworen hatte, daß er nur in ihr lebe und ohne sie das Leben für ihn Quaal sey, sich in seiner Heimath nach zwey Monaten seiner Ankunft verheirathet und dadurch ein Amt erhalten habe; und hatte sich nun fest vorgenommen, weil das nun schon der dritte Fall war, sich mit dem treulosen männlichen Geschlechte gar nichts mehr zu schaffen zu machen.

Brambold fand also bey seinem Eintritt in die Gesellschaft eine Menge, aber keinen erhörten Anbeter um Rosetten. Er spottete oft über die Klagelieder und gesellte sich zu Rosetten, um die liebesiechen Jünglinge foltern zu helfen. Diese Theilnahme schmeichelte Rosetten, sie fand unsern Brambold nach und nach leidlich, so wie er etwas fühlte, das ihn beständig an sie zog, wenn er sie sahe, und alles langweilig fand, wenn er sie nicht sahe. Und die Sache endigte sich mit einer Liebschaft. Mit einer Liebschaft von besonderer Art, die noch sonderbarere Folgen nach sich zog.

Bram-

Brambold legte in schlichten graden Worten sein Liebesbekenntniß ab, wie er merkte, daß ihn Rosette allen andern vorzog, und freute sich, daß er allen andern den Rang abgelaufen hatte. Darüber aber war er unzufrieden, daß Rosette alle Liebkosungen annahm, ihm aber keine erwidern wollte, und ward bitter böse, wenn sie von der Untreue des männlichen Geschlechts gegen ihn zu reden anfing. Er verlangte unbedingten Glauben an alle seine Worte; und wenn es wahr wäre, daß das ganze männliche Geschlecht treulos, lügenhaft und bundbrüchig sey, so wolle er eine Ausnahme seyn, und das wurde dann mit einer langen wohlgesezten Periode von Flüchen feierlich bekräftiget.

Rosette fing endlich an mehr zu glauben, weil vielleicht seine Reden ohne zierliche und gesuchte Einkleidung war, und weil der größte Abscheu gegen alles, was einer Unwahrheit ähnlich schien, bezeigt wurde. Kaum hatte unser Ritter so viel gewonnen, als er einsame Zusammenkünfte verlangte, weil das Oeffentliche und die Gegenwart von Zuschauern und Beobachtern den Aeus-

serun-

serungen wahrer und ungeheuchelter Liebe hinderlich sey.

Rosette widerstand lange dieser Forderung, allein wozu entschließt sich nicht endlich ein Mädchen, wenn es von der Redlichkeit ihres Anbeters überzeugt zu seyn glaubt. Indessen wollte sie doch ganz sicher gehen und beschloß, ihn einer harten Probe auszustellen. Die Sache recht feierlich zu machen, erhielt also Brambold die Erlaubniß, um Mitternacht vor der Hausthüre zu erscheinen und seine Ankunft durch einen Zug an einem zum Fenster heraushangenden Bindfaden kund zu thun. Die Erlaubniß ward an einem trüben Tage ertheilt, der eine finstere Nacht vermuthen ließ. Die Nacht war finster und Regen schoß in grader Linie aus den Wolken, wie er an dem Bindfaden zog. Rosette öfnete bald die Thür und trat heraus, nahm Brambold bey der Hand, führte ihn mitten auf die Straße und sagte:

„Hier, Brambold, schwöre! schwöre bey dem Allmächtigen, der uns in dieser schaudernden Dunkelheit sieht! schwöre mir, daß Deine Absicht rein und edel

edel ist; daß Du mich nicht hintergehen willst; schwöre! daß Du Wort halten willst und mich, so bald Du ein Amt hast, zu Deiner Gattin wählen willst; schwöre mir das alles, Brambold, bey dem Allmächtigen, von dem Du Deine Glückseligkeit erwartest, schwöre mir es, oder geh wieder nach Hause, wenn Du nicht schwören kannst."

Rosette sagte das ziemlich laut und fühlte, daß der starke Brambold, der so unerschrocken seyn wollte, zitterte.

„Du zitterst Brambold? Schwöre nicht, wenn Dein Herz mit Tücke umgeht."

Er. Ich zittre? nein! doch mag es seyn, daß der Zorn Ursache ist. Ein so schreckliches Mistrauen in mich zu setzen. Rosette! verdien ich das? bedenke wen Du vor Dir hast.

Sie. Nicht Mistrauen, Brambold. Ich wage viel; verdenkst Du mir es, daß ich mich sicher stellen will? — Der Regen durchnäßt uns, Brambold. Du willst standhaft und unveränderlich seyn; ich will

es auch seyn, und ich bin es auch jezt: entweder Du schwörst oder — gehst wieder.

Und Brambold schwur Wort für Wort, wie es ihm Rosette vorsagte; schwur bey dem Allmächtigen, daß sie seine Gattin seyn sollte, und folgte an ihrer Hand in ihr Zimmer. Noch mehr: er fand da auf dem Tische eine Scheere, rizte sich die Haut, schrieb mit seinem Blute den Schwur hin und gab ihn Rosetten zur Beruhigung.

Nun glaubte Rosette auf allen Fall gesichert zu seyn und bewies ihrem Rambold von Tag zu Tage mehr, wie herzlich sie lieben könnte.

Die Zeit verfloß jezt unsern Liebenden in einem Nu; die Trennungszeit nahte sich und Rosettens Herz erfüllte schwerer Kummer. Brambold wandte alles an, sie zu trösten, weil es nur auf kurze Zeit seyn könnte, allein sie wußte tausend Hindernisse zu erdenken, die möglicher Weise eintreten und die Erfüllung ihrer Hofnung verzögern könnten; und dann weinte sie Thränen der Liebe an seinem Busen. Die Abschiedsstunde schlug, Brambold reiste und hinterließ Rosetten trostlos.

Brambold kam in sein Vaterland zurück und zeigte bald, daß ihn die Natur nicht umsonst mit guten Talenten ausgerüstet, und daß er seine akademischen Jahre nicht ungenutzt vergehen lassen. Er führte einige Sachen aus, die zu seinem größten Ruhme gereichten und ihm so gar die Aufmerksamkeit seines Landesherrn erwarben. Dies sezte seine Thätigkeit noch mehr in Bewegung, sezte aber auch seinen Eigendünkel und Stolz auf einen sehr hohen Grad, den die Vorzüge und die Achtung, die man ihm überall erzeigte, noch mehr befestigten. Sein Umgang waren die vornehmsten Personen und er träumte und dachte nichts, als hohe Ehrenstellen.

Und die gute Rosette? — erhielt im ersten Jahre drey gleichgültige Briefe von ihm und im zweiten blieben alle ihre Briefe unbeantwortet. Wie? wird jede Leserin rufen, auf eine so heilige, feierliche Versicherung? Allein meine Leserinnen bedenken nicht, in welchen Gesellschaften sich jezt Brambold befindet: Raths- Kammerraths- Regierungsraths- Geheimerathstöchter!. Aussichten und Versprechungen vom höchsten Orte zu

den vornehmsten Bedienungen, und die Tochter eines Sprachmeisters auf der Universität! Lieber Himmel, welch' ein Kontrast!

Brambold erhielt würklich im dritten Jahr nach seiner Nachhausekunft eine Amtmannsstelle, und machte alle Anstalt, sich mit eines Hofraths Tochter zu verbinden, als er von Rosetten folgenden Brief erhielt, aus dem wir sehen, daß sie alles, der Himmel weiß durch welchen Kanal, erfahren hatte.

Lieber Brambold,

Du hättest mich in dem Augenblicke sehen sollen, da ich Deine Beförderung zum Amtmanne hörte; hättest Deine zärtliche Rosette sehen sollen, wie sie für Freuden schwärmte, endlich das Ziel ihrer Hofnungen so nahe zu sehen.

Aber lieber Brambold, wie schlecht belohnst Du meine unbegränzte Liebe? Schon ist es weit über ein Jahr, daß Du mir nicht einmal Nachricht von Dir gegeben hast, und auch Deine Beförderung muß ich erst durch andere erfahren.

Was

Was kann Dir aber ein Mädchen, das Dich so überaus liebt, nicht vergeben! Sieh, ich weiß auch schon Deine Entschuldigung: erstlich hast Du so lange stille geschwiegen, um mich durch die unverhofte Nachricht zu überraschen; und dann war Dir die Ueberraschung noch nicht genug, Du wolltest mich sogleich selbst abholen oder mir doch schreiben, daß ich kommen sollte; nun ging das nicht so geschwind, Du hattest allerhand Anstalten zu treffen und so verzog es sich, und ich erfuhr es eher, als Du schreiben konntest; und nun fällt alle Schuld auf mich, daß ich so ungeduldig bin und Deine Nachricht nicht abwarten kann. So, lieber Brambold, wird sich wohl die Sache verhalten; und ist es auch nicht durchgängig so? nun auch gut! genug ich bin meiner Hofnung nahe; das bange Sehnen endiget sich, und ich sehe beruhigender Zufriedenheit entgegen.

Man hat mir zwar auch gesagt, Du wolltest Dich mit des Hofrath ... Tochter vermählen; aber lieber Brambold,

das ist gewiß bloßes Gespräch, oder man wollte mir eine kleine Unruhe einjagen und — ich läugne es nicht, es war auch, als ob das Blut in allen meinen Adern stocken wollte; aber ich ging hin, las die Handschrift mit Deinem Blute geschrieben, am ersten Abend, wo sich mein Herz Dir ganz vertraute, und ich ward wieder ruhig.

Nun lieber Brambold, ja bald Nachricht, sonst läßt mich meine Ungeduld nicht hier, ich mache mich auf den Weg, überrasche Dich und schließe Dich mit meinen Armen an meine Brust, ehe Du es vermuthest.

Rosette La Fleur.

Und der Herr Amtmann Brambold antwortete:

Mamsell,

Ich hätte geglaubt, aus dem langen Stillschweigen, das zwischen uns obgewaltet hat, wäre es erwiesen genug, daß

daß eine jugendliche Uebereilung und eine akademische Liebesfratze in Vergessenheit gerathen wäre. Allein Ihr leztes Schreiben vom 13ten huius, das ich anfangs für Scherz hielt, scheint mir das Gegentheil fast glaubend zu machen. Indessen bin ich mir vermuthend, daß Sie eine Posse, der von Rechtswegen nicht länger Erwähnung geschehen sollte, als sie dauert, nicht etwa zu unverständigen Schritten verleiten wird, wobey der Nachtheil nur gar zu groß für Sie seyn würde. Sie haben mehrere Liebhaber verlohren, ehe ich an die Reihe kam, und der hergebrachten Gewohnheit nach in ihrem Hause, wird auch meine Stelle besezt, erlediget und wieder besezt worden seyn, und also begreife ich nicht, wie Sie auf den ungereimten Einfall gerathen konnten, an mich zu schreiben.

Was man Ihnen von meiner Verheirathung gesagt hat, wenn Ihnen denn an gewisser Nachricht gelegen ist, die Sie freilich nirgends gewisser als von mir erhalten können, so kann ich Ihnen so viel sagen, daß die Sache bald aufhören

wird Stadterzählung zu seyn. Die Posse mit meiner Handschrift, die Ihnen so leicht von akademischer Schnurrpfeiferey hätte Beweis seyn können, haben Sie noch? Verbrennen Sie doch den Bettel oder machen Sie sonstigen Gebrauch davon, daß Sie keine Erinnerung Ihrer weiblichen Schwäche gegen mich behalten. Und den tollen Einfall: hieher zu kommen, widerrathe ich Ihnen aus alter Bekanntschaft, weil Sie sonst in ziemlich unangenehmer Gesellschaft wieder würden fortgehen müssen; denn wo ein Amtmann ist, da sind auch hier zu Lande Amtsdiener, die uns recht gut von überlästigen Personen zu befreien wissen.

Elias Brambold.

Amtmann.

Zuverläßig wird diese Antwort Brambolds meine Leser mit Widerwillen gegen ihn erfüllen, und nun denke man sich den Zustand, in den sie die arme Rosette versetzen mußte. Indessen meynte es Brambold doch so böse nicht; er wollte blos eine Sache

che mit Nachdruck endigen, der bey den jetzigen Umständen nicht mehr nachzuhängen wäre. Die Ehre seines Standes und seiner Würde erlaubten es, seiner Meynung nach, nicht, daß er eines Sprachmeisters Tochter ehelichen könnte, und da er sich freilich etwas zu weit mit ihr eingelassen hatte, so war es um einen Versuch zu thun, ob sie sich durch harte Worte zurückschrecken ließe; im widrigen Fall wäre es um einige hundert Thaler zu thun.

So niederschlagend und so schrecklich jedes Wort des Briefes für Rosetten war, so faßte sie doch bald wieder Muth. Sie glaubte, daß Brambold unmöglich zurücktreten könnte, und daß er den Brief blos im Anfall einer üblen Laune geschrieben hätte. Er hatte bey dem Allmächtigen geschworen und sich aller seiner Glückseligkeit verlustig erklärt, wenn er wortbrüchig würde, und ihr gutes Herz fand den Gedanken unerträglich, daß ihr lieber Brambold unglücklich seyn sollte. Durch ihre Gegenwart hofte sie bald seine Gesinnungen umzuändern, und schrieb folgendes und machte sich auf den Weg.

Mein lieber Brambold,

Ungeachtet des grausamen Briefes, worinnen Du mit jedem Worte meinem guten Herzen eine Wunde schlägst, bediene ich mich doch noch der Benennung, und muß mich derselben bedienen, weil ich ein Recht von dem allmächtigen Gott dazu habe. Sage mir, mein Brambold, was Dir Deine Rosette gethan hat, daß Du sie auf eine so schreckliche Art mishandelst? Ich zittere für Dich und Deine Glückseligkeit, und kann es nicht zugeben, daß Du Dich der rächenden Gerechtigkeit Gottes aussetzest, die Dir auf dem Fuße folgen würde. Du nennst den heiligsten Schwur: bey Gott, eine Liebesfratze, und die Handschrift, mit Deinem Blute geschrieben, einen Bettel; lieber Brambold, hast Du wohl bedacht, was Du niederschriebst? Ich will Dir es abschreiben, was Du mit Deinem Blute geschrieben hast; Du schriebst mehr, als ich forderte. Lis es Wort für Wort und überlege, ob Du bundbrüchig werden kannst! „Ich schwöre bey dem Allmächtigen, der uns in unserer

serer Einsamkeit sieht und unsere Herzen erforscht, daß meine Absicht rein und edel ist; ich schwöre bey Gott, daß du Rosette, Mädchen, das ich über alles liebe, meine Gattin seyn sollst, so bald ich ein Amt antrete. Ich habe keinen Theil an zeitlicher und ewiger Glückseligkeit und Gottes schrecklichste Strafe treffe mich, wenn ich Dir das Wort nicht halte. Zu Deiner Beruhigung und zur Befestigung Deines Glaubens schrieb ich dies mit meinem Blute. J.. den .. in der Mitternachtsstunde.“

Elias Brambold.

Unmöglich, lieber Brambold, kannst Du das für Posse und Fratze erklären; unmöglich kannst Du Dein so feierlich gegebenes Wort zurücknehmen; unmöglich kannst Du bedacht haben, was Du mir zur Antwort geschrieben hast. Glaube mir, lieber Brambold, ich kann es nicht zugeben, daß Du Dir den Zorn und die Strafe Gottes durch mich zuziehen sollst; ich werde alles thun, um Deine Gattin zu werden, und werde Dir, indem ich Dich zu Erfüllung Deines heiligen

ligen Versprechens anhalte, Segen und Glück in Dein Haus bringen.

Aller Mishandlung ungeachtet, wovon ich vieles nicht beantworte, weil es mich nicht trifft und weil ich sie nicht verdiene, versichre ich Dich, daß ich mit aller möglichen Zärtlichkeit und Liebe bin

Deine

ewig treue und unveränderliche

Rosette La Fleur.

Nach Lesung dieses Schreibens ward dem Herrn Amtmann Brambold ganz sonderbar zu Muthe; er sahe ein, daß sich die Sache nicht so leicht, wie er geglaubt hatte, heben ließe, und fluchte entsetzlich über seine Thorheit und noch mehr über die Bigotterie, wie er es nannte, daß Rosette glaubte: Gottes Rache würde ihn verfolgen, wenn er ihr nicht Wort hielte. Indessen schwur er bey sich eben so feierlich, daß Rosette niemals seine Frau werden sollte.

Rosette kam bald in der Residenz an und fertigte sogleich einen Boten mit einem

Brie-

Briefe an den Amtmann Brambold ab, der zwey Stunden davon wohnte, worinnen sie ihm ihre Ankunft meldete und anfragte: ob er sie abholen wollte oder wozu er entschlossen sey.

Ich unterdrücke seine Antwort, die in solchen Ausdrücken abgefaßt war, die seinen Karakter in einem zu häßlichen Lichte zeigen und die ganze Geschichte verunzieren würden. Es sind Ausdrücke, die kaum der pöbelhafteste Mensch gegen ein liederliches Frauenzimmer besser wählen und zusammenstellen würde.

Allein auch das schreckte Rosetten nicht zurück, sie wollte lieber alles mögliche versuchen und sich allem unterwerfen, damit der Mann, den sie so sehr geliebt hatte und noch liebte, nicht eidbrüchig werden sollte, weil sie fest glaubte, daß außerdem seine zeitliche und ewige Glückseligkeit verlohren sey.

Sie machte hierauf ihre Aufwartung bey einigen Konsistorialräthen, bey dem Präsident und dem Generalsuperintendent, erzählte ihnen die Lage der Sache und bat um Rath. Alle staunten über die mit Blut geschrie-

schriebene Handschrift, bewunderten Rosettens einnehmende Beredsamkeit, behaupteten einstimmig, daß Brambold auf keine Weise zurückgehen könnte, und gaben ihr den Rath: mit einer Klage gegen Brambold bey dem Konsistorio einzukommen. Der Herr Generalsuperintendent erbot sich vorher den Amtmann Brambold zu sich kommen zu lassen, und alle seine Beredsamkeit anzuwenden, daß er die Sache nicht auf's Aeußerste sollte ankommen lassen, um seiner Ehre zu schonen. Er hielt auch Wort; allein bey Brambold waren alle Gründe und alle Beredsamkeit vergebens angewendet, sein Starrsinn war durch nichts zu bewegen, und die Sache ward also dem Laufe der heiligen Gerechtigkeit übergeben.

Alle Bescheide waren für Rosetten, des Amtmann Brambold seine Einwendungen wurden für ungültig, und seine Beschuldigungen, für die er keine Beweise führen konnte, für verläumderisch und für nichtig erklärt; er wurde vor das Konsistorium mit Rosetten gefordert, wurde da, im Beiseyn aller Räthe, vom Generalsuperintendent sogleich

mit ihr ehelich zusammengegeben, und mußte alle Unkosten, Sporteln und Gebühren entrichten, die eine ziemliche Summe ausmachten.

Brambold knirschte vor Wuth, allein was wollt' er thun? Er wußte, daß der Landesherr dies Verfahren befohlen und seine Weigerung sehr gemisbilliget hatte. Er zog also mit seiner Gemahlin nach Hause, sprach keine Sylbe, bis daß er sie in sein Haus einführte, und da sprach er:

„Hier ist mein Haus; ich habe nicht wider die Gesetze gekonnt, die dir den Titel meiner Frau gegeben haben. Du wirst meine Frau heißen, aber niemals meine Frau seyn. Ich schwöre! hörst Du? ich schwöre bey meinem Leben! ewig verflucht will ich seyn, wenn ich es nicht halte. Nie sollst Du mit mir an einem Tische essen, nie werd' ich Dich berühren, Magddienste sollst Du verrichten, und wenn Du alles mögliche thun wirst, will ich Dir dennoch Teufel seyn und Dich peinigen bis Du krepierst, und wenn Du schon mit dem Tode ringen wirst, wenn Dir die Augen brechen, will ich noch vor Dir stehen und Dich quälen so viel

viel mir meine Phantasie darbeut. Ich schwör' es Dir und will verdammt seyn, wenn ich es nicht halte.

Rosette zitterte und bebte, und sank endlich, unter lautem Schluchzen, vor ihm auf die Knie nieder und wollte bitten, seinen Fluch zurückzunehmen; allein er hörte sie nicht an, stieß sie mit dem Fuße, daß sie hinfiel, und ging davon.

Schrecklich, schrecklich ist der Auftritt nur in der Vorstellung, und nun denke man sich an Rosettens Stelle. Ganz unbekannt, ohne Freund um einen Wütrich seyn, der hoch und theuer schwört, daß er ihr Teufel seyn will! schrecklicher Gedanke!

Aber warum, wird man sagen, drang Rosette darauf seine Frau zu seyn? Die Frage ist leicht aufgeworfen und kann auch auf mancherley Weise beantwortet werden. Schon oben ist es gesagt, daß das fromme Mädchen den Verlust seiner Glückseligkeit hindern wollte und dann verließ sie sich auf ihre Sanftmuth und Geduld, und hofte seinen Starrsinn durch Nachgebung und Zuvorkommen zu beugen, und glaubte gewiß nicht, daß er sich auf eine so fürchter-

terliche Weise selbst zum Teufel machen würde.

Und noch ließ Rosette ihren Muth nicht ganz sinken, sie konnte sich nicht vorstellen, daß es möglich sey, daß ein Mensch so ungerecht seyn und die Unschuld und nachgiebige Gefälligkeit peinigen könnte. Allein die Hofnung war alles, woran sie sich erholen konnte.

Tag und Nacht traf sie in Arbeit; sie war überall, besorgte alles, spürte sein Wohlgefallen, seine Wünsche aus, kam ihm überall zuvor, schmeichelte ihn, wartete und pflegte ihn, und hatte keine freundliche Mine, geschweige ein freundliches Wort, zum Lohne; sondern hörte, wo und wenn sie sich ihm näherte, Scheltworte und schreckliche Flüche. Auch war es einerley, ob er allein war oder ob Gesinde oder fremde Personen von und ohne Stand zugegen waren; schimpfliche Erniedrigung und quaalvolle Verachtung folgten ihr überall.

Und dieses peinvolle Leben duldete Rosette mit unbeschreiblicher und unglaublicher Geduld zwölf Jahre. Er war sinnreich,

ihr immer mehr aufzulegen und von ihr zu verlangen, und sie war noch sinnreicher alles auszuführen, unerachtet ihr Lohn immer Schändung und Beschimpfung blieb. Er hatte eine wichtige Pachtung unternommen; er übertrug die ganze Sache seiner Frau und freute sich, nun recht viel Gelegenheit zu finden, sie zu quälen; allein er betrog sich; Rosette führte alles besser aus, als er es vermögend gewesen wäre. Sie berechnete ihm von Jahr zu Jahr mit der größten Pünktlichkeit Einnahme und Ausgabe und reinen Ertrag, und so führte sie auch Rechnung über ihr Hauswesen und sezte ihn in Erstaunen, bewog ihn aber nicht, nur im geringsten seine Begegnung zu ändern. Und wenn ich alles noch so weitläuftig erzählen wollte, so würde ich immer kaum den zehnten Theil sagen können, was alles Rosette that; und wenn man sich alles mögliche denkt, so versichre ich doch, daß es noch nicht genug ist, denn es übersteigt alles, was man sich denken kann, was sie anwandte, um ihn zu gewinnen.

Amtmann Brambold, ihm zur Ehre sey es gesagt, erhob auch auswärts seine Frau,

we=

wegen ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit, und sagt' es überall, daß er durch sie zum reichen Manne würde; allein dem ohngeachtet blieb er seinem Schwure treu, und suchte jede Veranlassung auf, sie zu quälen und zu foltern.

Wer Rosetten kannte, sie als so große und doch so sanfte Dulderin kannte, bedauerte sie herzlich, und viele gaben sich Mühe, den Amtmann auf bessere Gedanken zu bringen, allein ohne Erfolg. Andere redeten Rosetten zu, die ungerechte Behandlung nicht länger zu dulden; vielleicht würde er durch Widersetzen eher auf andere Gedanken gebracht, wenigstens daß er ihr in andrer Gegenwart besser begegnete. Allein Rosette versicherte, daß sie ihren Mann, unerachtet seines Starrsinns, liebe und sich freue, wenn sie nur brav sein Bestes besorgen könne. Sein Starrsinn, sagte sie, ist angenommen, er ist seinem Herzen nicht natürlich, so wie sein Herz gewiß nicht mit seinen Worten übereinstimmt. Ich glaube, es ist Schickung Gottes, und so duld und leide ich ohne Murren, und verrichte meine Pflichten nach den Kräften, die mir Gott gegeben hat.

Wie manche Ehe würde so glücklich seyn, wenn die lieben Weiberchen nur den zehnten Theil so dächten und handelten, wie Rosette. Der unbilligste Ehemann ist kein Amtmann Brambold, und kommt ihm weibliche Sanftmuth und Willfährigkeit entgegen, wie bald ist er umgestimmt, und vergißt, was er noch zu sagen hatte. Allein, viele liebe Weiber verlangen nur Schmeicheln und Kosungen, Nachsehen und Nachgeben von ihren Männern, und sind die nicht allemal geneigt dazu, so stimmen sie bald ein Lamento an und erheben, wenn das dem Manne empfindlich wird, ein Zetergeschrey. Rosette wird freilich, ihrer Duldsamkeit wegen, von mancher Leserin, wie von manchem Frauenzimmer, das sie kannte, eine geduldige Närrinn gescholten werden; allein dafür wird sie auch, wie dort der Männer, den Beifall meiner Leser einärndten, und vielleicht manchem Ehemanne den Seufzer ablocken: wenn doch deine liebe Frau nur bisweilen so dächte, wie gut würde nicht alles seyn!

Zur Folge meiner Erzählung. Ich habe oben schon gesagt, daß Rosette zwölf Jahre mit immer gleicher Geduld und mit un-

unveränderlicher Sanftmuth alles von ihrem ungestümen und grausamen Mann ertrug.

Brambold fing endlich an, immer stärker die Ungerechtigkeit seines Verfahrens zu fühlen, und unerachtet der Gewohnheit, immer zu zanken und zu schimpfen, so bald er Rosetten ansichtig wurde, so vergaß er es jezt bisweilen oder es fehlte ihm an Worten.

Vermuthen etwa meine Leser eine Aussöhnung? Dazu war Brambolds störriger Karakter unfähig. Wie er also einsahe, daß Rosettens Geduld unüberwindlich und daß sie auf keine Weise zu Tode zu ärgern wäre, so beschloß er, der Sache eine andere Wendung zu geben. Er war seit einigen Jahren Kurator einer alten Dame von Adel, die drey Fräulein Töchter hatte. Die Familie war nichts weniger als begütert und mußte sich sehr kümmerlich behelfen. Die Fräuleins waren niedliche, gute Mädchen, die bey ihrem engen Haushalt übrigens ganz zufrieden lebten. Fräulein Charlotte war dabey vorzüglich schön, und hätte sie nur ein halb Dutzend tausend Thaler

ler Mitgift gehabt, so wäre sie unstreitig schon längst zur gnädigen Frau promovirt worden.

Herr Amtmann Brambold fand Fräulein Charlotten schön und legte ihr endlich ein feierliches Liebesgeständniß ab. Es ward freilich sehr sonderbar aufgenommen, und nur in Rücksicht, weil er der Herr Vormund war, wurde er mit einiger Schonung behandelt. Das hatte aber Brambold vorausgesehen, und hatte also auch schon im voraus darauf gedacht, seinen Vortrag darnach einzurichten. Er erzählte ihr darauf ganz kurz die Geschichte mit seiner Frau, die ihr freilich, wie fast Niemanden, ganz neu war, und lenkte darauf ein, daß er einen Plan entworfen habe, die Ehescheidung zu bewirken. Er liebe sie und sey überzeugt, daß er mit ihr eine glückliche Ehe führen würde, und nur sie sey im Stande, ihn zum glücklichsten Manne zu machen, wenn sie einwillige, seinen Plan ihm ausführen zu helfen.

Und der Plan war? — daß ihm Fräulein Charlotte eheliche Rechte zugestehen sollte, damit durch die vermuthlichen Folgen Grund zur Ehescheidung da wäre.

Wie sonderbar dieser Antrag dem Fräulein vorkommen mußte, ist leicht zu erachten, so wie, daß wenn sie auch allenfalls dazu geneigt gewesen wäre, die weibliche Schaamhaftigkeit auf jeden Fall die Einwilligung verweigern mußte; denn wahrlich, ein Ehemann seyn und zu einem Mädchen hingehen und zu ihr sagen: ich möchte gern meiner Frau los seyn, komm schlaf' bey mir! und sogleich Gehör finden, mag immer noch unter die größte Seltenheit unter Menschenhandlungen gehören.

Wie der Amtmann Brambold bey Charlotten kein Gehör fand, so wandte er sich, ohne weitere Umstände, an die Mutter, und entdeckte ihr, auf so gute Art als möglich, seinen Plan, ohne aber Charlotten zu nennen, und fragte sie gleichsam, als Mutter, um Rath. Die alte Matrone überlegte das Ding hin und her und meynte, daß es so übel nicht ausgedacht wäre; nur bliebe dabey die Frage: ob er bey seinen Umständen alsdenn auch nach der Ehescheidung die Erlaubniß, wieder zu heirathen, erhalten würde? und ob wohl seine jetzige Frau, die ohnehin schon die Scheidung verlangen könne,

ne, weil er nie Eherechte ihr angedeihen lassen, auch bey erfolgter Schwangerschaft einer andern, auf die Scheidung dringen würde?

Diese Zweifel wußte Amtmannn Brambold zu heben, und wie die Matrone nun nichts weiter dabey zu bedenken fand, so nannte er endlich Fräulein Charlotten.

Bald aber hätte er Ursache gehabt, sein zu eiliges Geständniß zu bereuen. Er hatte nicht überlegt, wie sehr dadurch der Mutterstolz beleidiget werden könnte, und noch weniger hatte er daran gedacht, daß auch eine arme Dame von Adel bey aller Dürftigkeit und Armuth, immer von Adel bliebe.

Kaum hatte er also Charlotten genannt und sie gebeten, (welches ohnehin eine sonderbare Zumuthung war) ihre Fräulein Tochter zu seinen Gunsten stimmen zu helfen; als sich auf einmal ihre sanften und ruhigen Gesichtszüge in gräsliche Verzerrungen umwandelten. So alt sie war, so geschwind sprang sie jezt vom Stuhle auf, und so schwerfällig sie sonst, wegen Mangel der Zähne, sprach, so flüchtig strömten jezt die Worte aus ihrem Munde; und ein nieder-

verträchtiger Ehrenschänder war der geringste Ehrentitel, der ihm beigelegt wurde. Brambold war nicht der Mann, der viel von solchen Lobsprüchen anhören konnte, gerieth also auch in Hitze, und detaillirte den Bettelstolz, nach seinem beliebten Ausdrucke, so genau, daß unserer Matrone darüber die Sprache verging, und er endlich, wie er lange genug allein gesprochen hatte, die Sprechlust verlohr. Es herrschte hierauf eine lange Stille; nach und nach aber fand sich auch die Sprache wieder, und mit aller Mäßigung öfnete sich eins dem andern das Verständniß, gab sich Erläuterungen über diesen und jenen dunklen Satz, und es kam so weit, daß die Matrone eingestand, daß es, in Ansehung seines Standes und besonders seines Vermögens, auch für Fräulein Charlotte keine üble Parthie wäre, wenn nur mit der Ausführung nicht o einige Umstände verbunden wären, die so etwas gegen die Honeteté des Adels zu schein schienen. Allein Brambold zeigte aus triftigen Gründen, daß alle diese Umstände Vorurtheile wären, die aus falschen Begriffen von Ehrbarkeit und Schande herrührten, und brachte sie so weit,

daß, wenn sie ihm auch nicht durchaus Recht gab, sie ihm doch nicht widersprach. Kurz Brambold sezte seine Besuche bey Charlotten fort, schlich sich in ihr Herz und — der Augenschein lehrte bald, daß seine Frau mit nächstem geltenden Grund haben würde, auf die Ehescheidung zu klagen.

Ein guter Freund, von Brambold dazu gestimmt, hinterbrachte endlich Rosetten das Geheimniß, was es ihr aber eigentlich nicht mehr war; denn Brambold hatte es ihr schon auf die ehrenrührigste Art selbst gesagt und auch ohne das, war sie Augenzeugin gewesen; denn bey einem Besuche, den die Familie einst dem Amtmann abstattete, sahe sie nicht nur Charlotten beständig an seiner Seite, sondern mitten in der Nacht, wie er ihr klingelte, und sie eilig, nach Gewohnheit, in sein Zimmer trat, (denn das war nicht selten, daß er sie mitten in der Nacht aus dem Schlafe störte, ohne die geringste Ursache zu haben, und sie mit den größten Verwünschungen belegte, wenn sie nicht gleich bey der Hand war;) zeigte er ihr seine künftige Frau auf eine solche Weise, daß sie nicht mehr in Ungewißheit bleiben konn=

konnte. Das Hauptsächlichste aber in dem Auftrage des guten Freundes war, daß sich Rosette bequemen möchte, bei'm Konsistorio um die Ehescheidung einzukommen, und Rosette trug es dem guten Freunde sogleich auf, es in ihrem Namen zu thun. Kaum war der Aufsatz fertig und fortgeschickt, als der Amtmann Brambold zum erstenmale zu Rosetten in's Zimmer trat. Sie war eben beschäftiget und kehrte den Rücken gegen die Thüre, daß sie ihn nicht sahe, und meynte, es sey eine Magd. „Gutes Kind!“ rief sie, „nur noch eine kleine Weile warte, daß ich meinem lieben Manne nur diese Sache noch in Ordnung bringe, dann komm' ich gleich.“

Brambold trat näher, sie sah sich um und stuzte über die ungewohnte Erscheinung; und noch mehr, wie er ihr die Hand reichte und so freundlich fragte, als sie es nie gehört hatte: ob sie ihm wohl vergeben könnte?

Sie. Mein Brambold, woher diese Frage?

Er. Nenne mich nicht so; ich habe es nicht über mich erlangen können, Dein zu

seyn. Ich komme Dir zu danken, daß Du ein Band lösen willst, das Du Dir zur Quaal angelegt hast, und Dich um Vergebung zu bitten, wenn Du mir vergeben kannst.

Sie. Vergebe Dir Gott Deine Sünden, ich habe Dir nichts zu vergeben. Aber Brambold, — laß auch die Menschen, die Richter sagen, daß das Band los sey, so bist Du doch und bleibest mein vor Gott! Ich löse das Band, weil ich fürchte, Du möchtest noch größere Sünden begehen, als Du begangen hast. Vergieb mir's Brambold, ich rede so frey, weil Du so freundlich siehst, als ich Dich nicht sah, seit der Abschiedsstunde, da ich an Deinen Lippen hängen durfte; o, umsonst war mir damals so bange nicht!

Er. Liebe Rosette — Weib darf ich Dich nicht nennen, weil ich — vielleicht zum Unglücke — doch nichts davon! ich sehe Du weinst; Du vergiebst mir also Rosette?

Sie. Vergebe Dir Gott Brambold, ich habe Dir es schon gesagt, daß ich Dir nichts zu vergeben habe.

Er.

Er. Bleib meine Freundin, meine Rathgeberin, ich werde Dich viel vermissen; vergilt nicht Böses mit Bösem, sondern rathe mir, wenn ich Dich frage. So lange Du mein Weib hießest und um mich warest, ist Dir Dein Leben Quaal gewesen; ich konnte nun einmal nicht anders! — Du wirst von mir seyn und wirst ruhig und zufrieden leben.

Sie. Ich habe Dir es gesagt, Brambold, nur weil ich Dich und Deine Glückseligkeit liebe, gehe ich von Dir; und hätt' ich noch ein weit härteres Schicksal zu befürchten, ich sage Dir's, ich ginge nicht, wenn ich nicht besorgte, daß Du noch größere Sünden begingest, als Du begangen hast.

Rosette wußte den harten, unbarmherzigen Brambold noch so weich zu machen, daß er Thränen vergoß, und hätte er sich in den zwölf Jahren nur ein einzigesmal Rosetten so genähert, daß es zu einer gütlichen Unterhandlung gekommen wäre, ich glaube gewiß, die Sache wäre dahin nicht gekommen, wo sie jezt war. Ein unbiegsamer Karakter, oder vielleicht besser gesagt, wenn der Mensch Starrsinn zur Lei-

denschaft werden läßt, ist seiner selbst fast noch weniger mächtig, als bey einer jeden andern Leidenschaft, und hat noch das Quälende dabey, daß er meistens das Bessere vor sich sieht und erkennt, und doch nicht wählen kann, da eine jede andere Leidenschaft die Sinne benebelt, das Bessere einzusehen.

Die Ehescheidung hatte weiter keine Schwierigkeit; allein gegen Brambolds anderweitige Verheirathung ward dies und das eingewendet. Allein Brambold ging an's Kabinet, und weil Charlotte doch von Adel war, und der Adel, natürlicher Weise, Vorrechte haben muß, so wurde die Sache so vermittelt, daß ihm das Konsistorium, gegen Erlegung einer Summe Geldes, die Erlaubniß ertheilte, sich mit Fräulein Charlotten zu vermählen.

Rosette blieb bis zur Vermählung bey Brambold, der sie jezt auf die feinste und artigste Weise behandelte; hierauf zog sie in eine kleine Stadt, wo sie die ihr jährlich ausgesezten 200 Thaler verzehren wollte.

Brambold erhielt bald darauf, in Ansehung Fräulein Charlottens, den Hofraths-karakter, damit ein Unterschied unter seinen Weibern seyn möchte, lebte mit Charlotten als Ehemann, und zeugte in neun Jahren neun Kinder; allein in seiner Haushaltung vermißte er Rosetten überall, und seine jährigen Ausgaben überstiegen die Doppelheit der ehemaligen, weil er jezt mehrere Personen dazu halten und lohnen mußte, was sonst alles Rosette allein verrichtete, und weil seine Charlotte in allen den Dingen fremd ward. Indessen war er jezt billig genug und muthete Charlotten nicht das geringste zu, was er alles von Rosetten durchaus forderte; und wenn man ihn jezt im Umgange mit seiner Frau sah, so hätte man es nicht glauben sollen, daß er einst fähig gewesen wäre, das sanfteste und liebenswürdigste weibliche Geschöpf zu tyrannisiren.

Er unterhielt mit Rosetten einen freundschaftlichen Briefwechsel, fragte sie oft um Rath, machte ihr oftmals Geschenke, versäumte keine Gelegenheit sie zu besuchen, und behandelte sie mit einer so zärtlichen Freund-

schaft,

schaft, als nur immer möglich war. Und Rosette ihrer Seits versäumte gewiß auch keine Gelegenheit, ihm gefällig zu seyn, und überraschte ihn oft mit Gegengeschenken, die von ihrer Uneigennützigkeit zeugten, und mit Briefen, die ihn, ohne ihre Absicht, fühlen ließen, was er an ihr verlohren hatte.

6.

Franz von Geisblat.

Der Herr von Geisblat besaß ein mäßiges Rittergut und eine schöne Gemahlin, die ihm nicht ganz unbeträchtliche Kapitalien zugebracht hatte. Er liebte sie überaus, und gewisse Leute, die immer mehr sehen wollen wie andere, wollten behaupten: das ganze Hauswesen, ihren Gemahl mit eingerechnet, stehe unter ihrer Alleinherrschaft. Indessen lebte Herr von Geisblat in so fern ganz zufrieden, vielleicht weil der Scepter seiner Gemahlin so sanft war, oder weil er sie zu sehr liebte und daher mit Sanftmuth und Geduld alles übersah und ertrug. In so fern sage ich, lebte er zufrieden mit seiner Gemahlin; denn beide seufzeten schon zehn Jahre nach einem Leibeserben, der das Maas ihrer Wünsche vollgemacht hätte.

Sie zogen oft ihren Beichtvater, einen alten ehrwürdigen Dominikaner, darüber

zu rathe, allein der wußte ihnen keine andere Auskunft darüber zu geben, als daß er sie vermahnte, sich mit Geduld und Ergebung in die Schickung Gottes zu fügen. Die Sache sahe aber ein junger rüstiger Mönch, der des Greises Nachfolger war, wie er starb, besser ein. Er schrieb heilige Messen vor, besuchte den Herrn von Geisblat oft, und vereinigte sein Gebet mit dem ihrigen, und oft allein mit seiner Gemahlin im einsamen Kämmerlein.

Die Freude war unaussprechlich, wie sich endlich Anzeigen von der Würkung der heiligen Messen und des Gebets äußerten, und die heiligen Väter im Kloster erhielten nun doppelte Spenden für ihre Messen.

Der Pater Beichtvater meynte zwar, weil die gnädige Frau eine vom Himmel erflehte Frucht trüge, so wär es billig, daß sie auch dem Himmel und der Kirche alsdenn wieder gegeben würde; allein dazu konnte er keine Einstimmung erhalten, wohl aber die gewisse Versicherung, daß wenn ihnen Gott in Zukunft noch einen Sohn oder eine Tochter schenken wolle, daß dieser alsdenn der Kirche zum Opfer dargebracht werden sollte.

Und die Frau von Geisblat kam nieder mit zwey Knäblein, die die Namen Franz und Ignaz in der Taufe empfingen, vermuthlich weil man glaubte, daß diese beiden Heiligen zur Erhörung des Gebets sehr viel beigetragen hätten.

Da sich die gnädige Frau nach ihren Umständen sehr wohl befand, ertönte der ganze Edelhof von Freude über den doppelten Segen, und der Pater Beichtvater zeigte dem Elternpaare, wie Gottes Gnade über das hochadliche Haus walte; wie ihre bisherige Unfruchtbarkeit der Ehe eine Prüfungszeit gewesen wäre, und wie er sie jezt auf einmal, des langen Hoffens und Harrens wegen, entschädige; dabey vergaß er aber nicht zu erinnern, wie dankbar sie sich nun auch gegen Gott durch Spendung an das Kloster u. d. g. bezeigen müßten; auch finde er einen sichtbaren Wink Gottes bey der Zwillingsgeburt, daß einer von den beiden Knaben zum Dienst der Kirche bestimmt sey; denn ein von Gott erflehtes Kind gehöre Gott wieder, und daraus die große Gnade, daß sie nun Gelegenheit hätten Gotte zu geben, was Gottes ist, und dabey doch ih-

ihren gewünschten Leibeserben zu erziehen die Freude hätten.

Wenn es meinen Lesern nicht so einleuchtend ist, wie dem Herrn und der Frau von Geisblat, daß der zweite von den neugebohrnen Junkern Gott zum Opfer gebracht werden müßte, so liegt die Schuld blos an dem Glauben meiner Leser oder auch an meinem Unvermögen, mit Mönchsberedsamkeit die Sache vorzutragen.

Beide Knaben wurden immer älter, wuchsen groß und wurden handveste Knaben. Bey ihrem Immergrößerwerden vermehrte sich aber auch eine gewisse Bänglichkeit des Herzens bey der Mutter, die allemal in Wehmuth überging, wenn sie ihren lieben Ignaz in ihre Arme schloß und er mit seinen großen blauen Augen sie freundlich anblickte.

Ignaz war etwas später auf die Welt gekommen wie sein Bruder, und demnach war er der gelobte Sohn der Kirche. Er war schlank gewachsen, hatte schönes blondes Haar, eine freie ofne Stirne, war schmeichelnd und beständig munter und vergnügt. Franz, sein Bruder, war eben so

schlank, aber stärker und nervigter, hatte rothes Haar, seine Mine war finster und verdrüßlich, und selten verzog sich sein Mund zum Lachen. Mit Neid und Misvergnügen bemerkte er die Vorzüge, die sein Bruder von Vater und Mutter genoß, verfolgte ihn deshalb und suchte Anlaß und Mittel wo er konnte, ihn seine körperliche Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Wie mochte er das einsehen, daß er dadurch seinen Bruder in dem Herzen der Eltern immer fester sezte und es von sich mehr und mehr entfernte, da es seine Eltern nicht einsahen, daß ihre vorzügliche Liebe gegen Ignazen ihn neidisch, misgünstig und zänkisch machen müßte? Es war bey ihm Rache, die jedem Menschen, dem Kinde so gut wie dem Greise, natürlich ist, wenn er sich gegen seines Gleichen ohne Verschulden zurückgesezt sieht. Das Gefühl seiner Schwäche, sich an seinen partheiischen Eltern anders, als durch Zurückziehung, Verweigerung der Liebe und des Gehorsams und gänzliche Nichtachtung zu rächen, bewog ihn, alles seinen armen Bruder entgelten zu lassen, dem er sich überlegen fühlte, und er lezte sich

an dem Misvergnügen, das seine Eltern darüber empfanden.

Und dieser liebe Ignaz, die Freude ihres Herzens, sollte der heiligen Kirche einverleibt werden, und der störrige, zänkische, ungehorsame, boshafte, rothköpfige Franz, der ihr nichts als Kummer verursachte, sollte um sie bleiben! Dieser Gedanke verursachte ihr oft Traurigkeit und tiefes Nachdenken: ob nicht ein Ausweg gefunden werden könnte, das Gelübde nicht zu brechen und doch ihren Herzenssohn zu behalten? Sie sprach oft mit dem Pater darüber, der ihr aber die Unverbrüchlichkeit des Gelübdes zu deutlich zeigte.

Und im einsamen Dunkel der Abenddämmerung, wie eben die Frau von Geisblat sehr ernsthaft darüber nachgedacht und nun ein Dutzend Heilige angerufen hatte, ihr einen Ausweg zu lehren, erfüllte ein heller Schein ihr Zimmer und eine weisse Gestalt: freundlich wie ein Engel, trat vor sie hin und sprach:

„Warum trauerst Du und bist betrübt in Deiner Seele? Du hattest keinen Sohn und Kummer erfüllte Dich; Du ha-

batest Gott, und er gewährte Dir doppelt, warum Du batest, und Du bist doch nicht freudiges Herzens. Du bist verblendet, nicht zu sehen, die Winke Gottes. Franz ist nicht Dein Erstgebohrner sondern Ignaz, er drängte sich blos vor, weil er stärker war. Du findest darum nicht den Liebling Deines Herzens in ihm, weil es der Höchste so wollte: ob Du vielleicht aufmerksam, und ihn, um seines bösen Wesens willen, der Kirche schenken würdest, daß seine Seele gerettet würde. Und nun sende zu den heiligen Vätern und danke Gott für die Offenbarung.“

Wenn meine Leser darinnen nicht Engelsprache finden, so müssen sie mir verzeihen, weil ich nie so glücklich war, einen Engel reden zu hören, um ihn zu kopiren; indessen können sie sich fest darauf verlassen, daß es genau der Inhalt seiner Rede war. Und wollten sie etwa die Erscheinung ganz bezweifeln, so rathe ich, anstatt aller Demonstration, sich festen Glauben an Engel, und Teufel, und Gespenster, und was noch zu Erscheinungen gehört, anzuschaffen, und

ich stehe dafür, es sollen ihnen Engel und was sie wollen zu ihrer Ueberzeugung erscheinen. Denn — ich glaube ganz fest: Der Mensch habe nur festen lebendigen Glauben und lebhafte Einbildungskraft, und er kann in Dunkelheit sehen was er will. Nun werden wohl nicht alle Leser meines Glaubens seyn, und denen überlasse ich es, sich die Erscheinung der Frau von Geisblat nach ihrem eignen Glauben auszulegen.

Meine Meynung ist kürzlich diese: entweder, die Frau von Geisblat sahe nichts und ward blos von ihrer lebhaften Einbildungskraft getäuscht, oder wenn sie würklich etwas sahe, so war es eine Mönchsschattenspielerey des Pater Beichtvaters, der seinem Kloster eine reichliche Spende zuschanzen wollte.

Und nun zu meiner Erzählung. Frau von Geisblat hatte sich kaum etwas von ihrem Schrecken erholt, als sie voller Freude ihren Gemahl aufsuchte und ihm eine vollständige Erzählung von der fröhlichen Botschaft überbrachte. Herr von Geisblat hörte und zweifelte, indessen ward einmü-

thig

thig beschlossen, die Meynung des Pater Beichtvaters zu vernehmen, der zum guten Glück, einiger Feiertage wegen, schon seit drey Tagen hier war.

Der heilige Mann hörte aufmerksam die Erzählung an und zeigte dem frommen Ehepaare, daß der ganze Vorgang alle Anzeigen einer göttlichen Offenbarung vor sich hätte; denn erstlich hätte sie sich auf das andächtige Gebet der gnädigen Frau ereignet, und dann — und dann — und dann hätte man schon sehr viele Beispiele in den Geschichten der Heiligen, daß sich Gott solcher Mittel bedient habe, um den Menschen bey Gelübden, wenn er wider sein Wissen und Willen mit Irrthum befaßt gewesen sey, auf den rechten Weg zu bringen. Zulezt stellte er ihnen recht dringend die Verbindlichkeit, sich nun auch für so ausgezeichnete Gnade Gottes recht dankbar zu bezeigen, vor, und nirgends blieb ein Zweifel übrig, daß Gott selbst Franzen zum Diener seiner Kirche auf ganz wunderbare Weise erwählt habe. Franz ward bald darauf mit Freuden in ein Kollegium gesandt, um seine Studia anzufangen und zum aus-

erwählten Rüstzeug der Kirche gebildet zu werden, so wenig Lust er auch vom Anfange bis zu Ende bezeigte und so sehr er widerstrebte.

Ich übergehe hier das Umständliche und sage blos, daß seine Abneigung gegen den Mönchsstand um so mehr zunahm, je näher die Einkleidungszeit heranrückte, und je süßer und angenehmer, verdienstlicher und seliger ihm die heiligen Väter ihren Stand anrühmten, desto mehr verabscheute er sie und ihren Stand.

Franz machte seinen Eltern verschiedentliche Vorstellungen; was er aber für Gehör fand, ist leicht zu erachten; er war ein Gelobter der Kirche schon vor seiner Geburt, und Niemand als Gott selbst könnte ihn der Welt zurückgeben. Franz fand das sonderbar, daß man schon vor seiner Geburt hätte über ihn bestimmen wollen, und meynte, daß die Bestimmung seiner künftigen Lebensart wohl mehr von ihm und seiner Neigung abhängen müsse, als von einem ungefähren Wollen, an dem er gar keinen Theil hätte. Man stellte ihm die Engelerscheinung entgegen und suchte alles hervor,

was

was ihm nur, die Verbindlichkeit zu gehorchen, heilig und unabänderlich machen sollte; allein Franz blieb unbeweglich, er verlangte nur einige Unterstützung und wollte im Soldatenstande sein Glück versuchen. Diese wurde ihm nicht nur abgeschlagen, sondern seine Einwendungen, seine Unglaubigkeit, seine Widersezlichkeit und sein Vorsatz ward an seine Obern berichtet, und Franz wurde hart als ein Abtrünniger darüber gezüchtiget.

Dies erregte Zorn, Wuth und Rache in seinem Gemüthe und brachte den Entschluß zur Reife, sich selbst zu befreien und seinen Vorsatz auszuführen. Nur war die Frage, wie er zu einigem Gelde kommen sollte? Er hielt verschiedentlich um Erlaubniß an, seine Eltern zu besuchen, wo er schon Gelegenheit zu finden glaubte, etwas habhaft zu werden; allein er erhielt jedesmal abschlägige Antwort. Er schrieb endlich an seine Eltern kurz vorher, als er sein Probejahr antreten sollte, und bat um ihre Vermittelung bey seinen Obern, um sie noch einmal zu sehen, allein auch dieß ward ihm abgeschlagen, unter dem Vorgeben, es

möchte ihn zu sehr zerstreuen und seinen heiligen Vorsatz wieder wankend machen.

„Nun so sey das Aeußerste gewagt," rief Franz, wie er den Brief gelesen hatte, „und koste es auch Blut und selbst mein Leben. Was hat mein Bruder vor mir voraus, daß er frey und ich im Kerker leben soll? Um ihm die Elternliebe ganz allein und alles, alles zuzuwenden, will man mich von der menschlichen Gesellschaft ausschließen und in dunkle, öde Mauern verbergen. Und es soll nicht so seyn und wenn es mein Leben kostet!"

So sehr auch Franz beobachtet wurde, so fand er doch Gelegenheit zu entkommen. Er hatte sich schon einige Tage kränklich gestellt, und hatte dadurch seine Beobachter sorgloser gemacht, und wahrscheinlich wurde er erst den folgenden Vormittag vermißt, als er nur noch drey Meilen bis zu seinem väterlichen Wohnsitze hatte.

Er langte bey Vater, Mutter und Bruder an, die eben so sehr über seine Ankunft erstaunten, als über sein verändertes Gesicht. Franz trug Böses im Sinn, das sie nicht argwohnten. Sie glaubten, daß er

noch

noch zulezt Erlaubniß zum Besuch erhalten hätte, und freuten sich am Ende sogar über seine Umänderung, da er nicht nur keinen Widerwillen, sondern Neigung zu seiner künftigen Bestimmung äußerte.

Man legte sich ruhig nieder; Franz schlief bey seinem Bruder, oder vielmehr er wachte bis jener schlief und band ihm Hände und Füße, verstopfte ihm den Mund und ließ ihn unbeholfen und in Gefahr zu ersticken liegen.

Jezt trat er in das Schlafzimmer seines Vaters; ein Paar scharfgeladene Pistolen waren das erste, dessen er sich bemächtigte. Sein Vater schlief sanft, und ehe er sich recht ermunterte, war er von seinem Sohne fest gebunden, und konnte es nicht verhindern, daß er ihm auch den Mund verschnürte.

Nun wollte er zu seiner Mutter und fand die Thüre verschlossen; ohne langes Zögern sprengte er sie auf und trat mit gespannter Pistole vor seine Mutter, die über den Krach der Thüre erschrocken und aus dem Bette gesprungen war. Er gebot ihr mit

rauher Stimme Stillschweigen, wenn sie ihn nicht zum Mörder machen wolle.

Er band ihr blos die Hände, und immer mit gespannter Pistole fragte er nun nach allem baaren Gelde und andern Kostbarkeiten. Mit Zittern und Beben gab die Mutter jeden Ort an, und alles ward mit den Worten zusammengepackt: ich werde nicht schadlos gehalten für das, was ich meinem Bruder lassen muß.

Wie er endlich zusammengetragen hatte, was er glaubte mit fortzubringen, so bat er seine Mutter um Vergebung, und dankte Gott, daß es ohne Blut abgelaufen wäre. Hierauf mußte sie sich auch die Füße binden und den Mund verschnüren lassen, und Franz nahm mit seiner gemachten Beute freundlich Abschied, ging in den Pferdestall, sattelte sich ein Pferd, und fast wär ihm alles mislungen. Er hatte nicht dran gedacht, daß hier ein Knecht schlief, der jezt aufwachte und alles hätte rückgängig machen können, wenn er nicht einfältig genug gewesen wäre, zu glauben, daß der Herr von Geisblat jähling krank worden wäre, und daß er geschwind mit ihm in die Stadt

nach

nach dem Arzte reiten sollte. Der Knecht eilte, sattelte und begleitete Franz mit der größten Geschwindigkeit, und bemerkte nicht eher, daß der Weg ganz nach einer andern Stadt ging, als wo der Arzt des adlichen Hauses wohnte, als bis sie schon da waren. Franz machte Ausflüchte, schrieb einen Brief, schickte den Knecht zurück, und sezte seine Reise immer weiter fort nach der Gränze seines Vaterlandes. Erst den folgenden Tag, wie er schon auf anderm landesherrlichen Boden drey Meilen zurückgelegt hatte, ruhte er eine Nacht, weil er seine Kräfte zu sehr erschöpft fühlte. Der Knecht kam indessen bey guter Zeit nach Hause, weil ihm Franz eingeschärft hatte zu eilen, und ließ sich von der Köchin erzählen, wie diese Nacht Spitzbuben im Herrnhause gewesen wären, die den gnädigen Herrn, die gnädige Frau und den Junker gebunden, geknebelt und alles gestohlen hätten. „Warum schickten sie auch den Junker Franz fort," sagte der Knecht, „der hat Kurasche, die Spitzbuben hätten's wohl sollen bleiben lassen." „Ja," zischelte ihm die Köchin zu, „die Kammerjungfer sagte, Junker Franz wäre bey den Spitzbuben ge-

wesen und hätte ihnen geholfen.„ „Das ist nicht wahr," erwiederte dieser, „Junker Franz war allein, und es war keine Maus auf dem Hofe zu hören und zu sehen, wie wir fortritten." „Er war also auch mit!" rief die Köchin. „Ja wohl," sagte dieser, „und hier hab ich einen Brief von ihm an den gnädigen Herrn und er wird bald mit dem Doktor nachkommen. Wir sind geritten, was das Zeug hat halten wollen!" „Mit dem Doktor?" fragte jene. „Nun ja! der gnädige Herr ist ja krank;" war die Antwort.

Die Köchin schüttelte den Kopf, als ob ihr das unbegreiflich wäre, und der Knecht überlieferte den Brief. Franz entschuldigte sich ganz kurz bey seinem Vater; sagte, daß sein grausames Verfahren ihn zu der That verleitet hätte und bat, daß er und seine Mutter vergessen möchten, daß er ihr Sohn wäre, wenn sie ihm die That nicht vergeben könnten.

Der Herr von Geisblat war äußerst aufgebracht, und der arme Knecht mußte eine harte Züchtigung für seine Willfährigkeit, Franzen zu begleiten, aushalten, die ihm

sehr

sehr deutlich bewies, daß sein gnädiger Herr nichts weniger als einen Doktor nöthig hatte. Es wurde auch schleunige Anstalt gemacht, Franzen einzuholen, allein dieser hatte einen zu großen Vorsprung, und alle zurückerhaltne Nachrichten stimmten überein: daß er da gewesen wäre.

Franz war nun wohl in Sicherheit vor den Nachstellungen seiner Eltern; allein was nun anfangen? Vorerst konnte er wohl ganz ruhig leben, da ihn seine Kasse, die, ohne die Kostbarkeiten, aus tausend Thalern bestand, vor Mangel schüzte; allein, so eingeschränkt er erzogen war, und so wenig er deswegen den eigentlichen Werth des Geldes und dessen weisen Gebrauch kannte, so sahe er doch, daß sein Geldvorrath bald aufgezehrt seyn würde, wenn er nicht für einigen Zuschuß Sorge trüge.

Er gab sich also Mühe unter dem Militaire des Fürsten, in dessen Land er sich gerettet hatte, Dienste zu erhalten; allein, da er sich Niemanden genau entdecken wollte, so erhielt er nicht einmal Versprechungen, wie er wünschte. Dies bewog ihn, seine Reise weiter fortzusetzen. Allein unser

Franz reiste von einem Orte zum andern, genoß viel Vergnügen für sein Geld, weil er großmüthig bezahlte, und fand seine Kasse erschöpft, ohne eine Aussicht nach seinem Wunsche zum Unterkommen gefunden zu haben. Er hatte verschiedentlich Dienste bekommen können, aber blos als Kadet oder Freikorporal, und diese anzunehmen, war sein Ehrgeiz und die Einbildung auf seinen Adel entgegen gewesen, so lange er noch eine strotzende Börse fühlte. Beides ließ jezt nach, da er Mangel und Dürftigkeit sich immer mehr nähern sahe. Von ungefähr hörte er, daß der Fürst von Nelkenblat, nach geendigter Minderjährigkeit, die Regierung angetreten habe und ein grosser Soldatenfreund sey, und beschloß, dort sein Heil zu versuchen. Er verkaufte einen von seinen Ringen, trat die Reise an, und kam wohlbehalten nach Weisstock, der Residenz des Fürsten von Nelkenblat.

Franz war jezt ein großer, muskulöser, schöner Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, von ernsthaftem und beherztem Ansehen, dem Unternehmungsgeist, aber nicht die an seinen Eltern verübte That, aus

seinen etwas versteckten Augen blizte und jede Dame, die sein rothes Haar nicht für einen Hauptmangel ansah, lächelte ihm Beifall zu. Seine Hin- und Herreisen hatten ihm sein ganzes baares Vermögen gekostet, allein dafür hatte sein steifes klösterliches Betragen, das er aus dem Kollegium mitbrachte, doch etwas Biegsamkeit und Gefälligkeit angenommen, die ihn jeder Gesellschaft angenehm machte. Dazu kam eine gewisse Schüchternheit, Ungewißheit und Zurückziehung, unstreitig eine Folge von seinem Schicksale, die man durchgängig zu seinem Vortheile für Bescheidenheit auslegte.

Seine Kenntnisse, unerachtet er studiert hatte, waren weniger als mittelmäßig; und seine Begriffe? wie sie bey dem gewöhnlichen Unterricht in den Erziehungskollegien der Katholiken seyn können, dunkel und verworren. Sein Verstand war nichts weniger als scharf, und unfähig, weitaussehende Plane zu entwerfen. Uebrigens war er gefällig, dienstfertig und seinem Worte treu. Er beleidigte Niemanden, allein sein Blick schien es zu verkünden, daß er jede Beleidigung hart rächen könne. Dabey

war er höchst argwöhnisch, und wenn Mistrauen einmal bey ihm gefangen hatte, so war es nicht leicht, es auszulöschen, und selten konnten vernünftige Gründe seine Gedanken und Vorsätze ändern, weil er sich nicht Zeit nehmen konnte, oder weil es ihm vielleicht gar an Fähigkeit fehlte, ihre Triftigkeit einzusehen. So viel zur Kenntniß des Helden meiner Erzählung.

Einen glücklichen Zufall darf ich nicht vergessen, der vielleicht vieles wo nicht alles beitrug, daß Franz sein Unterkommen am Nelkenblatter Hofe fand. In dem jetzigen Orte seines Aufenthalts kam täglich eine große englische Dogge in das Gasthaus; Franz fand Gefallen an dem großen Hunde, und sorgte, daß er jedesmal etwas vorfand und hätte er es so lange auf seinem Zimmer behalten sollen. Der Hund hatte sich seinen Wohlthäter gemerkt, kam also öfterer und nie umsonst; zulezt verließ er ihn selten, und ohne daß es Franz wußte, hatte er auch mit ihm die Reise angetreten und folgte ihm bis nach Weisstock.

Mit diesem seinem Gefährten ging nun Franz am andern Tage nach seiner Ankunft

spazieren, und überlegte, wie er wohl seine Erzählung einrichten möchte, daß seine unternommene Reise nicht, wie schon mehrere, ohne Nutzen wäre. Sein Glück wollte es, daß ihm der Fürst begegnete, dessen ganze Aufmerksamkeit der Hund auf sich zog. Franz war unzufrieden über seinen Spaziergang, wie er hörte, daß das der Fürst gewesen wäre, der seinen Hund so genau betrachtet hatte, weil er sich, da er ihn nicht kannte, nicht so betragen hatte, wie er wohl hätte thun sollen.

Indessen suchte er Gelegenheit, dem Fürsten vorgestellt zu werden, und erhielt sie leicht. Das erste, wornach der Fürst fragte, war der Hund, den er bey ihm gesehen hatte, und Franz, der Himmel weiß welcher Genius ihm das eingab! wußte so viel von den Tugenden und Geschicklichkeiten des Hundes, unerachtet er keine andere kannte, als seine gute Freßlust, zu erzählen, daß der Fürst den Hund ungemein lieb gewann, sich Franzen empfohl, und ihn zur Tafel einladen ließ.

Franz war ziemlich betreten, daß der alleinige Gegenstand der Audienz sein Hund

gewesen und von ihm selbst keine Sylbe vorgefallen war; indessen ließ er seinen Muth nicht sinken, weil sich der Fürst gar zu gnädig mit ihm unterhalten hatte.

Ueber Tafel war der Hund wieder das Hauptgespräch, und jeder Kavalier, der den Hund vielleicht, vielleicht auch nicht gesehen hatte, stimmte mit ein, daß es ein chef d' oeuvres von Hunde sey.

Acht Tage war Franz in Weisstock gewesen, hatte dreimal Audienz gehabt und dreimal an der Tafel gespeist, und endlich den neunten Tag, da er seine vierte Audienz erhielt, fand sich Gelegenheit, daß er dem Fürsten seine Lage und sein Anliegen mit wenig Worten entdecken konnte. Der Fürst drückte ihm gnädig die Hand und sagte: mein lieber Geisblat, Morgen soll Ihnen mein geheimer Sekretair Nachricht geben: ob ich Sie, Ihren Verdiensten gemäß, placiren kann.

Franz eilte nach Hause, und die Freude über die gnädige Antwort zog seine Beine im Gehen so in die Höhe, daß er wie ein Halbtrunkner, der seinen Rausch Niemand merken lassen und ja an keinen Stein stoßen

will,

will, über die Straße ging. Und am andern Morgen überbrachte ihm der Bediente des Herrn geheimen Sekretairs das Patent als Lieutenant. Franz eilte, dem Fürsten für die Gnade zu danken, und erhielt noch die gnädigste Versicherung, daß dies nur einstweilen sey, und daß die Zukunft ihn schon mehr von seinem gnädigen Wohlgefallen überzeugen solle. Darauf ward mit einem Apropos ein Sprung auf den Hund gemacht, und Franz wagte es, gewiß ohne weitere Absicht, seinen Reisegefährten Ihro Durchlaucht submissest anzubieten, weil doch nun das Reisen ein Ende nähme und er diesen Beschützer also nicht mehr nöthig hätte. Das ward von Sr. Durchlaucht so wohl aufgenommen, daß Franz, noch ehe acht Tage vergingen, einen schönen Engländer, der vielleicht hundert Guineen gekostet hatte, zum Geschenk erhielt, benebst der Anweisung auf Fourage aus dem hochfürstlichen Marstall.

Wie ruhig jezt Franz war, und daß er nun auch die harte That an seinen Eltern, wenn sie ihm bisher wohl bisweilen das Herz beängstiget hatte, vergaß, werden

meine Leser glauben; denn nun schien ihn die Gnade des Fürsten vor jedem künftigen Mangel zu schützen. Und sein großer Triks hatte eben so wenig Ursache zu bereuen, daß er seinen vorigen Herrn verlassen und daß ihm dieser verschenkt hatte. Das große Thier schien auch wirklich sein Avancement zu fühlen, denn es schritt mit seinem kostbaren Halsbande mit dem hochfürstlichen Namen geziert, so langsam und gravitätisch, trotz einem Heiducken hinter seinem hohen Gebieter einher.

Acht Jahre war der Herr von Geisblat in Weisstock und die gnädige einstweilige Beförderung war immer noch die einstweilige. Er stellte in der Zeit oft seine Betrachtungen an, verwunderte sich, daß sich Serenissimus bey verschiedenen Gelegenheiten nicht an sein gnädiges Versprechen erinnert habe, und faßte Argwohn gegen verschiedene und besonders gegen den Hofgerichtspräsidenten, daß seine anderweitige Beförderung ins Stocken geriethe.

Franz hatte so unrecht nicht, nur daß er die Ursache nicht zu ergründen wußte, weil er sich ganz außer der Sphäre des Herrn Präsidenten befand.

Es verhielt sich aber folgender Gestalt. Die Gräfin Chagrin ward allgemein für die erste Hofdame gehalten, der jeder Kavalier die Cour zu machen, jezt für billig hielt, weil es ehemals Schuldigkeit gewesen war, da sie noch die schönste Dame am Hofe war. Zwar wußte die Gräfin noch nichts von Billigkeit; sie war vielmehr überzeugt, daß sie in ihrem vierzigsten Jahre, welche Zahl das allgemeine Gerücht zu ihrer Beruhigung außerdem noch verringerte, noch alle Qualitäten besaß, Eroberungen zu machen und die Ueberwundenen nach Discretion zu behandeln.

Die Gräfin fand gleich anfangs den Herrn von Geisblat wohlgemacht, und bedauerte laut, daß er so rothes Haar hatte. Man wollte so gar wissen, daß sie ihm bey Gelegenheit gerathen, sich einer gewissen Salbe oder wenigstens eines bleiernen Kammes zu bedienen, um seinen Haaren eine andere Farbe zu geben. Ob der Lieutenant diesen guten Rath aus so schönem Munde befolgt und seinen Haaren dadurch wirklich eine andere Farbe gegeben hat, oder ob sich die schöne Gräfin nach und nach an die ro-

the Farbe gewöhnt hatte, kann ich nicht bestimmen; allein so viel ist gewiß, daß sie ihn endlich nicht nur wohlgemacht, sondern sogar liebenswürdig fand, und ihm bey allen Gelegenheiten ihren vollen Beifall merken ließ.

War es nun Impolitesse oder Unerfahrenheit; Franz machte keinen Gebrauch von dem Beifalle, sondern fetirte ein gewisses Fräulein von Sandfoß, die vom Anfange an keinen Anstoß an seinen rothen Haaren gefunden hatte. Die Gräfin fühlte die Zurücksetzung sehr stark und beschloß, alles hervorzusuchen, sich zu rächen.

Nichts ist einer Dame von solchem Stande, solchem Ansehen und solcher Qualität leichter, als ihre Rache auszuführen. Sie darf nur die Bolzen drehen und jeder Anbeter, gleichviel aus Neigung oder Politesse, erwartet nur einen Wink, um sie loszuschießen. Daher denn unser Franz bald ein ganzes Komplot, an dessen Spitze sich der Hofgerichtspräsident befand, gegen sich hatte, das mit allen Kräften arbeitete, die Aufmerksamkeit des Fürsten von ihm abzuwenden. Und warum hätte das hier nicht

gelingen sollen? da das glänzendste Verdienst nicht mächtig genug ist, den Nebel zu durchleuchten, den solche Zusammenrottungen vor die Augen der Fürsten ziehen können. Die Folge war, daß Franz, trotz den bündigsten Versprechungen, nach acht Jahren noch Lieutenant war, gar nicht mehr zur Tafel gezogen wurde, und nur selten ein freundliches Kopfnicken zum Dank für sein submisses Kompliment von Seiner Durchlaucht erhielt.

Sein Ehrgeiz fand sich im höchsten Grad beleidiget; er hatte, wie schon gesagt, Verdacht auf den Präsident und wartete nur auf Gelegenheit. Der Argwöhnische braucht nicht viel, um beleidiget zu werden. Franz machte einst Morgenbesuch bey der Gräfin und traf den Präsident und noch einige. Der Empfang war kalt und alle Gesichter schienen ihn zu fragen: wo kommst denn du her? Franz fühlte es zu sehr, als daß die Empfindlichkeit nicht hätte sein Gesicht röthen sollen; indessen wußte er sich noch gut zu mäßigen. Die Gräfin scherzte mit ihm auf eine beißende Art, und noch hielt seine Fassungskraft; allein jezt fiel der Präsident

sident mit einem witzigseynsollenden Bonmot ein, und er vergaß, daß er bey einer Dame war, sagte dem Präsident die größte Bitterkeit, und entfernte sich mit einem verächtlichen Blick auf die ganze Gesellschaft.

Franz hatte seine Wohnung noch nicht erreicht, als sein unerhörtes Betragen mit allen möglichen Variationen in den fürstlichen Antichambren erzählt wurde. Der Herr Präsident ließ sich auch sogleich bey Ihro Durchlaucht melden, und trug unterthänigst die Erniedrigung vor, die er, als ein Mann, in den Höchstdieselben das Vertrauen gesetzt, ihm das Präsidium eines hochfürstlichen Hofgerichts anzuvertrauen, von einem fremden Menschen, den Ihro Durchlaucht angenommen und zu etwas gemacht, hätte erdulden müssen; und lebte der Hofnung, daß Ihro Durchlaucht die Gnade haben würden, des Beispiels wegen, gnädigst zu verfügen, daß ihm hinlängliche Satisfaktion zu Theil würde.

Was Franz gesagt haben mag, ist mir unbekannt, allein sehr bitter muß es doch gewesen seyn, (oder war es blos, weil es auf dem Zimmer einer Dame gesagt wor-

den

den war) weil er nicht nur in Arrest kam, sondern, ihm auch durch sichere Freunde versichert wurde, daß er bey erster ähnlicher Gelegenheit seine Dimission erhalten würde. Franz kannte sich nicht vor Zorn bey der Nachricht; er lief geraden Weges in's Schloß den Fürsten zu sprechen, ohne daß er wußte, was er sagen wollte. Zu seinem Glück ward er nicht vorgelassen, denn der Himmel weiß, was er in seiner Wuth alles gesagt hätte. Freilich ward er dadurch nicht besänftiget, sondern immer mehr aufgebracht, und im Rausche der Leidenschaft beschloß er, den Präsident deshalb hart zu züchtigen. Er durchstrich von nun an alle Abende die Straße, führte eine Hetzpeitsche unter'm Mantel, und lauerte ihm auf. Allein war es Argwohn oder wie? oder schloß man aus seinem ungewöhnlichen Hin- und Hergehn auf seine Absicht; kurz er mußte erfahren, daß, wenn er nicht noch diesen Monat um seine Dimission anhielte, sie ihm zuverläßig ertheilt werden würde. Mehrmals war er jezt im Begriff, den Präsidenten in seinem Hause zu überfallen; allein noch behielt er so viel Besinnung, daß er zurück blieb. Er verlangte also seine

Dimission, erhielt sie, reiste bis über die Gränze, und schrieb einen beleidigenden Ausforderungsbrief an den Präsidenten, mit der Versicherung, daß er ihn auf die schimpflichste Art behandeln wolle, wenn er sich nicht stellen würde.

Der Herr Präsident eilte mit dem Briefe zur Gräfin, und zeigte ihr augenscheinlich, in welche Verlegenheit sie ihn gesezt hatte, und verlangte nun guten Rath, wie er sich mit Ehren aus der Affaire ziehen könnte; denn als stiftsmäßiger und turnierfähiger Kavalier könne er nicht gut die Ausforderung ausschlagen, und doch, ein Mann von seinem Stande und Alter gegen einen jungen, starken Wagehals, der nichts zu verlieren habe, sich stellen, sey fast eben so gut, als sich sogleich vom Dache herabstürzen.

Die Gräfin lachte über sein Bangigkeit und fand das sonderbar, daß ein Mann, der die Verlegenheiten eines ganzen Staates abzuwägen und abzuändern wissen sollte, bey so kleiner eigenen Verlegenheit sich nicht zu rathen wüßte. „Nichts ist leichter," fuhr sie fort, „Sie antworten, verweigern

den bestimmten Ort, geben einen andern hier im Lande an, ein Kommando Soldaten ist versteckt, und ehe sich die streitenden Partheien in Positur stellen, bricht es hervor und nimmt den fürchterlichen Wagehals gefangen.“

„Nicht übel!“ rief der Herr Hofgerichtspräsident, lief sogleich zu Ihro Durchlaucht, zeigte die Gefahr an, die seiner Ehre und seinem Leben bevorstände, bat unterthänigst um ein Kommando, und fertigte nun einen Expressen an den Lieutenant von Geisblat ab.

So kurzsichtig übrigens Franz seyn mochte, so merkte er doch Unrath. Allein er war einmal entschlossen, den Präsident zu strafen, weil er ihn für die einzige Ursache seines Unglücks ansahe, es koste auch was es wolle, und also schrieb er zurück: er wäre auch mit dem Orte zufrieden; allein er schwöre auch bey seiner höchsten Ehre, daß er jede Hinterlist und Betrug auf das grausamste rächen würde.

Der angegebene Ort war unfern einer Meierey, nahe an einem lichten Gehölze, aus leicht zu errathenden Absichten gewählt.

Noch vor Tagesanbruch saß Franz auf seinem Engländer und rekognoscirte die ganze Gegend, und lagerte sich endlich auf eine kleine Anhöhe, daß er die Pläne vom Gehölze bis zur Meierey übersehen konnte. So wie der Tag anbrach, sah er das Kommando auf der Meierey ankommen und dann im Gehölze Posto fassen. Er zog sich zurück, ruhte noch bis eine halbe Stunde vor der gesezten Zeit, bestieg sein Pferd und ritt seinem Gegner entgegen. Er traf ihn von seinem ehemaligen Kapitain und einem Hofkavalier begleitet. Franz forderte den Präsident sogleich auf's neue unter den gräslichsten Beschimpfungen und verlangte, daß sich die beiden Begleiter zurückziehen sollten. Der Herr Präsident machte Einwendungen und berief sich auf den bestimmten Ort; allein Franz wollte ihm auch den Weg noch ersparen, zog beide Pistolen und verlangte ein gleiches. Der Kapitän wollte Mittelsperson vertreten; allein Franz verbat sich alles und betheuerte mit einem schrecklichen Eide, daß seine Pistolen nicht für Langeweile geladen wären, und im Nothfall, wenn man nicht handeln wolle, was Ehre fordere, so wären noch

zwey Paar bereit, mit denen er immer sein Leben theuer verkaufen würde. Und um den Herren zu zeigen, daß er nicht prahle, zeigte er seine Armatur vor, und schnürte wenigstens die Brust des Präsidenten so stark, daß er nach Luft zu schnappen schien. Die Verlegenheit des Kapitains war sichtbar, und der Hofkavalier — sezte vielleicht alle Hofnung auf sein Pferd.

Franz ward ungeduldig und drohte. Was war also zu thun? Der Herr Präsident mußte sich bequemen, weil auf jede Einwendung stärkere Drohungen folgten. Der Präsident fehlte. Franz lachte, wünschte, daß er ihm ein Ohr abschießen möchte, und traf ihn in die linke Achsel. Der Präsident sagte: er hätte genug. „Ja!“ erwiderte Franz, „für eine Ehrensache; allein für das Kommando dort im Gehölze, muß ich Dein Ohr haben, daß Du wie ein Schelm gezeichnet bist und an meinen Namen denkst.“ Damit sprengte er auf ihn los, und würde gewiß auf eine oder die andere Weise die Drohung vollzogen haben, wenn der Kapitain nicht herbey geeilt und auf Franzen eine Pistole gelöst hätte, die

aber auch fehlte. Franz dachte nur an den Präsident, der jezt die Flucht nahm, sezte ihm nach, schoß und sah ihn vom Pferde stürzen. Noch aber war seine Rache nicht gesättiget; er war schon im Begriff abzusteigen, als er den Hofkavalier an der Spitze des Kommando herzueilen sahe, und hielt es nicht für rathsam, sich der Gefahr, gefangen zu werden, auszusetzen; er gab seinem Engländer die Sporen, empfahl sich seinem Kapitain nochmals und machte sich davon.

Der Herr Präsident hatte einen Streifschuß über den rechten Backen bekommen; er mußte sich ohne Zweifel in dem Augenblicke nach seinem Verfolger umgesehen haben, und war vermuthlich vom Schrecken auf die Erde geworfen worden. Indessen ward er bald wieder von seinen Wunden glücklich geheilt, und dachte, so oft er im Spiegel die Narbe über dem Backen sahe, jedesmal, in wie großer Gefahr sein Leben gewesen wäre.

Wie sich Franz in hinlänglicher Sicherheit glaubte, verkaufte er sein Pferd und etwas von seinen ehemals geraubten Kostbar-

barkeiten, die er immer noch sehr räthlich aufgehoben hatte, und überlegte nun, was er anfangen solle. Es fiel ihm ein, zu sehen, wie es um seine Eltern stände! allein ihre ehemalige Härte ließ ihn an keine Versöhnlichkeit denken. Indessen schrieb er doch an seinen Vater, berichtete ihm ganz kurz seine Lage, bat um Versöhnung und Vergebung, und gab ihm Nachricht, wo ihn sein Brief treffen könnte. Nach einigen Monaten erst erhielt er eine sehr freundliche Antwort, nach der alles vergeben und vergessen war. Man hatte seinetwegen viel Sorge und Kummer ausgestanden, und der Wunsch, ihn wieder zu sehen, war so schmeichelnd und dringend, daß sich Franz ohne Mistrauen, sogleich auf die Reise machte. Er kam auch glücklich im väterlichen Hause an, und umarmte seine alten Eltern mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit, bezeigte ungeheuchelte Reue über seine vor zehn Jahren verübte That, lieferte seiner Mutter noch einen kostbaren Schmuck und einige Ohrengehenke zurück, die er noch übrig hatte, und freute sich herzlich der elterlichen Vergebung und Wiederaufnahme in seine väterliche Wohnung.

Allein, so wie auch die erste Aufwallung vorüber war, so ließ ihn sein Argwohn bemerken, daß die elterliche und brüderliche Freundlichkeit gezwungen sey. Er war also auf jede Mine aufmerksam, und alles wurde ihm von Minute zu Minute verdächtiger. Er klagte über Müdigkeit, ließ sich sein Schlafzimmer anweisen, und verlangte sein Abendbrod dahin. Bänglichkeit überfiel ihn, wie er allein war, und Unruhe trieb ihn von einem Stuhle zum andern, und der Gedanke, daß seine Eltern mit Tücke umgingen, wich nicht von ihm. Er untersuchte seine Pistolen, und machte sich gefaßt zur äußersten Vertheidigung. Es war schon etwas dunkel, wie sein Bruder zu ihm kam, der mit sichtbarer Verwirrung fragte, was er mit den Pistolen anfangen wolle? Franz sah ihm starr in die Augen, ohne zu antworten, und bemerkte, daß sein Bruder todtenblaß wurde. Dies brachte seinen Argwohn auf's höchste; er nahm ihn bey der Hand, zog ihn an's Fenster, und sagte mit grimmigem Tone: „Bruder, es sind meine einzigen aufrichtigen Freunde, die ich habe. Willst Du Beweise? — doch Du zitterst; zittre nicht, sey

aufrichtig und Du kannst Unglück verhindern. Rede, ich beschwöre Dich, rede aufrichtig! nicht wahr Deine und der Eltern Liebe ist erlogen? ihr habt Absichten mit mir?“

Der gute Ignaz wäre fast für Furcht gestorben, und hatte Mühe, daß er die Worte deutlich hervorbringen konnte: daß alles bestellt sey, ihn heunte Nacht zu überfallen, gefangen zu nehmen, und ihn der Gerechtigkeit zu überliefern. Franz schäumte vor Wuth, Besinnung und Entschlossenheit verließ ihn, er fiel seinem Bruder um den Hals, weinte und bat, daß er ihn retten möchte. Wie Ignaz diesen Uebergang bemerkte, verließ ihn die Furcht, und vielleicht bereute er es in dem Augenblick, daß er sich das Geständniß so leicht hatte abdringen lassen. Indessen erholte sich Franz wieder, er griff nach einer Pistole, nahm seinen Bruder bey der Hand, und sagte:

„Wenn werden sie kommen? wenn, rede die Wahrheit!“

Ignaz. (seine Furcht steigt sichtbar) Ich weiß es nicht Bruder; aber —

Franz. Du weißt es nicht? Höre Bruder, wenn ein Verstoßner — von seinen Eltern Verstoßner, einen Bruder haben kann? — Höre, sag' ich, Du gehst nicht von meiner Seite, und der erste Laut oder Wink, Fußscharren oder sonst etwas, das um Hülfe andeuten könnte, ist Wink zu Deinem Tode. Verstehst Du was ich sage?

Ignaz. Bruder, um Jesus, um der heiligen Mutter Gottes —

Franz. Nicht so laut, oder ich bin verrathen; und bin ich's, so trägt der Vater Leid um Dich und die Mutter weint auf Deine Leiche.

Ignaz. Du mein — Mörder — mein Bruder.

Franz. Schweig! sag' ich Dir. Fürchte nichts; zittre nicht, steh fest und grad; laß mich zittern, denn ich bin in Gefahr. Bekenne aufrichtig, wenn werden sie kommen?

Ignaz. Um zeh — nein! um zwölf Uhr ist's bestellt.

Franz. Lüge nicht! Ignaz; Du begleitest mich wie mein Schatten, und hast Du

ge-

gelogen, so ist Dein Leben hin — hin! sag' ich, und ich werde das meinige mit Blut erkaufen oder verlieren, und unsere Eltern sollen um beide Söhne trauren, weil sie den einen zum Besten des andern aufopfern wollen. Um zwölf sagst Du?

Ignaz. Um zwölf! —

Franz. Nun, wenn Du wahr sprichst, so hat es noch Zeit. Nun komm' in Dein Zimmer; ich habe meinen Raub zurückgegeben und ich habe Reisekosten nöthig. Du hast Geld und Geldes werth; Du wirst mir ohne Geräusch alles geben, daß ich meine zweite Wanderschaft antreten kann.

Ignaz ging zitternd von Franzen geführt, und blickte nur immer nach der Pistole. Er lieferte alles ab, was er hatte, und mußte ihm wieder in jenes Zimmer folgen. Franz machte sich reisefertig, steckte seine Pistolen in den Gürtel, nahm Ignazen am Arm, und ging mit ihm die Treppe hinunter und in den Pferdestall. Zwey Pferde wurden gesattelt, Ignaz mußte das eine besteigen, voran reuten, und so ging die Reise geradezu wieder auf die Gränze los.

Dem Kutscher kam das sonderbar vor, daß die beiden gnädigen Herrn im Anfange des Herbstes, um neun Uhr noch, bey dunkler Nacht ausritten, und nachdem er es eine gute halbe Stunde hin und her überlegt hatte, so ging er hin und sagte es dem Bedienten, daß er es doch dem alten gnädigen Herrn sagen möchte. Welche Wirkung diese Nachricht auf die beiden Alten machen mußte, ist leicht zu erachten. „Er wird meinen lieben Ignaz todt machen, er ist ein Mörder!“ rief die Mutter unter heißen Thränen, „gute Mutter Gottes schütze ihn!“ — und nun folgten Vorwürfe, daß der Herr Gemahl den Bösewicht nicht gleich bey seiner Ankunft hätte gefangen nehmen und der Gerechtigkeit überliefern lassen.

Was nur Männliches auf dem Hofe aufgebracht werden konnte, mußte sogleich zu Pferde sitzen und dem Alten folgen, um die Flüchtlinge einzuholen. Sie kamen auch glücklich auf die Spur und mit Anbruch des Tages erblickten sie ein Pferd auf einer Wiese weiden, das sogleich für ein herrschaftliches gehalten wurde. Man kam näher und entdeckte einen Menschen auf der Erde liegen.

Der

Der alte Herr von Geisblat erkannte die Farbe vom Kleide und sank ohnmächtig vom Pferde, indem er Ignaz aussprach. Der alte Herr ward wieder zu sich selbst gebracht, und sein erstes Wort war Ignaz mein lieber Sohn! Man gieng nun näher und in der That es war Ignaz; „allein für einen Todten schnarcht er zu stark,“ sagte ein Knecht, der der erste bey ihm war. Ignaz wurde aufgeweckt und verwunderte sich nicht wenig seinen Vater in so zahlreicher Gesellschaft hier zu sehen; und sein freudiger Vater konnte nicht überzeugt genung werden, daß sein Ignaz würklich noch lebe, und ganz gesund nur unvermögend sey, ein Pferd zu besteigen, weil er mit seinem Bruder so scharf habe reuten müssen, daß er ganz wund sey. Nun mochte Franz hin seyn wohin er wollte; einer aus dem Gefolge ward abgefertiget einen Wagen herbey zu schaffen, und Ignaz mußte unterdessen erzählen, wie alles zugegangen sey und sich ohne Aufhören befühlen lassen, ob er würklich noch lebe; welches der Alte zulezt auch ganz fest glaubte.

Daß seine Eltern so gehandelt hatten, ihn durch geheuchelte Vergebung in's Netz

zu locken; daß die Eltern eine verjährte That des Sohnes, zu der sie ihn doch durch unbarmherzige Verstoßung, aus der väterlichen Wohnung, selbst gereizt hatten, in die Rubrik der Räuber- und Mörderthaten setzen, und ihn als Missethäter den Händen der Gerechtigkeit überliefern wollten — dies beschäftigte Franzens Seele so sehr, daß er, ob er schon jezt in Sicherheit war, und zwey Nächte und zwey Tage gereiset war, auch die dritte Nacht nicht schlafen konnte. Und wenn auch Müdigkeit und Mattigkeit seine Augen zudrückten und einen leichten Schlummer herbey führten, so sah er sich bald im dunklen Gefängniße, bald bey seinem Bruder, der von ihm getödtet im Blute lag, bald auf dem Blutgerüste, bald bey seinen Eltern, die er im Begriff war zu morden, und sprang in voller Verzweiflung von seinem Lager auf.

Sein Zustand war schrecklich und grausame Entwürfe gegen seine Eltern stiegen in seiner Seele auf. Es reute ihn, daß er sich so ungerochen entfernt hatte und oft hatte er den Gedanken zurückzugehen und durch Mord und Brand Haus und Güter

zu

zu zerstöhren, aus denen er verbannt seyn sollte.

Franz wird unsern Abscheu rege machen, da er schon Hand an seine Eltern gelegt hatte und sich jezt mit noch schrecklichern Gedanken trug, und wir werden ihn ohne Bedenken in die Reihe der Bösewichter stellen; wir werden vor seinen folgenden Unternehmungen zittern und wünschen, daß er bald vom Schauplatze abtrete. Allein, wenn wir zurück gehen und suchen die Ursachen auf, warum er nach und nach das ward, was er ist? sollten wir ihn nicht auch bedauren? Mönchsberedsamkeit, um dem Kloster Vortheile zu verschaffen, überredet kurzsichtige Eltern, deren frommer Glaube Irr- und Aberglaube im eigentlichen Verstande ist, den Sohn dem Mönchsstande zu widmen, macht daraus ein heiliges Gelübde vor Gott und rechnet es zur Todtsünde davon abzugehen. Die Eltern haben zween Söhne; der rauhe, starke, thätige Knabe wird weniger geliebt wie der zärtliche, sanfte, weil jener rothe Haare hat; die Möncherey weiß diese Schwäche der Eltern zu ihrem Vortheile zu benutzen; der gesunde, starke, so schließt sie, ist dem

Klo-

Kloster vortheilhafter, er überlebt den schwächlichen und das ganze Erbtheil fällt dem Kloster anheim; sie spielt also geistliches Schattenspiel, die frommen leichtgläubigen Eltern werden hintergangen und nun soll und muß der starke, thätige, Jüngling, als ein Gelobter Gottes, Mönch werden, in dem Kraft und Thätigkeit und nichts weniger als Müßiggang und Unthätigkeit liegt. Seine Abneigung, sein Widerstreben ist Todsünde, er soll mit Gewalt zu der vermeinten guten Handlung gezwungen werden, und seine Kräfte empören sich, und er wirft das Joch ab, das man ihm um seinen Nacken werfen will. Die Art seiner Handlung bleibt nichts desto weniger tadelhaft, und wenn man will strafbar, da sie die heilige Verbindung zwischen Kind und Eltern entheiliget; allein wo hat der rohe Mensch den Begriff von der Heiligkeit der Verbindung her? Seine Leidenschaften, die ungebildet in ihm liegen, werden erregt, die schwachen und dunkeln Begriffe von Recht und Unrecht werden leicht vernichtet, und der Mensch wird zu Thaten hingerissen, die die christliche Moral und heidnischen Gesetze in die Reihe der Verbre-

brechen stellen. Alles das fällt freilich bey dem schwächlichen, zärtlichen Menschen weg, den die Natur mehr zum Leiden als zum Thun, fähig gemacht hat. In diesem ist keine Unternehmungskraft, er biegt sich, leidet, grämt sich, und verzehrt sich in seinem Kummer. Er weint und jammert, wo jener tobt und braust, er schmiegt sich in seine Fessel, wenn sie jener mit nervigtem Arm zerbricht, und sucht sich zu überreden, daß Unterdrückung seine Bestimmung sey, wo jener beweist, daß Freiheit Bestimmung des Menschen sey.

Könnten wir von den Leiden und den mancherley Scenen, die die Möncherey und der Zwang zum Klosterleben in tausend und abermal tausend Familien aufgestellt haben, und von den traurigen und schrecklichen daraus erfolgten Thaten, ein getreues Gemählde aufstellen, wir würden zurückschaudern, und Thatsachen bezweifeln, um die Ehre der Menschheit zu retten, wenn uns gegen manche Franz noch ein Engel schiene. Noch ist die Wohlthat unerkannt, und wird unerkannt bleiben, die Joseph II. durch Einschränkung des Klosterlebens, der

Mensch-

Menschheit angedeihen läßt, wenn uns nicht solche Gemählde aufgestellt werden; denn alles, was wir noch wissen, ist bloße Außenseite, und verhält sich zum Ganzen vielleicht nicht einmal wie eins zu tausend.

Franz konnte sich nicht besänftigen; jemehr er nachdachte und überlegte, jemehr entbrannte sein Zorn und reizte ihn zur Rache. Und würklich suchte er seine Gestalt durch Kleidung und Färbung seines Gesichts so viel als möglich zu verstellen, und machte sich auf den Rückweg. Am sechsten Tage sah er von ferne sein väterliches Gut von einem Berge dort im Thale liegen. Sein Herz eröfnete sich der Wehmuth, er stieg vom Pferde, warf sich auf den Boden hin; erinnerte sich seiner Kindheitsjahre und — weinte. Bald aber drängte sich die Erinnerung an die Verachtung und Zurücksetzung hervor, mit der ihn seine Eltern gegen seinen Bruder behandelt hatten, und die ganze Reihe seines Schicksals, die davon abhing, und Wuth und Grim verdrängte die Wehmuth. „Es sey!“ rief er, sprang wild auf, und ward unwillig, daß

die Sonne so langsam unterging. Er führte sein Pferd in den dicken Wald, gab ihm Futter, stieg wieder auf den Berg und wieder herunter, und litt harten Kampf.

Es war Nacht und endlich hörte er die Dorfglocke eilfe schlagen; der Himmel war umwölkt und Dunkelheit verhüllte Weg und Steg. Er zäumte sein Pferd, trat in den Steigbügel, wog noch einmal Ja und Nein, und Ja behielt das Uebergewicht. Er schwang sich auf, ritt langsam in der Dunkelheit durch Wiesen und Felder hin, und kam noch vor zwölf Uhr an den herrschaftlichen Garten. Hier band er sein Pferd an, schlich um die Gebäude, fand alles in tiefer Ruhe begraben, legte an verschiedenen Orten Pulver unter leicht brennende Materialien, daran eine am Ende brennende Lunte, stieg wieder zu Pferde und eilte dem vorigen Berge zu. Noch hatte er nicht den halben Weg zurückgelegt, als er schon den Schaafstall im Feuer sahe, und wie er den Berg erreicht hatte, standen alle herrschaftliche Gebäude im Feuer. Er stieg ab, sah die Glut, hörte das Stürmen der Glocke und das ängstliche Geschrey

der

der Menschen, und Reue seiner That überfiel ihn. Er wälzte sich auf der Erde, weinte laut, und hatte kein Vermögen sich aufzuheben. Das Feuer ergriff das halbe Dorf und das Angstgeschrey ward immer schrecklicher. Endlich wie der Tag anbrach und das Feuer immer noch nicht gelöscht war, vermochte er den Anblick nicht mehr zu ertragen; er sezte sich zu Pferde und ritt ganz ohne Besinnung den ganzen Tag fort, ohne sich um den Weg zu bekümmern. Am Abend stieß er auf ein Dorf und blieb da, weil sein Pferd nicht mehr fort wollte. Er hörte von dem Brande sprechen und entfernte sich; legte sich nieder und wachte noch wie der Tag schon wieder anbrach. Auch diesen und die folgenden Tage sezte er seine Reise eben so sinnlos fort, ohne zu wissen und zu fragen, wohin er kommen würde, und so wanderte er einige Wochen, gewissermaßen in der Irre herum, sprach mit Niemanden und war ganz in sich gesenkt.

Nachher kam er zwar wieder etwas mehr zu sich selbst; allein seine Ruhe war auf immer verlohren; er war menschenscheu und keiner freudigen Empfindung fähig. Ein

Jahr darauf ging er in ein Kartheuserkloster, machte sich den ohnehin strengen Orden noch strenger, und starb im fünften Jahre nach seinem Eintritt mit dem allgemeinen Zeugnisse der Obern, daß er der strengste und gewissenhafteste Bruder im ganzen Kloster gewesen wäre.

7.

Wie mag sich ein Kind seiner Mutter schämen?

Dorothea und Friederike, zwey Schwestern und Waisen eines Handwerkers, lebten in einer kleinen Residenzstadt von ihrer Hände Arbeit. Die leztere war sehr geschickt im Putzmachen und die erstere in anderer Nähterey, womit sie beide sich hinlängliches Brod und andere kleine Ausgaben für ihren Haushalt und reinlichen Anzug verdienten. Sie hatten es sich oft versprochen, nie zu heirathen, sondern ihr Leben mit einander durch wechselseitige Arbeit und Dienstleistung vor beständig so hinzubringen, weil sie, so lange sie Arbeit hätten, nichts entbehren würden, was ihre Zufriedenheit stöhren könnte.

Nun soll das Versprechen: nie zu heirathen, jungen Mädchen sehr leicht und auch wohl wahrer Ernst seyn, so lange sie nicht

voll

voll Erwartung immer durchs Fenster schielen: ob denn der liebe Junge nicht einmal vorbeigehen wird? Wenn aber dieser Zeitpunkt eintrifft, so soll auch bey ihnen aller Ernst des Versprechens wegfallen, und nirgends als bey ihnen der Grundsatz: daß die Umstände die Sache verändern, wahrer befunden werden. Eine Freundin, die viel Weltkenntniß und Erfahrung besizt, versicherte mich zwar einmal, daß das Versprechen oder die Versicherung nie zu heirathen, bey einem Mädchen durchaus niemals Ernst, wohl aber eine kleine Ungeduld anzeigte, daß sich noch keine Gelegenheit zu heirathen vorgefunden hätte. Wie dem nun seyn mag; so oft und so heilig sich unsere Schwestern das Versprechen abgelegt hatten, so war doch Friederike zuerst bundbrüchig, hörte die öftern Liebesanträge eines galanten Sprach- und Tanzmeisters von Zeit zu Zeit lieber, hörte endlich auf die Spröde zu spielen, und folgte ihm vor den Altar, um sich das Recht gesetzmäßig ertheilen zu lassen, seinen Namen zu führen, seine Frau zu seyn und, wenigstens von seinen Scholaren, Madame genannt zu werden.

Bald darauf zog Herr Löillet (der Name des Sprachmeisters) in eine teutsche Seestadt, (sie heiße hier Werften) wo er seine Frau nach einigen Jahren verließ und sein Glück anderweit allein aufsuchte.

Madame Löillet grämte sich eben nicht so sehr über den Verlust ihres Eheherrn, denn schon lange hatte sie von ihrer Putzmacherkunst Gebrauch machen und die ganze Haushaltung versehen müssen, und da sie dem ohngeachtet, wenn er betrunken nach Hause kam, welches fast täglich der Fall war, übel behandelt wurde, so befand sie sich weit besser dabey, und verzehrte nicht den dritten Theil von dem, was sie durch ihre Geschicklichkeit verdiente.

Dorothea war dem Beispiel ihrer Schwester bald nachgefolgt, und hatte sich mit einem geschickten Schuhmacher verehliget. Nach sieben Jahren war sie aber Wittwe und Mutter von drey Mädchen, die ihr ganzes Vermögen waren. Es ging der guten Frau nicht zu wohl, da sie sich und drey Mädchen ernähren mußte; indessen litt sie doch nicht Noth; sie bemühte sich um Nähterey, arbeitete so fleißig sie konnte,

und nie war Brodmangel bey ihr, womit sie zufrieden war. Frühzeitig gewöhnte sie auch ihre Mädchen zur Arbeit, und fand bald einige Hülfe, so klein sie auch immer war. Nicht zu vergessen, daß auch Madame Löillet so schwesterlich dachte, und ihr von Zeit zu Zeit einige Unterstützung übersandte.

Dorotheens älteste Tochter, Friederike, war dreizehn Jahr alt, als Madame Löillet ihre Schwester besuchte. Eitelkeit war vielleicht die Hauptursache dieses Besuchs, indessen ward er Anlaß zu einer wichtigen Folge. Madame trugen sich jezt schön, und so ganz à la mode, daß man durchaus an nichts das ehemalige Bürgermädchen erkennen konnte, und daher war es wohl billig, den alten Bekannten in der Vaterstadt zu zeigen, was aus einem Menschen werden kann. Auch ward bey einem jeden Besuche, den Madame aus alter Bekanntschaft bey den Vornehmen, für die sie sonst gearbeitet hatte, abstattete, die liebe Vaterstadt ziemlich herabgesezt, und dagegen Werften erhoben. In Werften war alles schöner, besser, wohlfeiler, artiger,

galanter und vollkommner, und hier war alles vergessen, man war ganz unbekannt, fragte nach allem, wunderte sich über alles, und die bekannteste Sache war so unbekannt, blos weil es in der lieben Vaterstadt war.

Wenn aber auch Madame Löillet sich betrug, als ob ihr nur von ihrer Vaterstadt geträumt hätte, und sie eben aus Mahomets Paradiese käme, so war sie übrigens doch eine sehr gute Frau und hatte ein vortrefliches Herz. Sie nahm innigen Antheil an der schlechten Lage ihrer Schwester, die sie sich so übel nicht vorgestellt hatte. Mit wahrer Freudigkeit gab sie was sie konnte, und erbot sich zugleich, Friederiken mit sich nach Werften zu nehmen, und für sie zu sorgen, so lange sie lebte. „Und sterb ich,“ sagte sie, „so wird sie bey mir so viel gelernt haben, daß sie sich wohl ernähren wird und auch an ihrer Mutter und Geschwister denken kann, denn ich habe gute und reiche Kunden, die mir die Arbeit gut bezahlen, weil ich sie nach ihrer Laune mache.

Daß Dorothea nichts dagegen einzuwenden hatte, ist natürlich, und um so weniger,

weil

weil sie aus den Erzählungen und der Kleidung ihrer Schwester geschlossen hatte: Werften müsse wohl so eine Art von Paradies seyn.

Friederike war ein schönes Mädchen, und nach ihrer Größe und übrigen weiblichen Vollkommenheiten zu urtheilen, würde man ihrem Alter wenigstens noch sechs Jahre zugetheilt haben. Sie hatte mäßige Länge, dunkelblaue intriguante Augen, eine freie Stirne, blondes starkes Haar, einen vollen Busen und schöne Taille. Das erste Geschäft, wie sie in Werften ankam, war, daß ihre Tante einen Schneider holen und sie in ganz andre Tracht werfen ließ, und nun war, wohin Friederike kam, und wer es wissen wollte, sie eine verwaiste Predigerstochter. Denn, unmöglich konnte es Madame Löillet in den großen Häusern, wo sie Bekanntschaft hatte, ruchtbar werden lassen, daß ihre Nieße einer armen Schuhmacherswittbe Tochter war.

Friederike fand sich ungemein gut in ihr neues Verhältniß, und erwarb sich durch ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihr gefälliges und sittliches Betragen, nicht nur die

Liebe ihrer Tante, sondern auch die Achtung aller, die sie kennen lernten. Ihre Tante ließ sie Tanzen, Klavierspielen, Singen und Zeichnen lernen, und arbeitete täglich einige Stunden mehr, und brach sich manches ab, um es an ihr liebes Friederikchen zu wenden, von der sie gewiß glaubte, daß sie noch großes Glück machen würde.

So oft auch die Hofnung Mütter und Tanten in Ansehung ihrer schönen Töchter und Nießen, hintergehen mag, so war doch Madame Löillet hierinnen glücklicher. Friederike war durch sie in einem der ersten Häuser in Werften bekannt worden, und fand wegen ihres Verstandes, ihres feinen und sittsamen Betragens und ihrer Geschicklichkeit, so großen Beifall, daß sie der einzigen Tochter zur Gesellschafterin gegeben wurde. Sie fand sich sehr gut in ihrem Posten; die Gesellschaft ward bald zur vertrautesten Freundschaft, und bey den Eltern wußte sie sich so einzuschmeicheln, daß sie sie in allen Stücken ihrer Tochter gleich hielten, und sich fest vornahmen, der armen Predigerswaise auf alle mögliche Weise zu ihrem Glücke beförderlich zu seyn.

Zwey Jahr hatte Friederike in diesem Hause die glücklichsten und zufriedensten Tage verlebt, als Allwerth, der Sohn des Kompagnons ihres Wohlthäters, aus London zurückkan, wo er sich einige Jahre aufgehalten hatte, und nun die Geschäfte seines alten Vaters betreiben wollte.

Allwerth war ein wohlgemachter junger Mann, der Edelmuth, Rechtschaffenheit und Wohl- und Richtigdenken im Reden und Handeln bewieß. Er machte der Tochter vom Hause sein Ankunftskompliment, sah bey ihr Friederiken, und fand sie so reizend, daß er bald einen zweiten Besuch abstattete, um nur das Mädchen wieder zu sehen, an dem er so eine auffallende Aehnlichkeit mit — mit wem wußte er selbst nicht, gefunden hatte. Er sahe Friederiken wieder, sahe sie mehrmals, und entdeckte endlich, daß die Aehnlichkeit, die er anfangs an ihr bemerkt zu haben glaubte, nichts anders war, als ein lebhafter Eindruck, der so ein gewisses Verlangen in ihm erregte, sie wieder zu sehen.

Allwerth hielt es anfänglich für bloßes Wohlgefallen an einem schönen, tugendhaf-

ten und wohlbelebten Frauenzimmer; wunderte sich, wie ein armes Dorfpredigermädchen sich so vortheilhaft hätte bilden können, und bedauerte sie, daß sie so arm war. Bald aber fühlte er so ein gewisses sehnsuchtvolles Schmachten, verfiel oft in ein gewisses traumähnliches Nachdenken, das ihn jedesmal mit Friederiken beschäftigte, und er gestand es sich und endlich auch Friederiken, daß er liebe.

Friederike hatte den Herrn Allwerth immer gern kommen sehen, hatte sich nie besser befunden, als bey seiner Unterhaltung, und ihre Freundin konnte ihr kein größeres Vergnügen machen, als wenn sie von ihm zu sprechen anfing; allein weiter hatte sie nicht gedacht, und sie kannte ihr Herz und die süße Leidenschaft viel zu wenig, als daß sie hätte weiter denken können. Es ward ihr freilich so ganz wunderlich zu Muthe, wenn sie den scharfen, forschenden Augen Allwerths begegnete, und fühlte ein gewaltiges Drängen im Busen, wenn er sie freundlich bey der Hand nahm und ihr kleine Lobeserhebungen machte; allein woher alles das? und warum? war ihr unbekannt.

Wie darauf Allwerth sein Liebesbekenntniß ablegte, so war sie auch nicht vermögend, eine Sylbe zu antworten, und gerieth in eine wahre Seelennoth. Das arme Mädchen! unstreitig war Siegwart, Burgheim und Konsorten nicht in ihre Hände gekommen, denn sonst hätte sie sich auf jeden Fall nach der Lage ihres Herzens geschickt genug aus der Affaire zu ziehen gewußt. Allwerth drang nicht in sie, drohte auch nicht zu sterben, wenn sie seinen männlichen Antrag nicht genehmigen könnte, sondern ließ ihr Zeit, die Sache zu überlegen.

Friederike war mit ihrer Gespielin, wie man zu sagen pflegt, ein Herz und eine Seele, und beide hatten bisher kein Geheimniß, was es auch betreffen mochte, für einander; allein jezt — das Geständniß Allwerths, sie konnt' es ihrer Freundin nicht entdecken; und so sehr sie von ihr und ihren Eltern, wegen ihrer jetzigen Niedergeschlagenheit und ihres Tiefsinns befragt wurde, so gab sie doch nicht den geringsten Anlaß auf den Vorfall, und die eigentliche Ursache ihrer Veränderung zu schließen.

Wie aber Allwerth bey Gelegenheit wieder kleine Erinnerungen machte, und nachforschte, wozu sie sich entschlossen hätte, so nahm sie ihre Zuflucht zu ihrer Tante, und erzählte ihr mit hoher Schaamröthe und mit Thränen in den Augen, was zwischen ihr und Allwerth vorgefallen sey. Madame Löillet gerieth außer sich vor Freuden, sie umarmte und küßte Friederiken, und sprach sehr viel, aber in lauter Ausrufungen und nichts Zusammenhängendes. Wie sich aber die Aufwallung legte, so zeigte sie mit aller möglichen Umständlichkeit ihrer lieben Nieße, was für eine vortheilhafte Partie sie thun würde, und unterrichtete sie ganz genau, wie sie sich dabey zu verhalten hätte.

Herr Allwerth erhielt also kurz darauf von Friederiken eine Antwort, wie er wünschte; und nun entdeckte er ohne weitern Anstand seine Absicht ihren Wohlthätern, die sich um so mehr freuten, da sie es heimlich gewünscht und nicht ohne Ursache so viel zu Friederikens Lobe in seiner Gegenwart, gesprochen hatten.

Die Verbindung geschahe bald nachher, und Allwerth bereute seine Wahl nicht, weil

er

er alles fand, was eine Gattin liebenswürdig und sie ihrem Manne schätzbar machen kann. Madame Löillet lebte nur noch ein Jahr und starb mit Freuden, weil sie ihre liebe Friederike glücklich sahe.

Wie mag sich aber ein Kind seiner Mutter schämen? Es giebt Mütter, die durch ihre Handlungen ihre Kinder erröthen machen — Es giebt Mütter, die ihre Ehre, ihren guten Namen, durch Wollust, Trunk und andere Ausschweifungen brandmarken — Es ist nichts auffallender, nichts niederträchtiger, nichts verabscheuungswürdiger, als eine Mutter, die vor ihren Kindern eine Buhlschwester ist — als eine Mutter, die vor ihren Kindern durch Trunk sich das Gesichte geröthet, die Augen aus dem Kopfe getrieben, die Zunge gelähmt, und sich zur verstandlosen Närrin gemacht hat — und hier und in ähnlichen Fällen kann sich wohl ein Kind seiner Mutter schämen, und jeder Vernünftige wird das Kind bedauern, wenn es den Weg seiner Mutter nicht betritt, und wird es die Verachtung nicht entgelten lassen, die die Mutter verdient.

Aber Friederike, die liebenswürdige Friederike, die eben so viel Verstand besaß, als sie schön und liebenswürdig war, schämte sich auch ihrer Mutter, weil sie eine arme Schuhmacherswittwe war. Allwerth wollte, ihre Mutter sollte zur Hochzeit kommen, allein sie und ihre Tante wußten tausend Ausflüchte, und besonders ihre Kränklichkeit, anzuführen, daß sie die Reise nicht unternehmen könnte. Und wirklich war ihre Mutter schon seit drey Jahren mit der Gicht so hart befallen, daß ihr die Reise zu unternehmen, wohl unmöglich gewesen wäre; allein warum gestand und bekannte Friederike nicht die Wahrheit und die große Dürftigkeit ihrer Mutter, in der sie, wegen ihrer Kränklichkeit, lebte. Sollte der rechtschaffene und wohldenkende Allwerth sie weniger geliebt haben, weil sie keines Predigers Waise, sondern eines Schuhmachers Waise war?

Leider sieht man insgemein mehr auf Stand und Würde als auf Tugend und Geschicklichkeit, und Tausend werden eher die heiligste Pflicht verletzen, als etwas thun, und besonders heirathen, was sie unter ih-

ihrem Stande halten; allein sollte das der vernünftige Mann?

Nur dies kann Friederiken entschuldigen, daß sie ihren Geliebten in dem Falle mistraute und vielleicht auch ihrer Tante Gehör gab, die die Erfinderin der Fabel von der Predigerstochter war, weil nach ihren Begriffen, (die, ich setze noch einmal leider! hinzu, so allgemein sind) Ehre nur dem Stande eigen sey. Allein, das kranke, dürftige Leben einer guten Mutter erleichtern, die sich so viel Mühe gegeben und so manche Stunde ihrer Ruhe entzogen und gearbeitet hatte, um sie und ihre Schwestern zu erziehen, sollte der Gedanke nicht mehr Kraft gehabt haben, als die Eitelkeit der Tante und das Mistrauen in den Geliebten? Ich überlasse es meinen Lesern darüber zu urtheilen und zu entscheiden, nur bitt' ich, nicht geradezu zu verdammeu, sondern sich vorher sorgfältig zu prüfen, wie sie sich wohl in ähnlichen Fällen verhalten würden?

Allwerth hatte drey Jahre mit seiner Gattin glücklich und zufrieden gelebt und küßte zwey muntere Knäblein, als es seine Ge-

Geschäfte forderten eine Reise nach verschiedenen Städten zu unternehmen. Auf der Rückreise fiel ihm die Vaterstadt seiner lieben Friederike und ihre Mutter ein; er fragte an einem Orte wie weit es dahin sey? es waren drey Meilen aus dem Wege und er wollte hin und sie sehen. Wie er ankam, fragte er sogleich nach der Predigerswittwe Zumborn und niemand kannte sie. Allwerth stuzte, daß Niemand seiner Gattin Mutter kennen wollte; er gab nähere Umstände an, daß ihre Schwester in Werften sey und ihre Tochter bey sich habe — Ja die, hieß es, ja, ja die hat keinen Prediger gehabt, sondern einen hiesigen Bürger und Schuhmacher und ihre Tochter soll einen reichen Kaufmann geheirathet haben; aber es mag wohl nicht so seyn, oder sie muß ein böses Mensch seyn, daß sie ihre Mutter so in der Armuth verschmachten läßt. Allwerth staunte, wuste nicht ob er recht gehört hatte, sagte den Namen und die Umstände noch einmal und hörte das nehmliche.

Nun wollte sich Allwerth ganz überzeugen und ließ sich zu der Schusterswittwe

Zum-

Zumborn führen. Er fand in einer schlechten, armseligen, aber reinlichen Wohnung, eine alte Frau mit dicken, aufgeschwollenen Händen Wolle spinnen und ein junges Mädchen nähen.

Allwerth. Gott grüße sie Mutter, heißt sie wohl Zumborn?

Mutter. Ist meines seligen Mannes Name. Was bringen Sie uns Herr? Lehnchen, gieb dem Herrn einen Stuhl.

Allw. Ich will mich selbst bedienen. Man hat mir gesagt, liebe Frau, daß sie eine Tochter in Werften habe; ist das an dem?

Mutt. O ja Herr, 'sist meine älteste Tochter, und Gott sey Dank, es geht ihr recht wohl! ich habe gestern von ihr einen Brief bekommen, und sie hat mir einen blanken Dukaten geschickt; das gute Kind! sie kann nicht wie sie will.

Allw. Und warum das? Herr Allwerth, so viel ich weiß, schränkt sie in nichts ein.

Mutt. Ich kanns nun nicht sagen, aber es muß doch so etwas seyn und sie muß es doch wissen, warum sie es nicht sa-

gen darf, daß sie eines Schusters Tochter ist.

Allw. Da hat sie sehr Unrecht, daß sie sich ihrer Mutter schämt und sie ist doch sonst eine brave, gute Frau!

Mutt. Also kennen Sie meine Tochter? nun das ist mir lieb; so werden Sie mir es auch wohl sagen können, ob es wahr ist, daß ihr Mann so reich ist, wie mir meine Schwester geschrieben hat.

Allw. Ich kenne sie recht gut und weil ich einmal hier war, so glaubte ich, daß es ihr sehr angenehm seyn würde, wenn ich ihr bey meiner Zurückkunft sagen könnte, daß ich ihre Mutter gesprochen hätte.

Mutt. Ach um Gotteswillen lieber Herr, sagen Sie nur ja ihrem Manne nichts, Sie würden wohl großes Unglück stiften, wenn er erführe, daß ihr Vater kein Pfarrer gewesen ist.

Allw. Herr Allwerth ist ein braver Mann. Freilich wird er es nicht ganz gleichgültig ansehen, daß seine Frau so wenig

nig Zutrauen in ihn gesezt hat; indeßen wird er auch für ihre Mutter sorgen, und nicht zugeben, daß sie so in Armuth und Dürftigkeit schmachtet, da die Tochter im Ueberfluße lebt.

Mutt. Wer kann das wissen lieber Herr? Ich bin es nun schon gewohnt, und wenn mich meine Gicht nur nicht gar zu sehr peiniget, so bin ich zufrieden, wenn ich nur Brod habe. Und so gut mag er doch nicht seyn, denn ihre Schwester schrieb ihr, sie wollte zu ihr kommen, und als Magd dienen, aber da schrieb sie wieder: um Gotteswillen nicht, dann könnte mein Mann die ganze Sache erfahren, und ich wäre unglücklich.

Allw. So mistrauisch kann Friederike gegen ihren Allwerth seyn! kann ihm so niedrige Denkungsart zutrauen! als ob er in ihr den Stand blos geliebt hätte! Sie muß dafür gestraft werden.

Mutt. Ach um Gotteswillen, lieber Herr, machen Sie meine Tochter nicht unglücklich.

„Nicht unglücklich gute Mutter," sagte Allwerth, indem er sie umarmte, „ich bin es selbst, bin ihr Schwiegersohn, und kann es meiner Friederike nicht vergeben, daß sie ihre Mutter so darben läßt, da mich Gott so gesegnet, daß sie im Ueberfluß lebt."

Man stelle sich das Erstaunen der Alten vor. Stumm, mit ofnem Munde und aufgerißnen Augen starrte sie Allwerthen an, schüttelte den Kopf, und konnt' es nicht glauben. Und wie sie es denn endlich für Wahrheit hielt, so vergaß sie Gicht und Alter, und war so munter und gelenk, wie ein junges Mädchen.

Allwerth kaufte sogleich einen Wagen, traf alle Anstalt, daß Mutter und Tochter bald die Reise nach Werften antreten konnten, und eilte nach Hause in die Arme seiner Friederike.

„Wir werden Gäste bekommen," sagte er ihr am folgenden Tage ganz freundlich, „Du wirst einige Zimmer zurecht machen lassen, und zwar Gäste, die Dir lieb seyn werden;" sezte er mit Bedeutung hinzu.

Friederiken war der Ton und Ausdruck ungewohnt, und sie hätte gern um nähere Nachricht gefragt, allein sie wagte es nicht, weil ihr die Mine ihres Mannes zu ungewohnt war.

Endlich kamen auch die Gäste; Allwerth war sogleich an der Thüre, hob seine Schwiegermutter aus dem Wagen und trug sie fast die Treppe hinan in Madame ihr Zimmer. Nicht viel fehlte, so wäre Friederike bey dem Anblick ihrer Mutter in Ohnmacht gefallen. Allwerth hielt ihr darauf in ziemlich harten Worten ihr Unrecht vor, daß sie sich ihrer Mutter geschämt hätte, sprach einige Wochen wenig und sehr gleichgültig mit ihr, und behandelte ihre Mutter um so zärtlicher und kindlicher. Friederike fand die kalte und gleichgültige Behandlung unerträglich; sie bat, schmeichelte, weinte, und suchte alles hervor, um Allwerthen wieder zu besänftigen. Allwerth freute sich ihrer Reue und überzeugte sich, daß Eitelkeit und Vorurtheil mehr Antheil, als ein böses und verderbtes Herz, an dem Betragen gegen ihre Mutter gehabt hätte, und gestand ihr endlich Vergebung

zu, die sie von seinem Herzen schon längst hatte. Indessen beschloß er doch, sie noch eine Probe aushalten zu lassen. Er zahlte einem Mahler hundert Dukaten, und ließ seine Schwiegermutter in alltäglicher bürgerlicher Kleidung, wie sie von ihrer Tochter im größten Staate umarmt wird, abmahlen; sezte die Unterschrift hin: Wie mag sich ein Kind seiner Mutter schämen! und verehrte ihr dies Gemählde zu ihrem Geburtstage.

Friederike erkannte sich und ihre Mutter bei'm ersten Anblick, fiel Allwerthen um den Hals, weinte und sagte: „Hab' ich Deine Liebe noch nicht ganz wieder?“ „Ganz!“ sagte Allwerth, und küßte sie. „Und hast es noch nicht vergessen?“ fuhr sie fort. „Ich hab' es vergessen, liebe Friederike, allein man kann einen begangenen Fehler, den man verbessern will, nie lebhaft genug in's Gedächtniß zurückrufen.“

Friederike hing dies Gemählde in ihr Putzzimmer, und bewies dadurch, daß sie sich nicht schäme, sich an einen begangnen Fehler

ler zu erinnern. Allwerth freute sich darüber, und beide Gatten bemühten sich, einander das Leben so glücklich und zufrieden zu machen, als es in ihrem Vermögen stand.

8.

Das Opfer der Schwärmerey und Liebe.

Wenn man in das Haus des Herrn von Harrehie kam, hätte man glauben können, man käme in ein Kloster oder in eine sonstige heilige Stiftung, so voll hingen die Wände von gemahlten Heiligen und allerhand Bildern von Geschichten, die Aberglaube, Scheinheiligkeit und Möncherey erfand und der Einfalt als Heiligthum aufband. Auch waren eine Menge Cruzifixe gemahlt und geschnizt von allerley Masse, Form und Bildung, aller Orten angebracht, und Kesselchen mit Weihwasser fand man aller zehen Schritte. Auch waren Heilige, Seltenheiten und Reliquien nicht vergessen. Ein Ahnherr des Herrn von Harrehie war in den Zeiten der Kreuzzüge im heiligen Lande gewesen, und mehrere andere hatten dem heiligen Vater den Pantoffel geküßt oder sonst ge-

gewallfahrtet und daher die reiche Sammlung von Heiligkeiten in dem Hause des Herrn von Harrehie, der im Betreff der Frömmigkeit, gewiß keinem seiner Ahnherrn etwas nachgab.

Die gnädige Frau war ehemals das nicht gewesen, was sie jezt war. Sie war ein munteres, lebhaftes Fräulein, das nach Eroberungen und Herrschaft geizte, welches dann als gnädige Frau von Harrehie alles wegfallen mußte, wenn ihr frommer Gemahl auch gut bleiben sollte. Allein sie gab Beweis, daß ein vernünftiges Frauenzimmer sich in alle Fälle zu finden weiß. Sie lernte bald mit ihrem Gemahl recht eifrig beten, besuchte fleißig die Messe, und gab im Aeußern der ersten Betschwester in ganz Isernah, wo deren doch eine Menge sind, nichts nach. Dafür genoß sie auch die unbegränzte Liebe ihres Gemahls, und erhielt die unumschränkte Herrschaft im Hause.

Wie nun die gnädige Familie erzogen wurde, ist leicht aus dem Gesagten zu denken. So fromm, so heilig, daß auch das älteste Fräulein, zur unaussprechlichen Freu-

de beider Eltern, das Klosterleben wählte, um sich der heiligen Jungfrau ganz zu widmen und durch anhaltendes Gebet eine höhere Stufe im Himmel zu erhalten. Franziska, das zweite Fräulein, folgte genau den Fußtapfen ihrer Schwester nach, betete unablässig, unterhielt sich mit wahrem Entzücken mit ihrem Seelenbräutigam, und wartete mit Ungeduld auf die Erlaubniß ihrer Eltern und auf Vollzahl der Jahre, sich einschleiern zu lassen.

Franziska hatte ein empfängliches Herz und eine überaus lebhafte Phantasie. Sie war unter Bildern von Heiligen aufgewachsen, hatte nie etwas anders gelesen und gehört, als was katholischer Fanatizismus lehrt. Sie kam in die Jahre, wo die Natur ohne unser Wissen und Willen, durch Sehnen und Verlangen und Bänglichkeit im Körpersysteme unsere Bestimmung andeutet. Franziska fühlte banges Klopfen ihres Herzens, flüchtige Hitze auf ihren Rosenwangen, und brennende Trockene in ihren strahlenden Augen; hielt es für Folge der Sündlichkeit und Verderbtheit ihres Herzens, nahm ihre Zuflucht zum Gebet,

und fand Beruhigung in der Unterhaltung mit ihrem Seelenbräutigam, der ihr denn auch nicht selten in Gestalt eines schönen Jünglings im Traume erschien und sie beruhigte, oder doch einen und den andern Heiligen absandte, das Beruhigungswerk zu verrichten.

Mich däucht Beweis genug, daß Franziska, wenn es nicht schon Schwärmerey war, doch schon große Anlage dazu hatte. Indessen bekam die Sache vorerst eine andere Wendung, weil ihr Vater ganz unvermuthet vom Schlage gerührt wurde und starb.

Die Frau von Harrehie trauerte gesetz- und standesmäßig um den Herrn Gemahl, allein übrigens wurden bald so einige Abänderungen im Hause getroffen. Unter andern wurden aus zweien Zimmern die heiligen Mahlereien und Schnitzeleyen geschaft, und in ein Putz- und Visitenzimmer umgewandelt, und anstatt, daß man bisher nur Mönche, Brüderschaftsgenossen und Betschwestern hatte ein- und ausgehen sehen, so bemerkte man jezt auch junge Kavaliers und Offiziers, und noch nicht war das

Trauer-

Trauerjahr zu Ende, als die leztere Klasse von Besuchen die erstere fast verdrängt hatte.

Dies gab Gelegenheit, daß Franziska die Welt und ihre Bestimmung in derselben, mit etwas andern Augen zu betrachten anfing. Der Beifall, den sie jezt einerndtete, und die Lobsprüche, die man ihrer schönen Person ertheilte, übertraf alles, was sie von Mönchen und frommen Beaten gehört hatte, und bald, wenn sie jezt Unruhe anwandelte, suchte sie den Spiegel anstatt des Rosenkranzes, und untersuchte: ob das Haar wirklich so schön blond, die Stirne so frey, die blauen Augen so schwärmerisch sanft, der Mund so korallenfarbig, das Kinn so rund, und die ganze Taille so schön sey, als man ihr gesagt habe? Wie der Schluß oder vielmehr die Selbstbeantwortung ausgefallen seyn mag, könnten uns freilich wohl junge Mädchen, in denen der Keim der Liebe zu schossen anfängt, am besten sagen; allein da diese nach weiser Mutterlehre sich mit Nichtwissen oder gar mit Stillschweigen entschuldigen, und dem Erzähler die Beantwortung überlassen werden, so kann ich weiter nichts

sagen, als was ich aus der angeerbten Eigenliebe schließe, daß gewiß nichts zu ihrem Nachtheil war.

Frau von Harrehie schritt endlich zur zweiten Ehe, und gab einem Manne ihre Hand, der fast in allen Dingen das Gegentheil von ihrem ersten war. Sie machte nun ein sogenanntes Haus, und alle Wochen war einmal Assemblee und kleine Spielgesellschaft bey ihr, und so eingezogen und stillheilig es sonst um sie gewesen war, so munter und lebhaft war es jezt.

Franziska verlohr bald den Glauben, daß die Welt so gar sündlich sey, als sie ihr bisher von Mönchen und Betschwestern beschrieben worden war; und die Neigung zum Klosterleben schlummerte endlich ganz ein, wie sie durch das Lesen der modigen Schriftsteller, die ihr von galanten, witzigen und empfindsamen jungen Herrn herbeigeschaft wurden, sich in eine paradisische Welt versezt zu seyn glaubte. Es war nemlich in den Zeiten, da die Propheten der Empfindeley auftraten und Versuche wagten, den menschlichen Karakter zu verschrauben, welches ihnen aber, der menschlichen

Vernunft sey es gedankt! nur bey einigen Individuen gelungen ist. Bey den Meisten, die wohl auch schon ziemlich gebelzt waren, ist es doch noch wie ein etwas angreifender Rausch vorüber gegangen.

Nur unsere arme Franziska! — — Ihre Lieblingslektüre war und blieb Siegwart und Burgheim, und ihre lebhafte Phantasie verwickelte sich so in die Liebeley und Schwärmerey, die in kurzem einen weit höhern Grad erreichte, als ihre ehemalige religiöse Schwärmerey.

Sie bildete sich ein, unglücklich zu lieben, und mit schmachtenden, sehnsuchtsvollen Blicken suchte sie nun den lieben Jüngling auf, der von dem Einklang seiner Seele an sie gerissen, aber vom grausamen Schicksal zurückgehalten wurde, sich ihr zu nähern. Der liebe, heilige, keusche Mond wurde auf den Knieen, mit thränenden Augen, angerufen, angebetet und angesungen. Der liebe Mond! Sein Silberschein schwebte auf ihren Augen, und sein Strahl bebte so rein auf ihren Lippen! Der Liebe Thränen bebten aus ihrem Aug' hervor, und leise Seufzer schwebten aus ihrem Busen

vor,

vor. Sie schwieg; doch eine Thräne bebt ihr im Auge hell; der Mond schwamm auf der Thräne, wie auf dem Wiesenquell.

Die arme Franziska, so viel empfindsamen Unsinn sie las, herbetete, hersang, und so wenig sie verstand, so fand sie doch einige Linderung ihrer Leiden. Ein Beweis, wie sehr krank die Phantasie des armen Mädchen war. Vielleicht wird sich mancher Leser wundern, daß das verschrobene empfindsame Buchwesen so großen Eindruck, und man möchte fast sagen eine Verrückung in so kurzer Zeit hervorgebracht haben soll; allein nichts ist einer lebhaften Einbildungskraft leichter, als der Uebergang von einer Schwärmerey zur andern. Konnte die Einbildungskraft dem frommen Mädchen Heilige im Traume erscheinen lassen, und sie in die Geisterwelt versetzen, um wie viel leichter mußte die Empfindeley, die ihr Wesen und Würken in der Körperwelt hatte, und die mit allem Reiz der Neuheit und glänzenden Süßigkeiten sich ihr darstellte, Eingang finden? Und wo sollt' es die gute Franziska gelernt haben, ihr Herz gegen einen so schrecklichen Feind ihrer Ruhe zu ver-

verwahren, der sich ihr in einer so wonnigen Gestalt zeigte? Ihre fromme Schwärmerey rührte vom erwachenden Naturtriebe her; sie trat aus der Einsamkeit in die Welt, ihre Schwärmerey nahm blos eine andere Wendung, ohne daß sie auch jezt den Grund kennen lernte, und verführerische Schriften gaben ihr die unglücklichste Wendung.

Zu Vollendung ihres Unglücks hatte Franziska auf den jungen Herrn von Voran Eindruck gemacht. Die Vermögensumstände des Herrn von Voran waren sehr gering, und er hatte also (wenigstens glaubte er es) keine Hofnung glücklich zu lieben. Zwar wären seine Talente, sein untadelhafter Karakter und seine guten Sitten immer Empfehlung genug gewesen; allein er baute vielleicht nicht darauf, oder er hatte auch wohl Gründe, warum er sich nicht Hofnung machen konnte. Er beschloß also ganz männlich, seine Neigung in sein Herz zu begraben. Herr von Voran sahe Franzisken nach wie vor; er glaubte sich Mann genug, sein Herz nicht zu verrathen, aber — seine Reden, sein Handeln verriethen

then Franzisken, ohne sein Wollen, das Innere seines Herzens, und sie fand, wer mag bestimmen woraus, die Seele, die, von Ewigkeit her, durch unergründliche Harmonie mit der ihrigen vereiniget sey.

Seit dieser vermeynten Entdeckung hoffte sie nun immer auf eine deutliche Erklärung, und wie diese nicht erfolgte, und sie sich dennoch nicht zu irren glaubte, daß sie der Liebe Leiden in ihm bemerke, so schloß sie auf eine schon getroffene Verbindung, die ihn zurückhielt, sich zu erklären, und bedauerte den edeldenkenden Jüngling, daß ihn vielleicht ein Zufall fehl geführt hätte.

Bey öftern Zusammenkünften und Unterredungen zweier Personen, die einerley Herzensangelegenheit drückt, ist es unmöglich, daß nicht oft so gewisse, unwillkührliche Annäherungen vorfallen sollten, die um so verrätherischer sind, je mehr Zurückhaltung man sich vorgesezt hat, weil man auf eine zu merkbare Art zurücktritt, wenn man sich vergessen oder gar schon verrathen zu haben glaubt, und damit kommt es auf einmal zu einer deutlichen Erklärung.

Dies mochte wohl auch der Fall hier seyn; denn unvermuthet war dem entschloßnen Herrn von Voran sein Geheimniß abgelockt, er lag vor Franzisken auf den Knieen, sie wollte ihn aufheben, sank mit ihrem Gesichte auf seine Schulter, und benezte mit ihren Thränen seine braune Wange. Eine kurze stumme Scene folgte, und darauf eine völlige Ergießung des Herzens von beiden Seiten, die sich mit den feierlichsten Versicherungen einer ewigen und unzertrennlichen Liebe endeten.

Allein nicht lange genossen unsere Liebenden das ungestörte Glück zu lieben. Franziskens Mutter schöpfte Argwohn, nahm sie in einem sehr ernsthaften Tone vor, und verlangte zu wissen, in wie fern ihr Argwohn gegründet wäre. Allein Franziska wußte von nichts, und die Mutter schien sich zu beruhigen, verließ sie aber mit der Erinnerung ihrer Bestimmung zum Kloster und einer sehr ernsthaften Warnung, weil sie an dem Herrn von Voran durchaus bemerkt haben wollte, daß er Neigung zu ihr trüge.

Wie ängstlich harrte nun Franziska auf die Gelegenheit, ihren Geliebten zu sprechen und ihm von dem Vorgange Nachricht zu geben. Mit Schluchzen hing sie an seinem Halse, wie er erschien, und war lange nicht vermögend ein Wort zu sagen. Herr von Voran schloß sie fest in seine Arme, küßte die bebenden Lippen, forschte nach der Ursache ihrer Thränen, und hörte, nicht ohne Bestürzung, die Warnung ihrer Mutter und die Erinnerung, daß sie zum Klosterleben bestimmt sey.

Nun folgten wechselseitige Klagen über unglückliche Liebe, Plan um Plan wurde entworfen, die Hindernisse zu übersteigen, und jeder führte immer wieder auf neue Schwierigkeiten, die sie nicht zu heben wußten. Endlich ward beschlossen, daß Herr von Voran seine Besuche gewohntermaßen fortsetzen, Franzisken aber so gleichgültig als möglich, und ihre Mutter um so freundlicher und gefälliger, behandeln sollte; vielleicht, daß die Zeit einen glücklichen Vorfall herbeyführte, der ihre Liebe begünstigte.

Herr von Voran führte nach allen Kräften den Beschluß aus, so große Gewalt er

anwenden mußte, und es war wirklich anfangs zweifelhaft, ob Franziskens Mutter einigen Verdacht hege.

Und wenn das auch nicht zweifelhaft geschienen hätte; wenn die Mutter von einem Liebeseinverständnisse überzeugt war; wenn sie hellsichtig genug war, die Gewalt zu bemerken, die Herr von Voran zu seiner Verstellung anwenden mußte; wenn ihr kein verstohlner Blick entging, den die Liebenden unbemerkt zu wechseln glaubten; so ist es mir zweifelhaft: was sie gegen die Liebe ihrer Tochter, was sie gegen den Herrn von Voran haben konnte, der wegen seiner Rechtschaffenheit und Wohlbelebtheit in allgemeiner Achtung stand? War es vielleicht, weil er ganz ohne Vermögen war? Unmöglich konnte dies allein den Entschluß erzeugen, ihre Tochter in das Kloster zu verbannen! Oder war es, um freier und sorgenloser vor den Reizen ihrer Tochter, die ihr vielleicht Anbeter entzog, zu leben? oder blieb ihr mehr Vermögen zum Aufwande übrig, wenn sie auch ihre zweite Tochter, wie die erste, zum Schleier zwang?

Was es war! Von nun an waren alle Unterredungen mit ihrer Tochter sehr gottesfürchtig und heilig. Sie sah ihre Tochter in der größten Gefahr, den Versuchungen der sündlichen Welt zu unterliegen, und wünschte, sie, je eher je lieber, als Braut Gottes vor dem Altare zu sehen, um ihrer Glückseeligkeit wegen in Ruhe zu seyn.

Franziska wagte einigemal Vorstellungen, und entschuldigte sich, daß sie keinen Beruf in sich zum Nonnenstande fühle. Dies betrübte anfänglich die besorgte Mutter, weil das Glänzende der Welt sie schon so verblendet hätte; wie sie aber darauf zu beharren schien, so ward sie sehr ernstlich zum Gehorsam verwiesen, den sie ihrer Mutter schuldig wäre.

Franziska und ihr Geliebter litten unbeschreiblich; sie klagten und hoften von Tage zu Tage, daß der Himmel eine Auskunft treffen und sie von der grausamen Furcht der Trennung befreien würde, allein ihr Hoffen war vergebens und keine Aussicht der Abänderung öfnete sich.

Die Mutter kündigte Franzisken die Abreise nach dem Kloster an und sinnlos sank

sie hin auf einen Stuhl, blickte starr ihre Mutter an, und vermochte kein Glied zu regen, vielweniger ein Wort zu sprechen. Sorglich war die Mutter um sie her und wandte alles an, daß sie sich wieder erholte

Mutter. Was ist dir Franziska? meine Tochter!

Franziska. In's Kloster? gnädige Mama!

Mutt. Ich freue mich meine Tochter, daß ich Dir es sagen kann, daß ich Dich nun bald, als eine Verlobte Gottes sehen werde.

Franz. In's Kloster! (sie sinkt vor ihrer Mutter auf die Knie) Retten Sie mich, um der Mutter Gottes willen! retten Sie mich, gnädige Mama.

Mutt. Ich will Dich retten, meine Tochter; ich will Deine Seele dem Verderben entziehen. —

Franz. Den Tod, gnädige Mama! tödten Sie mich, aber nicht in's Kloster.

Franziska mußte sich den Befehlen ihrer Mutter unterwerfen; sie schwieg, weil sie

das Bewußtseyn verließ, kam auf ihr Zimmer und tobte wie eine Fieberkranke. Alle romantische Tiraden verunglückter Liebe, die sie bei'm Lesen affizirt hatten, erwachten, und ihre erhizte Einbildungskraft stellte ihr Tod und Grab als das einzige Rettungsmittel vor.

Ihre Mutter kam zu ihr, und sie rief ihr entgegen:

Franz. Ich gehe in's Kloster gnädige Mama! wollen wir schon jezt?

Mutt. Uebermorgen, meine Tochter, fahren wir nach N.. und ich werde Dir Ruhe und Zufriedenheit wieder geben, die Du in der Welt verlohren hast.

Franz. Verlohren? ja wohl gnädige Mama, verlohren! ach ich verliere viel, sehr viel!

Mutt. Und Du wirst alles wiederfinden. —

Franz. Wiederfinden? was soll ich wiederfinden? Hin ist hin, gnädige Mama. Wissen Sie noch meine schöne Rose? warum verwelkte sie wohl so bald? Rösel sagte, die Stubenluft wäre schuld, ich hätte sie bisweilen in frische Luft setzen sollen und

ich glaube, Röſel hatte Recht, denn ſo eingeſchloſſen — werd' ich im Kloſter nicht auch eingeſchloſſen? —

Mutt. Mein Kind was fehlt Dir? Du ſiehſt ſo wild um Dich, was ſuchſt Du?

Franz. (mit verzogenem Lächeln) Es war mir ſo — ſo — gnädige Mama, es war mir ſo, als ob ich auch eingeſchloſſen wäre, und hätte keine friſche Luft, wie meine Roſe. Aber wirklich Schade, daß ſie ſo verwelkte und ſie war noch lange, lange nicht aufgeblüht.

Mutt. Wie aber fällt Dir jezt die Roſe ein? Es ſind wohl ſchon vier Wochen, daß der Stock verdorrt iſt und ich habe Dich noch nicht davon ſprechen hören, als jezt.

Franz. Meynen Sie gnädige Mama? Nun ja, Sie haben auch recht, hin iſt hin! ich gehe ja doch in's Kloſter und da hätt' ich ſie ohnehin nicht mitnehmen können.

Ihre Mutter freute ſich, daß ſie ſo oft vom Kloſter ſprach und glaubte, daß ſie ſich in ihr Schickſal finden würde. Allein die gute Franziska war zu bewegt, zu wenig ihrer mächtig, als daß ſie ſelbſt eigent-

lich wußte, was sie sagte, und dann trug sie sich mit einem Gedanken, mit dessen Ausführung sie allen ihren Leiden ein Ende zu machen gedachte.

Am folgenden Morgen besuchte sie Herr v. Voran; er schauderte vor ihr zurück; ihre ganzen Gesichtszüge waren entstellt, ihr Gesicht war aufgedunsen, die Augen waren roth und feurig, ihre Lippen bebten, und sie zitterte am ganzen Körper.

v. Voran. Meine Franziska!

Franziska. Mein Walter!

v. Vor. Was ist Dir? wie treff' ich Dich?

Franz. Mich? lieber Walter, als eine Braut des Himmels! ich armes sündiges Mädchen! sieh Walter, ich bleibe in Deinen Armen, dulde Deine Küße, und bin doch eine Gottesbraut. Morgen geh' ich in's Kloster lieber Walter!

v. Vor. Franziska! Engel! ich beschwöre Dich! —

Franz. Laß mich, lieber Walter, aus Deinen Armen! ob mir gleich so wohl ist, so darf ich doch nicht. Hast Du meine

Mutter gesprochen? hat sie Dir's gesagt, daß sie mich Morgen in's Kloster bringt?

v. Vor. Ich lasse Dich nicht Franziska! Du bist mein, auf ewig mein! Die heilige Mutter Gottes steh uns bey! Du gehst nicht in's Kloster! der Tod selbst soll uns nicht trennen.

Franz. Der Tod meynst Du? mir schaudert wenn ich den Tod denke! und doch glaub' ich, er muß sanft, willkommen seyn, und ich — lieber Walter, geh zu meiner Mutter, geh! Sie möchte Dich sonst hier finden. Geh zu meiner Mutter, sie wird Dir's schon sagen, daß sie auch ihre zweite Tochter begraben, lebendig begraben will. O Walter, Walter, mir war sonst so wohl! — o, ich habe viel gute Tage gehabt, aber jezt leid ich auch — Fühle nur, wie mein Herz tobt! Hier mit der Hand! fühlst Du? Sieh Walter, ich soll in's Kloster, und dies Herz soll rein, ganz rein, ohne einen weltlichen Gedanken, vor den Altar zur Verlobung mit Gott gebracht werden; aber — gute Mutter Gottes bitte für mich! — Walter, Walter, es schlägt für Dich!

v. Vor.

v. Vor. Schrecklich! schrecklich! meine Franziska! Du bist krank!

Franz. Meynst Du? Nein Walter, ich bin ja in Deinen Armen, und mir ist so wohl! so wohl! — Aber geh nun zu meiner Mutter, wir könnten verrathen werden.

v. Vor. Ja Franziska, Mädchen meiner Seele! ohne die mein Leben die schrecklichste Quaal wäre! ich gehe zu Deiner Mutter und — auf den Knieen will ich ihr bekennen das unauflösliche Band, von Gott selbst gebunden von Ewigkeit! sie wird Mutter seyn, meinen Bitten nachgeben und —

Franz. Nein! Walter nein! Jesus Maria nein! sey kein Verräther der heiligen Liebe. Sie darf es nicht erfahren! — Laß mich Walter! Still! — ich habe schon die ganze Nacht gedacht — Walter, ich habe nicht so lange geschlafen, als ich Deinen Namen ausspreche, und Du, Du Walter, und unsere Liebe, unsere vor Gott heilige Liebe waren meine einzigen Gedanken. Walter, ich bin Dein, auf ewig Dein! unsere Herzen schuf ja Gott, und so ist ja auch die Liebe sein Werk. Nun Walter geh!

Ich

Ich werde in die Kirche gehen und Gott um seinen Beistand anrufen, mein Vorhaben auszuführen. —

v. Voran. Nein Franziska! bey allen Heiligen, Du darfst nicht in's Kloster! Laß uns fliehen Franziska! fromme Liebe wird schon irgend Schutz finden. Du bist mein, und keine Gewalt soll Dich mir rauben!

Franz. Fliehen? — Walter, ich habe einen Gedanken — Ich bin Dein, auf ewig Dein! — Heute um drey Uhr, Walter, erwarte mich auf dem Frauenkirchhofe und Du sollst alles erfahren! Nun geh lieber Walter! Noch diese Umarmung und diesen Kuß! — Und nun leb wohl! Walter! Noch einen Kuß! Walter, ich bin Dein — auf ewig! — nun geh! leb wohl!

Sie drang nun in ihren Geliebten sie zu verlassen, der ihr auch mit äußerst schwerem Herzen gehorchte. Er ging, aber nicht zu ihrer Mutter, sondern in seine Wohnung. Die fieberhafte Gestalt seiner Geliebten schwebte unablässig vor seinen Augen, und immer hörte er den jammernden, verzweifelnden Ton ihrer Stimme. In der größten Unruhe brachte er die Zeit bis Nach-

mittag um drey Uhr hin, und war geneigt zu glauben, daß sich Franziska bis dahin Bedenkzeit nähme, und dann zur Flucht willigen würde. Er machte also, so viel es seine Unruhe und die Zerstörung seines Gemüths zuließ, alle Vorkehrungen, um alsdann sogleich bereit zu seyn, und ging zur bestimmten Zeit auf den Frauenkirchhof.

Wie Franziska sich allein befand, fiel sie anfänglich in tiefes Nachdenken, oder vielmehr in ein ohnmachtähnliches Hinbrüten, weil die Anstrengung ihrer Kräfte nun erschlaffte. Wie sie sich etwas erholte, überfiel sie Wehmuth, häufige Thränen entflossen ihren Augen, und das wilde Aufbrausen ihres Gemüths veränderte sich so zur leidenden Schwäche, daß sie auch keiner lauten Klage mächtig war. Sie fiel auf die Knie und nahm die Stellung einer andächtig Betenden an; allein keines zusammenhangenden Gedankens war sie mächtig, und sanfte Seufzer waren ihr ganzes Gebet.

So fand sie ihre Mutter, freute sich ihrer Andacht, und überhäufte sie mit Liebkosungen und Lobsprüchen, die Franziska blos mit Thränen beantworten konnte.

Sie

Sie war jezt ganz die leidende Geduld, und jedes Wort, der Ton ihrer Stimme, und jede Mine zeigte Ergebung.

Bey Tische beobachtete sie tiefes Stillschweigen, und bat nachher ihre Mutter um Erlaubniß, von ihrem Mädchen begleitet, in die Kirche zu gehen, um Gott zu danken für alle das Gute, das er ihr in ihrer Vaterstadt seit ihrer Geburt erzeigt hätte. Die Mutter lobte den frommen Gedanken, ertheilte ihr mit Freuden die Erlaubniß, und hatte auch dagegen nichts einzuwenden, daß sie alsdann den Kirchthurm ersteigen wollte, um vielleicht zum leztenmale ihre geliebte Vaterstadt zu übersehen.

Franziska schien gelassen; aber ihre Seele war ganz in Verzweiflung. Sie verrichtet in der Kirche lange und dem Anscheine nach, mit der größten Andacht, ihr Gebet, und ersteigt endlich mit dem Kammermädchen, ihrer Begleiterin, den Thurm. Der Thürmer führt sie bis oben an; sie blickt umher und fragt: kann ich nicht noch höher steigen? und sagt auf die Verneinung: es ist auch hoch genug!

Der Thürmer zeigt das Uhrwerk. Franziska entfernt sich seitwärts, ruft: Behüt' Dich Gott Rösel! stürzt sich herab, und Jesus Mar — hört noch der Thürmer und das Mädchen, die der Schrecken zu starren Bildsäulen anheftete. Sie schmettert auf's Kirchendach, färbt den Schnee *) mit ihrem Blute, und stürzt entseelt auf den Boden. —

In Furcht und Hofnung erwartete der Herr von Voran seine liebe Franziska — und jezt! — er hört den Sturz auf's Kirchendach und herab; eilt herbey, und erblickt seine Geliebte zerschmettert und entseelt vor sich. Die Verzweiflung ergreift ihn, er stürzt über den todten Körper, und ist im Begriff seinen Lebensfaden abzuschneiden und Franzisken zu folgen. Nur die äusserst angewandte Macht konnte ihn von seinem Vorhaben zurückhalten, und einige Zeit mußte er genau beobachtet werden, bis sich seine Verzweiflung in stillen schwermüthigen Gram herabstimmte. Der Kaltblütige

*) Es war im Jenner 178—

tige wird tausend Auswege für Franzisken wissen; allein sie wußte nur diesen einzigen.

Es war Befehl des Landesherrn, daß das unglückliche Opfer der Liebe ein standesmäßiges Begräbniß erhielt.

* * *

Sie ist nicht mehr — ihr lockigt Haar
rollt nicht mehr hin auf ihren schönen Busen,
kein Zephir spielt mit ihrer blonden Locke mehr. —
Sie ist dahin — die Redliche! —
Mächtig zerbrach sie den Bau des beschwerlichen Kerkers,
in dem ihre unsterbliche Seele gefesselt lag. —
Müde des Elendes des Lebens
suchte sie Ruh' in einer seligeren Gegend. —
Hier liegst du zerbrochen, schwächliche Hülle! —
Schön warst du einst, wie ein prächtiger Tempel,
weil dich noch der Gottheit Bild, die Seele, bewohnte. —
Aber nun — schauderts dem Auge —
und Gräßlichkeit thront unter den zerschmetterten Ruinen
der Schönheit. — —

Hier

Hier verweilt sich des Pöbels Aug',
und seine lästernde Zunge
schickt dir feindselige Flüche
in die Ewigkeit nach.
Hier vertheidigt man dein Unternehmen, dort lästert man deinen Entschluß. —
Wer hat Recht? — Wer Unrecht? —
Nicht der Geist der Schwärmerey soll seinen Fittig über mich breiten,
und auch nicht die menschenfeindliche Schmähsucht
mir Flüche in die Ohren heulen. —
Der Geist des Christen gleite mit mir über deine Leiche; —
mit der Thräne der Sanftmuth im Auge
will ich dich, Unglückliche! besingen.
Ist wohl der Sklave zu verdammen, sagt der Schwärmer, der seines Lebens müde ist?
ist wohl der Sklave zu verdammen,
der in des Kerkers finstern Gewölben
mit mächtiger Hand sich der Fesseln befreiet,
und mit unerschrocknem Muthe den Marmor durchbricht,
der seine Freiheit verschließt? —
Wer ist stärker? wohl der, der als Sklave am Ruder
der Galeere des Lebens zieht;

oder der, der es wagt, die Ketten mit Muth zu zerreißen,
um im weiten Meer der Ewigkeit Freiheit zu suchen! —
Löset mir, ihr Menschen! das Räthsel.
Nicht jeder will ein Lastthier des menschlichen Elends seyn,
und befreite Seelen von dem Joch metaphysischer Sätze
führt ein feuriger Schwung zu kühnern Gedanken. —
Der Elende ergreift den Stahl, den grausame Könige schmieden
um als Helden zu morden,
und malt ihn mit eigenem Blut — mit gleichem Rechte. —
So spricht der verwegene Schwärmer, der müde seines Lebens ist,
und vertheidigt den Selbstmord aus unrichtigen Gründen.
Der Schutzgeist der leidenden Menschheit wendet seine erschrockene Blicke
von dem Kühnsten der Frevler,
und führt ihn durch die Religion auf reinere Begriffe. —
Nicht der, sagt der Christ, der die Ketten seines Schicksals zerreißt, besitzt männliche Stärke;

der,

der, der mit kindlicher Ehrfurcht als ein Geschenke der Gottheit
die Fesseln trägt, womit ihn der Ewige lastet,
der ist stärker, als der, der in Unmuth dahin sinkt. —
Gestärkt durch Tugend und Religion schiffet der Fromme
über die stürmische See — und erwartet
den Wink des Ewigen zur Landung. —
Doch irrt auch ihr euch, sagt der Christ, ihr, die ihr
mit fantastischem Zorne
der Unglücklichen flucht, die sich vergangen. —
Euer gallvolles Herz waffnet immer die Gottheit
mit rächendem Donner,
da doch die Gottheit die Liebe ist.
Seht ihr denn nicht das Bild ihrer Güte
auf jeder blühenden Flur, auf jeder lächelnden Blume:
Im Purpur der Rose gewebt, und abgedruckt im Silber der Narcissen?
Die Kette der Geister ist Liebe; sie hängt Menschen an Menschen,
und Menschen an Gott. — Fluchet also der Unglücklichen nicht!
Bedauert sie — dieses ist die Sprache der christlichen Duldung.

Balsam und nicht Gift, träufle aus eurem Munde
auf das verwundete Herz der weinenden Aeltern.
Denn wer von euch kann es wissen,
wer ihr die Schlüssel zum Grabe gab? —
Wer von euch bestimmt den Bau ihrer Nerven,
wer ihr wallendes Geblüt?
Schwer lag vielleicht die Last des Lebens auf ihr,
als sie sich wagte — in die Arme des Todes.
Nun ist sie entladen von der Last ihres Körpers; —
heller vielleicht sieht ihr Aug' — hört feiner ihr Ohr
die Stimme des Schöpfers.
Wer von euch will sie verdammen?
Wer von euch ist von Verbrechen frey?
Der gehe hin und entehre die heilige Asche. —
Bedauern will ich dich, bestes der Mädchen!
aber nicht fluchen! —
Ruhe sanft, und wenn denie seligen Gebeine
kein Wanderer besucht, so will ich dir im Herzen des Christen
ein Grabmahl bauen.
Ruhe sanft in den Armen der Verwesung,
gutes Kind! und empfange die Thränen,
die dir ein Redlicher weint, — wenn die Bosheit dir flucht.

Ich will in einsamer Nacht auf deinem verlassenen Grabhügel
Thränen des Christen weinen, und die gütige Gottheit
wird dir verzeihn, daß du es wagtest,
eher die finstern Grüfte des Todes zu besuchen,
als sie dir rufte.

9.

Eigensinn zerstört Glück und Zufriedenheit.

Schönheit, Talente und keine Naturgabe kann unserm Glücke und unserer Zufriedenheit Festigkeit geben, wenn wir unsern Leidenschaften nicht gebieten können, oder vielmehr, wenn wir uns nicht so mächtig sind, daß wir bey jedem Vorfalle, in jedem Verhältnisse, und bey allen unsern Begehren und Verlangen, der Vernunft und Klugheit Gehör geben.

Es ist nichts leichter, als die Handlungen unserer Nebenmenschen zu kritisiren und den Punkt aufzufinden, wo sie von den Regeln der Vernunft und Klugheit abgewichen sind; schwerer ist's, bey unsern Neigungen, Aufwallungen und Leidenschaften so viel kaltblütige Geseztheit zu behalten, und Vernunft und Klugheit um Rath zu fragen. Das Gefühl des Selbstvermögens und des

Selbstwollens, wozu sich meistens Selbstschätzung gesellet, überrascht die liebe, weise Vernunft so oft und unvermuthet, daß die Handlung schon vollbracht ist, ehe sie auf Rath denken kann. Es ist ganz leicht gesagt: man muß sich nicht überraschen lassen; aber eben so schwer auszuführen, und unsere Pädagogen werden wohl noch ein schön Stückchen Arbeit bekommen, ehe sie die Geheimnisse auffinden, den Menschen so zu bilden, daß seine Vernunft nie überrascht wird.

Es ist unstreitig die Quelle manches Elendes und manches Unglücks, und findet sich nicht nur bey so genannten ungebildeten, sondern auch gebildeten Menschen. Die Vernunft besizt zu viel Pflegma und befolgt den Grundsaz: alles mit Bedacht und Gefühl; Leidenschaft — oder drückt es vielleicht ein Wort aus? — der sinnliche Mensch ist rasch und flüchtig wie die Gedanken selbst, und daher kommt die gute Vernunft immer erst hintennach.

Am meisten aber versündigen sich an der kalten Vernunft jene flüchtigen, reizbaren und eigenliebigen Temperamente, die durch

eine Sylbe, wohl durch eine gleichgültige Mine in Zorn und Eifer gebracht werden können; diese beunruhigen ihr Leben ohne Ursache, und stürzen sich nicht selten in Unglück, das durch keine menschliche Macht abgeändert werden kann. Und dies der Fall bey der gegenwärtigen Erzählung.

Henriette war der Liebling ihres Vaters, und seine Nachsicht unterhielt und bestärkte ihr auffahrendes, jähzorniges Wesen und ihre eigensinnige Beharrlichkeit, die sie schon als kleines Mädchen äußerte. Er hatte seine Freude, wenn er das liebe Jetchen sich erboßen sahe, und nicht selten gab er selbst Gelegenheit dazu, um sie böse zu sehen. Was sie wünschte, ward ihr gewährt; aber meistens vorher abgeschlagen, um sie mit den Füßen stampfen zu sehen, und das Geschrieene: ich will nu aber! zu hören. Unsere Henriette lernte also als kleines Mädchen über alles leicht böse seyn, eigensinnig auf ihrem Willen beharren, und mit Toben und Schreien auf die Erfüllung zu dringen; und sie verlernte es nicht, wie sie auch älter wurde; sie blieb auffahrend, jähzornig und eigensinnig.

Henriettens Vater war nichts weniger als reich, und eben so wenig war er ein Mann von Stande. Er besaß unweit H.. ein kleines Gut, oder vielmehr eine Melkerey, und brachte täglich die Milch und andere Produkte seines Gütchens nach H.. Er war aber in der Menschenklasse, zu der er gehörte, einer der Aufgeklärtesten, und glaubte vorzüglich, daß er auf seine Kinder so viel wenden müsse, als er nach seinen Umständen könnte, und daher hielt er seinen Kindern einen Hauslehrer. Und wie sich nachher seine Henriette so sehr auszeichnete, sowohl an körperlicher Schönheit als an Geistesfähigkeit, und die ältern Geschwister keinen Lehrer mehr nöthig hatten, so wandte er alles auf seinen Liebling, und die Tochter eines Meiers, die oft Milch oder Obst, oder sonst etwas, in vornehmere Häuser in H.. zum Verkauf trug, lernte Französisch, Musik, und las die modigsten Schriften.

Wie der Alte darauf verfallen konnte, möchte man fragen? Vielleicht, weil er sahe, daß die schönen Töchter in den vornehmern und minder vornehmern Häusern in

H.. auch das lernten; oder war's auch blos die Grille, sich darinnen von den andern Gutsbesitzern der Gegend auszuzeichnen. Kurz, die schöne Bäuerin trug Milch nach der Stadt, sang eine französische Opernarie unterwegens, und wußte jeden, wer sich mit ihr einließ, auf die reizendste Art zu unterhalten.

Geschäfte wegen hielt sich der Graf von Garbek aus B.. in H.. auf. Durch's Fenster sieht er das reizende Landmädchen mit Obst in den Gasthof kommen, wo er logirte, und sein Bedienter muß sie auf's Zimmer rufen. Henriette trat vor ihn mit ihrem Obstkörbchen und fragte, was zu seinem Befehl stehe?

Der gute Graf gerieth bey dem Anblick der überaus schönen Henriette, über ihren Anstand und über Art und Ausdruck, wie sie seine Fragen beantwortete, in Erstaunen. Er fragte endlich nach der Wohnung ihres Vaters, und hätt' es gewiß vergessen, ihr Obst abzukaufen, wenn sie ihn nicht daran erinnert hätte. Er kaufte und entließ sie mit der Versicherung, daß er sie mit nächstem besuchen würde.

Hen-

Henriette erkundigte sich im Gasthofe nach dem Namen des Herrn, der sie hätte auf's Zimmer rufen lassen, und erzählte unterwegens ihrem Vater mit Lachen und Scherzen die unzusammenhängenden und immer wiederholten Fragen des Grafen und meynte: er müsse wohl ein schlechtes Gedächtniß haben, oder es müsse überhaupt nicht so ganz richtig seyn, besonders, da er am Ende sogar vergeßen gehabt hätte, warum er sie rufen lassen, unerachtet der Obstkorb doch vor ihm gestanden hätte.

Der Graf konnte Henrietten nicht vergessen; er gieng einmal um das andere an das Fenster, durch welches er sie zuerst erblickt hatte, und trat unzufrieden zurück daß er sie nicht wieder sahe. Er musterte alle Damen seiner Bekanntschaft, stellte sie mit dem reizenden Landmädchen in Vergleichung, und alle verlohren gegen sie.

Nach langer Ueberlegung war endlich der Schluß gefaßt:

„Ich will! — es steht bey mir, und meine Zufriedenheit hängt blos von mir ab; nichts kann mir Hindernisse in den Weg legen, da ich allein über mich

dis-

disponiren kann. Sie sey mein! — ich will noch heute hinfahren, und mich ganz in der Nähe — will sie prüfen! — Sonderbar, daß ein Bauernmädchen auf einen Mann von meinem Stande so einen Eindruck machen kann! Keine Dame war dies noch vermögend! — es ist Wirkung der reinen, ungekünstelten, unverfälschten Natur. — Noch heute will ich sie wiedersehen, mit aller Kaltblütigkeit untersuchen, und hat mich nicht blos die Neuheit des Anblicks getäuscht, so sey sie mein!“

Ein Graf und ein Landmädchen, das Obst in der Stadt feil trägt? Er wird doch die nicht ehelichen? das wäre wohl eine verzweifelte Mesalliance! Ein Graf und die Tochter eines Milchmeiers sind freilich zwey Stände, die unzählig viel Mittelstuffen haben, und die Vereinigung derselben ist ein Sprung, der eben so allgewöhnlich nicht zu sehen ist. Auch fühlte der Graf den Abstand und den Werth seines Standes ganz wohl, und wunderte sich daher auch, wie ein Bauernmädchen solchen Eindruck auf einen Mann von seinem Stande machen könn-

könnte, und daher wollte er ja auch mit aller Kaltblütigkeit vorher untersuchen: ob nicht etwa die Erscheinung, an einem Landmädchen so viel Schönheit, Anstand und Talent zu finden, bloßes Blendwerk wäre? Freilich scheint der etwas geschwinde Entschluß: find ich's so, so sey sie mein! eben nicht Kaltblütigkeit zu verrathen, besonders da die Sache so einen wichtigen Punkt betrifft; allein wem, der nur mäßige Kenntniß des menschlichen Herzens besitzt, kann das neu seyn: daß der Mensch fast jederzeit, wenn er sich vornimmt kaltblütig zu seyn, es am wenigsten ist; und besonders, wenn es das Kapitel von der Liebe betrifft, und wir durch äußere Verhältniße nicht gehindert werden, nach unserer Neigung zu handeln.

Der Graf Sarbek eilte mit seinem Mittagsmahle, und war sehr verdrüßlich, als noch etwas vorfiel, das seine Abfahrt noch um eine Stunde verzögerte. Wie er endlich in den Wagen kam, so bemerkte er, daß seine Pferde zu alt wären, weil er gar nicht von der Stelle käme, unerachtet der Kutscher so treiben und die armen willigen Thiere so

anstrengen mußte, daß sie vielleicht noch nie, so lange sie dem Herrn Grafen zu dienen die Ehre gehabt hatten, so stark gelaufen waren. Ein neuer Beweis, wie aufgelegt der Herr Graf zu kaltblütiger Beobachtung waren.

Der Herr Graf kam an, und Henriettens Vater bewillkommte ihn auf eine recht treuherzige Art. Die Gegend zu besehen und nach der Art hier zu Lande Wirthschaft zu führen, sich zu erkundigen, gab er als Ursache seiner Anherokunft an, und der Alte führte ihn aus Stall in Stall, in Scheuern und auf Böden, und sprach über alles als ein erfahrner Landwirth. Der Graf hatte vielleicht in seinem Leben nie so viel Gründliches und Gutes davon gehört, weil er sich nie darum bekümmert hatte; er hatte vielleicht auch nie sonderlichen Gefallen daran gefunden, am allerwenigsten fand er jezt Geschmack daran, und hatte große Mühe, seine Ungeduld zurück zu halten.

Schwerlich muthmaßte der Alte seine eigentliche Absicht, und doch hätte man es glauben sollen, weil er überall Anlaß nahm, seinen vornehmen Gast zu unterhalten.

Allein es war sein so genanntes Steckenpferd; er war nicht blos pracktischer Wirthschafter, sondern er hatte auch die vorzüglichsten ökonomischen Schriften gelesen, und besaß sie zum Theil selbst; er hatte auch manche Versuche angestellt, und weil der Herr Graf der Landwirthschaft wegen hieher gekommen seyn wollte, so machte er sich eine Ehre daraus, ihm seine Kenntnisse und Erfahrungen mitzutheilen, und daher seine Redseeligkeit.

Endlich kamen sie auch in das Wohnhaus, wohin der Graf so eilte, daß ihm der Alte kaum folgen konnte. Er traf Henrietten beschäftiget, und fand die Art, wie sie ihn bewillkommte, außerordentlich reizend. Er forderte Milch, und begleitete sie, um auch die Milchkeller zu besehen. Er ließ sich von Henrietten in den Garten führen, unterhielt sich mit ihr von mancherley Dingen, sprach mit ihr französisch, hörte ihrem Klavierspielen zu, überzeugte sich von Augenblick zu Augenblick mehr, daß sie in allem Betracht ein außerordentliches Frauenzimmer sey, und erklärte ihr zulezt förmlich seine Liebe.

Hen-

Henriette hatte von ihrem fleißigen Lesen auch den Vortheil, daß sie verstand, wie gewöhnlich die Liebeserklärung eines großen Herrn einem geringen Mädchen zu deuten sey, und antwortete mit der größten Bescheidenheit. Der Graf ward bezaubert, suchte ihren Vater auf, und hielt bey ihm um die schöne Henriette an. Der erstaunte Alte wußte nicht was er antworten sollte. So ernsthaft auch der Graf sprach, so konnt' er es doch nicht für Ernst halten, so sehr die Eigenliebe auch für den Werth seiner schönen Tochter sprach, weil der Abstand zwischen ihr und dem Grafen zu groß war. Oder — sollte er vielleicht blos auf Mätressenschaft antragen? oder sollt' er wohl gar nichts weniger als ein Graf seyn? Der Alte hielt zweifelhaftes Stillschweigen, bis der Graf seinen Antrag wiederhohlte und um Erklärung bat.

„Die Erklärung wäre leicht," erwiederte der Alte, „wenn die Sache nicht so wie aus den Wolken gefallen wäre. Kämen Sie, Herr Graf, zu mir und wollten von meinem Getraide oder von meinem Vieh kaufen, so ergäbe sich die Antwort aus der Frage

und es wäre mir ganz gleichgültig: ob ich Sie kenne oder nicht; ob Sie wirklicher Graf wären oder nicht; und was Sie mit meinem Vieh oder Getraide anfangen wollten; aber so ist die Rede von meiner Tochter, und da ergiebt es sich von selbst, daß die Erklärung so leicht nicht seyn kann."

Der Graf schien etwas ungehalten, daß der Alte seinen Stand zu bezweifeln schien; denn er mochte vielleicht glauben, wie viele Leute von gewißem Stande und Würden, daß der ganzen Welt ihr berühmter Name und ihre Verdienste bekannt seyn müsten. Er erklärte sich also mit aller Bündigkeit über diesen Punkt, und überzeugte auch den Alten glücklich. Die übrigen Bedenklichkeiten waren alsdenn alle gehoben, so bald sich der Graf ganz deutlich erklärt hatte, daß Henriette seine rechtmäßige Gemahlin seyn sollte. Daß übrigens Henriette bey so ernsthafter Sache keine Bedenklichkeiten hatte, werden meine Leser leicht glauben; sie wagte mit allem Muth den Ehrensprung vom Landmädchen zur gnädigen Frau Gräfin.

Weil der Graf seine Geschäfte in H.. noch nicht beendiget hatte, so wurde ein stan-

desmäßiges Zimmer für Henrietten gemiethet, sie erhielt Bedienung und alles ward auf das schleunigste betrieben, die Einkleidung der künftigen Gräfin zu beendigen. Der Alte vergoß Freudenthränen die Menge, wie er in seiner Tochter die große Dame sahe, und wenn zu große Freude das Leben des Menschen verkürzen kann, so war es gewiß hier der Fall, denn er starb bald nachher.

Nach geendigten Geschäften ging der Graf mit Henrietten auf seine Güter, wo die Trauung mit größtem Pompe vollzogen wurde, und von da gingen sie nach B.., der Residenz des Landes. Unsere Gräfin von Sarbek spielte ihre Person ganz vortreflich; sie erwarb sich durch ihr Betragen und ihre besondere Schönheit den Beifall und die Achtung von jedermann, und sogar die Fürstin zeichnete sie aus. Sie war achtzehn Jahr alt und also in der schönsten Blüte ihrer Jugend. Sie war schön gewachsen; etwas mehr als Mittelgröße; Hände und Füße waren außerordentlich niedlich; ihr Busen war schwanenweiß und gewölbt; kein Knorpel ragte am rundgeebneten Halse

her-

hervor; die Wangen glichen eben aufgebrochnen Rosen; das Kinn war rund; zwischen den leicht aufgeschwollnen Korallenlippen lauschte bey lieblichem Lächeln eine Reihe Perlenzähne vor; die dunkelblauen großen Augen bekränzte mit halben Zirkeln die schönsten dunkelbraunen Augbraunen; ihre Nase war leicht gebogen und ihre schöne weiße Stirne umschattete braunes Haar.

Gewiß verdiente ihre Figur den Beifall, den man ihr zollte; allein dies war Geschenk der Natur, die kleine Mädchen, unter dem Strohdache gebohren, mit eben so großen Reizen beschenkt, als die in den Palästen, nur daß dort Erziehung meistens vernachläßiget, was sie hier unterstüzt und aufhilft. Mehr zu bewundern aber war ihr sittliches Benehmen, da sie auf dem Lande aufgewachsen war, und Stadtsitte nie näher, als wenn sie Obst in vornehmere Häuser brachte, gesehen hatte, daß sie sich jezt in die höhere Sphäre des Umgangs so gut zu finden wußte und allgemeinen Beifall erwarb.

Henriette wird also meinen Lesern ganz glücklich scheinen, und vielleicht wäre sie es

auch gewesen, wenn sie der Graf nicht zu sehr geliebt hätte, und sie nur etwas ihren Eigensinn und Jähzorn hätte unterdrücken können; allein so war es das Gegentheil. Vielleicht, — hätte sie minder allgemeinen Beifall gefunden, — würde sie eher die freundschaftlichen Erinnerungen ihres Grafen mit Dank angehört haben; allein, so fand ihre Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit Nahrung, und sie schrieb, alles was er sagte, der Tadelsüchtigkeit zu; hielt alles für Anspielung auf ihre Abkunft, gerieth jedesmal in Hitze, begegnete dem guten Grafen ziemlich unsanft, und handelte nun gewiß gegen seinen Wunsch. Daß der Graf nicht den Gleichgültigen dabey spielen konnte, ist leicht zu glauben; er liebte Henrietten zu sehr, und es war seinem Herzen die bitterste Kränkung, daß sie es nicht erkennen wollte; daher denn mancherley sehr unangenehme Auftritte vorfielen, die sogar nach drey Jahren die förmliche Scheidung zu wege brachten.

Um aber in meiner Erzählung genau zu seyn, muß ich die erste Veranlassung berühren. Der Graf hatte ihr bald im Anfange lieb-

liebreiche Erinnerungen gemacht, daß sie sich gegen die Bedienung im Hause zu sehr herabließe, und besonders seinen Sekretair, Fulber, beßer behandelte, als es ihr gegenwärtiger Stand erlaubte. Henriette nahm diese Erinnerungen sehr übel, weil sie selbst einzusehen glaubte, wie sie sich zu betragen hätte, und änderte ihr Betragen nicht im geringsten. Den Graf kränkte die wenige Nachgebung seiner liebreichen Forderungen, er äußerte Empfindlichkeit, spannte dadurch den Eigensinn seiner Gemahlin noch höher, und bewog sie, den Sekretair immer artiger zu behandeln. Dies fachte endlich die Eifersucht des Grafen an; er beobachtete sie genau, kränkte sich, und bald folgten bittere Vorwürfe. Henriette fand die sehr ungerecht, erwiederte sie mit der größten Heftigkeit, und suchte Rache darinnen, daß sie ihm Anlaß zum Argwohne gab, und sich freute, wenn sie bemerkte, daß sein ganzes Wesen von Aerger und Gram erschüttert wurde. Der Sekretair ward endlich seines Dienstes entlassen, allein, dem ungeachtet ward das Misvergnügen der Ehe nicht gehoben, im Gegentheil vermehrt, und nach den unangenehmsten Auftritten, die man sich

nur in einer üblen Ehe denken kann, da Henriette auf ihrem Starrsinn beharrte, wurde zur Ehescheidung geschritten.

Der Graf handelte großmüthig; er betheuerte ihr noch kurz vorher, wie sehr er sie liebe und wie sehnlich er wünsche, sich zu versöhnen, wenn sie nur von ihrem Jähzorn und Eigensinn abgehen wollte; allein Henriette beharrte auf ihrem Starrsinn, beschuldigte ihn allerley Ungerechtigkeit, und fand sich unschuldig und in ihm den beleidigenden Theil. „Nun dann," sagte der Graf, „wenn Du mich durchaus verkennen willst, so bin ich es meiner Ruhe, meiner Gesundheit und meinen Kindern schuldig, daß wir uns scheiden."

Der Graf zahlte ihr darauf noch eine Summe Geldes, sorgte für seine zwey Kinder, die er mit ihr in den drey Jahren gezeugt hatte, und trennte sich von ihr nach aller Form des Rechtens.

Henriette wußte ganz wohl, wie theuer den Grafen dieser Schritt zu stehen kam, sie war überzeugt, daß er sie liebe, und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, nachzugeben. Noch mehr, um den Grafen recht

zu kränken, so heurathete sie den Sekretair Fulber. Dieser Schritt, der wohl den höchsten Grad des weiblichen Starrsinns verräth, und auf jeden Fall ihrem scharfen Verstand Schande macht, daß sie so sehr von ihrer Leidenschaft abhing, bekümmerte den Grafen wirklich so sehr, daß er B.. verließ und auf seine Güter ging.

Man möchte jezt dem Verdacht des Grafen beifallen, und auf vorherige Vertraulichkeit mit Fulbern schließen, und doch war er wirklich ungegründet, und blos der unvernünftige Starrsinn verleitete sie, den unüberdachten Schritt zu thun, um sich, ihrer Meynung nach, an dem Grafen zu rächen.

Vorher eine Gräfin und jezt eine Schreibersfrau! es konnte unmöglich anders seyn, als daß sie den Abstand nur zu bald fühlen mußte, und nun mußte es der gute Fulber entgelten und für seine Thorheit büßen, daß er sich es beifallen ließ, sich mit einer Gräfin zu verbinden, die ihm zwar die Hauptveranlassung dazu gab. Kein gutes Wort, keine freundliche Mine fiel bey dem lieben Ehepaare vor, und endlich, um sich der

Last der abermals unglücklichen Ehe zu entledigen, ließ sie sich auch jezt wieder scheiden, und schwur dem ganzen männlichen Geschlechte ewigen Haß, als ob dieses an ihrem Unglücke Schuld wäre.

Ich habe oben gesagt, daß Henriette sogar sich den Beifall der Fürstin erwarb. Sie erinnerte sich jezt des ehemaligen gnädigen Wohlwollens, entdeckte ihr ihre gegenwärtige Lage, und ward wirklich bald nachher Kammerdame bey derselben. Die Fürstin fand Gefallen an ihr, behandelte sie mit vieler Herablassung, und Henriette hatte keine Ursache, nach ihrem Verhältnisse, mit ihrem Glücke unzufrieden zu seyn. Einige Zeit ging auch alles recht gut, sie fand sich von jedermann geehrt, von denen, die mit ihr näher umgingen, geliebt, und von ihrer Gebieterin vorgezogen. Man gab im Anfange ihren Launen nach, weil sie neu war und in Gnaden stand; und nun mochte die gute Henriette glauben, das würde immer so seyn; auch mochte sie wohl bisweilen ihre Forderungen höher spannen wollen; allein alles das änderte sich, wie sie eingewohnt war, und nicht mehr als neu-

neuangekommener Fremdling betrachtet wurde.

Die Bedienung bey Hofe sey so groß oder so klein sie wolle, hat sie vorzüglich gnädigen Fürstenblick, so folgt ihr der Neid auf dem Fuße nach, und in Heucheley und Schmeicheley gekleidet, harrt er nur auf den Moment, daß die Wärme der gnädigen Blicke erkaltet, und er nimmt nach und nach seine wahre Gestalt an und befördert den Sturz.

Kaum war also auch hier die Bemerkung gemacht, daß die Fürstin etwas nachließ, Henrietten so vorzüglich zu behandeln, so war man auch nicht mehr so nachgebend und gefällig. Henriette merkte das bald, und sogleich erwachte auch ihr jähzorniges und eigensinniges Temperament wieder und gab zu manchem Zwiste, und bald zu harten Uneinigkeiten, Anlaß.

Man war sehr sorgsam darauf bedacht, die Fürstin damit zu unterhalten; und zwar anfänglich, daß man Henrietten immer vertheidigte, bis man merkte, daß man es wagen konnte, ihr manches so ganz zweideutig zu Schulden kommen zu lassen, und

so stieg man nach und nach, bis sie durchaus der schuldige Theil seyn mußte. Henriette dachte an nichts weniger, als an diese Ursache und die Art, wie die Gnade der Fürstin von ihr abgewendet worden sey. Sie fand sich gedemüthiget, ward verdrüßlich, und suchte überall Gelegenheit, ihren Mismuth auszulassen, und verscherzte dadurch, ohne ihr Wissen, die Gnade ihrer hohen Gebieterin ganz. Die gleichgültige Behandlung der Fürstin und die Schadenfreude, die sie auf allen Gesichtern zu bemerken glaubte, sezten ihr Gemüth in solche Unruhe, daß sie sich nur selten so bewußt war, etwas mit Ueberlegung zu thun. Und diesem Zustande müssen wir es zuschreiben, daß sie endlich ohne alle Rücksicht sogar der Fürstin mit aller ihrer gewöhnlichen Heftigkeit widersprach. Die gewisse Folge davon war, daß sie ihre Dimission erhielt.

Henriette klagte über ihr Unglück, über Feinde und Verfolger, dachte aber nicht daran, daß die Hauptursache in ihr selbst läge. Es ist des Menschen Weise so, alles außer sich zu suchen und sich zum leiden-

den Theil zu machen; und hat er von Kindheit an unter dem Zepter einer Leidenschaft gestanden, so wird es ihm immer schwer, wo nicht unmöglich fallen, sich zu überzeugen, daß ihn seine Leidenschaft unglücklich macht, weil er ihre Forderungen gewohnt ist für rechtmäßig zu halten; und sie durchaus selbst nicht so genau kennt, oder wohl gar nicht kennen lernen kann, weil sie ihm angebohren und seiner Existenz unentbehrlich scheint. Sagen: das ist thörigt, wider Vernunft gehandelt! ist ganz leicht; allein nicht thörigt! und mit Vernunft handeln, wenn Leidenschaft im Spiele ist, möchte wohl in weniger Menschen Gewalt seyn, so weise und vernünftig sie auch bey kaltem Blute seyn mögen.

Jezt verlohr sich Henriettens Heiterkeit immer mehr; sie war oft verdrüßlich und fand an jeder Kleinigkeit Anlaß sich zu ärgern. Die ehemalige liebenswürdige Gefälligkeit, die sonst ihren Umgang so angenehm machte, verlohr sich nach und nach, und ein unzufriednes, mürrisches, tadelsüchtiges Wesen machte sie immer mehr unleidlich.

Indessen fand sie doch wieder Gelegenheit, ruhig und vergnügt zu leben, wenn sie nur vermögend gewesen wäre, ihrem Temperament Schranken zu setzen. Sie ward Gesellschaftsdame bey der Gemahlin des ... Gesandten, und genoß ungemein viele Vorzüge. Indessen mochte diese Stelle vermuthlich ihrer Eitelkeit nicht Genüge leisten, denn sie bekam oft sehr üble Launen, denen sie entgegen zu arbeiten nicht verstand, oder wohl auch nach gewöhnlicher Art solcher Temperamente, nicht wollte. Denn dem leidenschaftlichen Eigensinn ist Mismuth so unentbehrlich, daß er Anlaß dazu sucht, wenn er keinen hat. Henriette hatte also noch kein volles Jahr die Station einer Gesellschaftsdame bekleidet, als man ihrer Gesellschaft schon ganz überdrüßig war, und nur auf Gelegenheit wartete, sie auf gute Art mit gegründetem Vorwande zu entlassen. Das Kammermädchen merkte kaum, daß Henriette bey ihrer gnädigen Herrschaft nicht mehr so hoch am Brete wäre, wie ehemals, als sie ihr auch sogleich ihre bisherige Unterwürfigkeit und Gefälligkeit entzog, die sie ihr, in Rücksicht ihrer Herrschaft, bezeigen müssen, und vielleicht auch

gern

gern bezeigt hätte, wenn Henriettens Eigensinn nicht beständig etwas zu tadeln gefunden und sie bisweilen mehr als die gnädige Frau selbst in Bewegung gesezt hätte.

Henriettens Stolz fand sich bey dem Widerspruche und der Widersetzlichkeit des Kammermädchens entsetzlich beleidiget. Sie beschwerte sich in Gegenwart derselben bey der gnädigen Frau, und wie sich das Mädchen vertheidigte, überwältigte sie der Zorn so, daß sie es ohne Rücksicht in's Gesichte schlug. Die Handlung des Jähzorns ward denn natürlich sehr ungnädig genommen, und als Hintansetzung der schuldigen Ehrerbietung angesehen, die hinlängliche Ursache war, ihr ihre Entlassung sogleich anzukündigen. Henriette war außer sich vor Zorn; sie stand starr wie eine Bildsäule, daß sie auf solche Weise unter das Kammermädchen erniedriget werden sollte, und wahrscheinlich würde sie sich noch mehr vergangen haben, wenn man sie nicht allein gelassen hätte.

Henriette war also wieder sich selbst und ihrem Mismuthe überlassen. Indessen fügte es sich doch bald wieder, daß sie dem

Herrn

Herrn von Z.. als Gouvernante für seine Familie vorgeschlagen wurde. Sie nahm es auch an; allein mit welchem Erfolge können meine Leser selbst urtheilen, da ihr Gemüthskarakter zu diesem Geschäfte ganz und gar nicht passend war. Nicht als ob es keine jähzornige, eigensinnige und mürrische Gouvernanten geben dürfte? da würde wohl die Erfahrung dagegen seyn, denn leider findet man hin und wieder Gouvernanten, die vielleicht der Himmel im Zorne dazu bestimmte und eine Familie zu strafen sandte; sondern weil der Herr von Z.. ein sehr religiöser Mann war, wider gewöhnliche Sitte des Standes sich um die Erziehung seiner Kinder selbst bekümmerte, und also bald einsahe, daß Henriette die Person nicht sey, die er gesucht hatte.

Die abermalige Entlassung wirkte sehr stark auf Henriettens Gemüth, und versezte sie in tiefe Schwermuth. Sie war jezt in ihren schönsten Jahren, denn erst hatte sie ihr sechs und zwanzigstes zurückgelegt; allein sie verging bis zum Schatten von dem, was sie gewesen war. Der Mismuth ihrer Seele zernagte den Körper, sie ward

schwach

schwach und kränklich, und flößte jedem Mitleiden ein, der sie jezt sprach. Sie nahm ihre Zuflucht zu den Aerzten, allein die nagende Schwermuth zu heben, stand nicht in ihrem Vermögen, und so blieb ihr Körper schwächlich, und dabey sahe sie sich nach zwey Jahren in die dürftigsten Umstände versezt, welches ihre Gemüthskrankheit noch vermehrte.

Bisweilen, wenn sie die Bürde des Elendes zu sehr drückte, dachte sie an den Grafen, allein sich an ihn zu wenden, unerachtet sie von seiner Willfährigkeit, ihr beizustehen, überzeugt war, war ihr ein so unausstehlicher Gedanke, der sie jedesmal erschütterte, wenn er sich ihr wider Willen aufdrang. Und so blieb sie der Raub ihres Eigensinns auch noch im drückendsten Elende.

Die Fürstin erfuhr ihre schreckliche Lage, als es an dem war, daß sie zu schmachten anfing, und durch ihre Vermittelung ward sie in ein Krankenhaus gebracht, wo sie Wartung und Unterhalt bekam, und Erleichterung ihres jämmerlichen Schicksals fand.

Auch der Graf erfuhr das Elend seiner ehemals geliebten Henriette; er ward auf's äußerste gerührt und machte sich sogleich auf, um sie zu retten. Wie er aber in B.. ankam und Erkundigung einzog, so erfuhr er, daß in dem Sarge, der ihm im Thore begegnet war, seine Henriette auf den Gottesacker getragen worden war. Voller Betrübniß eilte er sogleich wieder nach Hause und verdammte seine Eifersucht, die die Veranlassung zur Trennung gegeben hatte.

10.

Die gerettete Familie.

Wenn oft der Menschen Schicksale schwachen, sterblichen Augen so verworren scheinen, daß selbst der Fromme Mühe hat, am Leitfaden der allgemeinen Vorsehung aus dem Labyrinth sich herauszufinden, so ist es süß und beruhigend, bisweilen Ein Schicksal den Augen so nahe gerückt zu sehen, daß auch ein Blödsichtiger fast Schritt vor Schritt bemerken kann: da ist der Finger Gottes.

Ein armer, aber geschickter, Candidat wurde bey einigen einsamen Hütten zum Prediger bestellt; weniger zur wirklichen Versorgung, als zur Probe, um bey der ersten Vakanz besser versorgt zu werden. Zwar war's ihm nicht untersagt, zu heirathen; allein, seine ganze Lage mußte ihm, wenn er Verstand hatte, davon abrathen; indem seine sämtliche Einkünfte sich höch-

stens auf funfzig Thaler jährlich beliefen und er, so lange er unverheirathet war, — aber auch nicht länger — den Vortheil hatte, bey seinen Pfarrkindern nach der Reihe zu speisen. — Gut und richtig genug; wenn nur die Forderungen des Herzens sich stets nach der Geldeinnahme richteten! Allein was vermögen alle Vorschriften der kalten Vernunft gegen der Natur übertäubende Stimme? Meldet sich darum der Hunger weniger, weil man noch nicht sein eigen Feuer und Heerd hat, oder weil's noch nicht zwölfe geschlagen? — Und du, im Ueberfluß, bis zum Ekel Gesättigter! hast du das Herz, dem Armen zuzurufen: Warum mußt' er auch schon essen? Konnte er nicht noch länger hungern? — Wie wenn deiner für alles, was du zu viel genossen, — wenn du gleich vor Tische gebetet — zu viel gegessen, getrunken, geliebet u. s. w. Rechenschaft wartete? Wie leicht würde da der Dürftige wegen Eines Frühstücks sich rechtfertigen, obgleich er, aus Begierde, das Tischgebet vergessen? —

Unser junger Mann erhielt, weil kein Pfarrhaus da war, seine Wohnung bey einem

nem der Einwohner. Dieser hatte zwo erwachsene Töchter, darum nicht minder schön, weil sie in diesem armen Winkel der Erde das Tageslicht erblickt, und unverderbt, wie sie aus den Händen der Mutter Natur gekommen. Er in den Jahren, wo gewisse Begierden sich am stärksten regen und Befriedigung fordern, konnte der einen unschuldigen, und eben darum desto verführerischen, Reizen nicht widerstehen; und sie, aus gleichem Grunde, vielleicht auch, ohne daß sie's merkte, aus kleiner Eitelkeit: weil's ein Herr Pfarrer war; konnte ihm ihre Gegenliebe nicht versagen. Sie verliebten sich also von ganzem Herzen, und verirrten sich endlich im Liebestaumel so weit, daß das gute Mädchen ihn nach einiger Zeit mit einem niedlichen Knaben — ich weiß nicht, ob mehr erfreute, oder betrübte.

Ein so schrecklicher Vorfall hatte diese unschuldigen Hütten vielleicht seit ihrer Entstehung noch nie beflecket. Und kein Wunder, da jeder, sobald sein Herz es verlangte, heirathete; weil seine Hände zur Versorgung eines Weibes und Kinder hinreichten,

und nicht auf eine, oder eine bessere Bedienung warten durfte. Die ehrlichen Leute erstaunten also über diese Begebenheit, wie über die Erscheinung eines Cometen, welcher der sündigen Erde mit Krieg und andern Landplagen droht. Auch machten sie sich sogleich in corpore auf, diesen Greuel dem Consistorio anzuzeigen.

Das Wenigste, was nach den Gesetzen auf unsere Liebenden wartete, war Kirchenbuße und Gefängniß, und für ihn noch besonders Absetzung vom Dienst, und die Gewißheit, nie eine andere Bedienung im Lande zu erhalten. — Hätte er nach der neuen Modemoral vieler von denen, die man Männer von Verstand und Welt nennet, handeln wollen, so hätte er sich über den zu ergreifenden Entschluß nicht lange bedenken dürfen. Er hätte, gleich vom Anfang seiner Liebe, durch die zärtlichsten Liebkosungen, durch die redlichscheinenden Versprechungen, durch die schrecklichsten Schwüre, jedes zärtliche Gefühl der armen Unschuldigen erregen, jede ihrer Bedenklichkeiten heben, jeden ihrer Zweifel zu Boden schlagen; — und, wenn er denn über ihre

Unschuld gesieget, mit satanischem Hohngelächter ihrer spottend, im Abgrunde des Elends sie trostlos verlassen müssen. Allein, als der verworfensten Bösewichter einen, mit dem verglichen, der Teufel Erster ihm noch als ein Engel des Lichts erschienen wäre; als ein Ungeheuer, dessen bloße Gegenwart auch nicht das Angesicht eines Edlen beflecken müsse; hätte er einen solchen, — und wir denken, nach der Moral aller Edlen mit Recht — verabscheuet. Nur durch sich, der ihr die Ehre geraubt, hielt er dafür, könne er sie ihr wiedergeben. Sein Entschluß stand also fest: sie zu heirathen. — „Aber wovon sie ernähren, wenn er seinen Dienst verlor?" — O mein Freund! dem Unedlen fehlts nie an Entschuldigung, und der Edle hat stets Hülfsmittel genug. War er nicht jung und gesund? hatte er nicht zween Arme, durch Arbeit und Fleiß, wie so viele ehrliche Leute, sich und ihre Familie zu ernähren? — „Aber sich bis zu diesem gemeinen Stand erniedrigen, und sein Glück, das er in andern Ländern noch hätte machen können, muthwillig verscherzen?" — So, meine Freunde? Erniedrigen? —

Und hatte er sich etwa nicht erniedriget, da er einem armen, gemeinen Mädchen ihre Ehre, ihr einziges Gut auf dieser Welt, raubte? Bleibt Diebstahl nicht Diebstahl, man mag geprägtes Gold, oder Gold in Stangen stehlen? Und sollt' er dadurch, daß er den Diebstahl nicht ersezte, da es in seiner Macht war, sich auch noch bis zum Bösewicht erniedrigen? Oder war er als Ackersmann, mit dem Bewußtseyn: daß er rechtschaffen gehandelt, und, — was über alles geht, — im Besitz seiner Geliebten, etwa nicht glücklicher, als wenn er dereinst Oberpfarrer, oder Consistorialrath, oder selbst Minister geworden wäre, und unaufhörlich sich hätte vorsagen müssen: Du bist ein Nichtswürdiger? —

Nicht allein hierzu aber hielt er sich verbunden. Er war Prediger. Sollte also vielweniger Mensch seyn, als andere. Was bey andern unrecht war, war's bey ihm doppelt, weil, zum Muster vorgestellt, sein Beispiel im Bösen doppelt schadete. Er glaubte also, er müsse das Beispiel von Reue, das andere, durch die Gesetze gezwungen, gaben, freiwillig geben. Zum

Glück war der Befehl, der ihn von seines Amtes Verwaltung suspendiren sollte, noch nicht angelangt. Er hielt also am folgenden Sonntage eine Predigt über die wahre Buße. War die Ausführung dieses Thema, weil jedes Wort aus dem Herzen des Redners kam, seinen Zuhörern schon rührend, so brachte sie der Schluß vollends aus aller Fassung. Er klagte sich darin selbst wegen seines Vergehen an, bat Gott und seine liebe Gemeine deshalb um Vergebung, und versicherte, wenn er ihnen ein Aergerniß gegeben, er ihnen mit Gottes Beistand in Zukunft auch ein Beispiel von Besserung geben werde. — Nach dem Gottesdienst wurd' er mit seiner Geliebten getraut.

Die guten Leute, durch Worte und That bis zu den heißesten Thränen gerührt, machen sich sogleich wieder auf zum Consistorio. — „Man solle ihnen ihren Prediger lassen: sie verlangen keinen bessern. Habe er ihnen ein Aergerniß gegeben, so habe er ihnen auch Beyspiel zum Guten gegeben: und das thun wohl viele andere nicht.“ — Das Consistorium, das ohnedem wünsch-

te, diese Sache zu unterdrücken — und welchem Richter, nur vom geringsten Gefühl, sollt's nicht lieb seyn, wenn's ihm möglich gemacht wird, nicht zu strafen — willigte in ihr Begehren sehr gerne. Man ließ ihm also den Dienst; seinen Namen aber schrieb man in's Buch der Vergessenheit, als eines Menschen, der weiter keine Reflektion verdiene.

Von seinen geringen Einkünften, und dem, womit die armen Leute des Orts ihn einige Zeit unterstüzten, und unterstützen konnten, lebte er mit seiner täglich liebenswürdigern Gattin einige Jahre zufrieden. Allein seine aus fünf Kindern bestehende Familie, und öftere Kosten der Krankheiten nöthigten ihn, auswärts Schulden zu machen. Diese beliefen sich endlich auf vierzig Thaler, eine für diese Armen so erstaunende Summe, daß sie, solche abzutragen, gar keine Möglichkeit sahen.

„Und viele Kinder, wenn man nichts für sie hat? Es ist unbegreiflich, wie Leute so in den Tag hinein leben können;" — wird hier vielleicht manche von den Frauen sagen, oder denken, die für zehen oder hundert Kin-

der

der Vermögen, und nicht Eins zu versorgen haben. — Ja, Madam, wie sie hören; wenig zu essen, und doch fünf Kinder. Oder meynen Sie etwa, wenn Sie sich nur an Opern, Redouten, und Comödien; Concerten, Gastereyen, und Carossen; Garderoben, Geldkasten, und wer weiß sonst was, laben; daß denn die Vorsehung immerhin dem Elenden auch noch das einzige rauben sollte, was ihm vielleicht noch Kraft giebt, unter der Last seines Jammers fortzuwanken, ohne zu erliegen? Zeigen Sie doch die Documente, die Sie, und nur Sie allein, zu des Lebens Freuden berechtigen? —

Das Elend unsrer Unglücklichen war auf's höchste gestiegen, als sie der Schulden halber gerichtlich belangt und binnen vier Wochen bey Vermeidung der Execution zu bezahlen, verurtheilet wurden. Ohn' ausserordentliche, und in diesem Jammerthal kaum, als von Gott, zu erwartende Hülfe, waren sie verlohren. Ihre ganze Haabseligkeit betrug kaum vierzig Thaler. — Die Frau, zärtlicher an Geist und Körper, brachte Mangel und fressender

Gram auf's Krankenbette und nahe dem Grabe, nunmehr dem einzigen Ruheort für sie, dem Ende aller Leiden. Auch der Mann wankte nur noch mit ungewissem Tritt unter des Jammers Bürde, mit immer schwächerm Vertrauen auf die Vorsehung und den Blick immer mehr mit Wolken der Verzweiflung umschwärzet. — Noch verzweifelt nur nicht, ihr Edlen! Noch ist ein Gott im Himmel! — — —

Es traf sich, daß der Generalsuperintendent, zu der in vorgeschriebenen Jahren im ganzen Lande zu haltenden Kirchenvisitation eben um diese Zeit auch hier eintraf. Er sah den Jammer, und gab, so viel er konnte. Dies war freylich etwas, aber nur ein Palliativ für den Augenblick, nicht hinreichend sie ganz dem Elende zu entreißen. Und mehr konnte er sogleich nicht geben, da er, einer der Besten seines Standes, stets einige Hundert unglückliche Familien im Lande hatte, unter welche er ohne Geräusch — wie Gott im Stillen wohlthuend — die Hälfte seiner jährlichen Einkünfte vertheilte. Doch war ihr Elend seiner Seele zu tief

eingeprägt, als daß er nicht hätte suchen sollen, sie ganz zu retten.

Gelegenheit hierzu fand er sogleich das erstemal, als er nach seiner Rückkunft bey Hofe erschien. Die fürstliche Familie verlangte Anekdoten von seiner Visitation. Er erzählte einige, und dann auch von unsern Elenden. Wie sie zwar von einer unerlaubten, aber doch immer der menschlichsten, Leidenschaft, in einer unglücklichen Minute übereilet worden; wie sie genug dafür gelitten; wie er an Ordnung und Fleiß in Geschäften, sie an ehelicher Liebe, und beyde an edler Ertragung ihrer Leiden, zum Muster dienen könnten; wie sie aber am folgenden Tage durch gerichtliche Pfändung vielleicht auf stets würden ruinirt werden. — „Die armen Leute!“ — sagte die mitleidige Fürstin — „Sammlen wir eine Collecte? Ich gebe zwey Louisd'or.“ — Die Prinzen und Prinzessinnen gaben eben so viel; Die gegenwärtigen Hofdamen halb so viel; und so hatte man die Summe von funfzehn Louisd'or. Diese wurden, auf Verlangen der Fürstin vom Generalsuperintendent sogleich durch einen ihrer Läufer abgesandt.

Es war ein Sonntag, der lezte Tag vor dem Zahlungstermin. Ein stürmischer Wintertag, voll Regen und Schnee, wie er seyn muß den Elenden der Verzweiflung immer näher zu bringen. Unser Prediger hatte nicht nur an seinem Orte, sondern auch in dem eine Meile weit entfernten Filial eines seiner Collegen den Gottesdienst verrichtet. Mit Anbruch der Nacht kam er nach Hause, von Arbeit und Reisen kraftlos, ohne den ganzen Tag noch das mindeste genossen zu haben. Er fand noch ein kleines Stück Brod, welches die Seinigen, so hungrig sie auch selbst waren, für ihn zur Erquickung aufgehoben hatten. Er gab vor, daß ihm nicht wohl sey, und er keinen Appetit habe, um ihnen dies Brod nicht zu rauben. Stillschweigend vertheilte es die Mutter den Kindern, und kehrte sich gegen die Wand, um sich an Thränen zu laben. Der Mann saß da, mit starrem zur Erde gehefteten Blick, vom Uebermaas der Leiden betäubt, fast gefühllos. — —

Indem pocht der Läufer, und, nach Art solcher Leute mit Ungestüm. Die Frau, das schon für die Execution haltend, thut einen

Schrey, und fällt in Ohnmacht. Der Mann ohne Sinn und Verstand, hin- und herlaufend, ihr zu helfen; der Kinder Gewühl und Klaggeschrey um ihre todte Mutter — —

Vielleicht bedarf der Leser eben so als der Verfasser, hier eine kleine Erhohlungspause. —

Der Läufer inzwischen, über Wetter und Weg ungeduldig, pocht stärker, der Mann öffnet; er tritt herein. — „Ein Compliment vom Herrn Generalsuperintendenten, und hier ist ein Brief. — Vom Generalsuperintendenten? Was kann das anders seyn als eine Absetzung? — Er verträgt das alles nicht länger. Er kann den Brief nicht annehmen. Er fällt ohnmächtig auf seinen Stuhl. — Der Läufer endlich, aus allem Elende, das er um sich her siehet die Ursache der Bestürzung vermuthend, fügt hinzu: „Es ist auch Geld darin.“ — Aus seiner Betäubung erwachend, für Furcht und Hofnung zitternd, nimmt er den Brief. Kaum hat er einige Zeilen gelesen, als er ihm aus den Händen fällt. — „Frau!“ ruft er, und kaum erlaubt ihm das plötzli-

che

che Entzücken die Sprache — „fünf und siebenzig Thaler — Gott im Himmel! — all' unser Elend" — — mehr kann er nicht; sinkt nieder auf seine Knie: kann eine Weile nur mit einem Strom von Thränen danken. — Endlich neben dem Bette seiner Frau hinsinkend, ihr den Schatz in die Hände drückend, ihr Gesicht mit Thränen benetzend — — diese sich aufrafend, mit den Kindern dem Läufer zu Fuße fallend, — der Mensch war außer sich — mit gen Himmel gestreckten Händen ausrufend: „So lieber Herr, so danken wir unsrer gnädigsten Landesherrschaft und allen unsern Wohlthätern. Sie haben uns vom Tode errettet. Möge Gott im Himmel Sie dafür in ihrer Todesstunde erquicken." —

Einige Wochen darauf erhielt er eine der einträglichsten Pfarren.

Lies, Hartherziger! diese Geschichte. Und tritt dir bey keiner Stelle eine Thräne in's Auge, so sage nicht, daß du eine Seele habest.

11.

Fräulein Rosine von S*.

Graf M—, einer der ersten Wollüstlinge unsers wollustvollen Jahrhunderts, ging einst an den Ufern der D— spatziren. Er suchte Raub und fand ihn. Ein Frauenzimmer, blaß wie die schmachtende Rose, aber schön wie die leidende Madonna, sprach ihn verschämt und leise um ein Allmosen an. Mit dem Blicke des Wolfs, welcher die Hunde schlafend, und die Schaafe wehrlos antrifft, durchforschte er die Unschuldige, welche mit niedergeschlagenem Auge vor ihm stand und zitternd eine Gabe erwartete.

Graf M. Wo wohnen Sie, schöne Mamsell?

Sie ging fort. Eine Thräne, die schon lange in ihrem Auge zitterte, floß die Wange herab.

Gr. M. Wo eilen Sie hin? warum weinen Sie?

Das Frauenzimmer. Weil ich mich in Ihnen betrogen habe! Ich suchte eine großmüthige Seele, und fand sie nicht.

Gr. M. Ich will Dir helfen, Dich retten, aber ich verlange von Dir —

Frauenz. Verlangen Sie nichts; denn ich kann nichts gewähren. Wäre ich nicht so äußerst arm. — —

Gr. M. Arm? O Sie besitzen unermeßliche Reichthümer, außerordentliche Schätze, und wenn es ihnen gefällig ist, so will ich Käufer seyn.

Frauenz. Ich verstehe Sie ganz, gnädiger Herr! und — —

Gr. M. Wohl uns, wenn wir uns verstehen. Ein Kuß von Ihnen. —

Frauenz. Ich bin verheyrathet!

Gr. M. Das hindert unsern Handel nicht! Des Mannes Schuldigkeit ist, sein Weib zu ernähren, erfüllt er diese Pflicht nicht, so hört er auf Mann zu seyn.

Frauenz. Er ist krank, gnädiger Herr, er ist dem Tode nahe! Ein gutherziger Doktor verschrieb mir dieses Rezept, aber ich

kann

kann keinen gutherzigen Apotheker finden, der mir's umsonst machte. Ich bettle heute zum erstenmale, ich habe den Anfang bey Ihnen gemacht, und ich muß solche Kränkungen erfahren. Erbarmen Sie sich meiner, erbarmen Sie sich des Aermsten unter den Sterblichen, der, entblößt von aller Hülfe, matt und krank nach Hülfe lechzt, sie von mir fordert, und — — (Thränen hemmten ihre Sprache)

Gr. M. Lieben Sie denn Ihren Mann so heftig, so stark?

Frauenz. O gnädiger Herr, wenn ich ihn nicht liebte, würde ich mich wohl gleich einer leichtfertigen Dirne behandeln, oder doch wenigstens als eine solche betrachten lassen? Doch vergeben sey Ihnen alles, kein Seufzer soll Sie bey Gott anklagen, wenn Sie nur diesmal den Geliebten meines Herzens retten. Um ihn zu stärken, muß ich einen halben Gulden haben, erhalte ich dies Geld von Ihnen; so ersparen Sie mir tausend Thränen, die meine Schamhaftigkeit mich weinen heißt, ehe ich wieder Muth fasse, einen andern um Hülfe anzusprechen.

Graf M. zog eine Goldbörse heraus, suchte lange um die Augen der Aermsten zu blenden, und reichte ihr, indem er ihr wollustathmend die Wange streichelte, einen Gulden.

Gottes reichsten Segen! stammelte die Entzückte, und eilte auf Flügeln der Liebe nach der Stadt. Graf M— folgte ihr. Sie ließ in einer Apotheke die Medicin bereiten, und eilte nun mit doppeltem Schritt nach ihrer Wohnung. Wie M— diese wußte, eilte auch er zu einer der berühmtesten Kupplerinnen. Durch dieser Hülfe hatte er schon oft seine Absichten erreicht, und vieler Verführten Unschuld gemordet. Sie sollte nun auch an der Unbekannten ihre Kunst beweisen, und, koste es auch Tausende, sie ihm zum Opfer bringen. Die Elende versprach's, und Graf M—s Einbildungskraft wurde noch mehr erhizt. Wenn er Abends in seinem weichen Bette lag, zogen die Bilder der Wollust vor ihm vorüber. Er schlief ein, und genoß im Traume, was er nun wachend mit stärkerer Begierde heischte.

Die Kupplerin erstattete Bericht, und aus diesem erfuhr Graf M— folgendes:

Fräulein Rosine von S—, so hieß das schöne Frauenzimmer, verliebte sich in ihren Hofmeister, welcher der Sohn eines Bauers, aber ein schöner, empfindsamer, guter und edler Junge war. Sie liebte ihn gränzenlos, und er lebte in ihrem Blicke, webte in ihrer Mine. Da Rosine den Stolz ihres Vaters kannte, und fest überzeugt war, daß Friedrich nie ihr Gatte werden konnte: so beschloß sie, mit ihm zu entfliehen, und in irgend einem Winkel der Erde verborgen, aber geliebt von dem Einzigen ihrer Seele, zu leben. Beide führten diesen Plan aus, aber beide waren unerfahren, um die Folgen desselben vorauszusehen. Ihr einziger und stärkster Wunsch wurde befriediget, ein gutherziger Geistlicher kopulirte sie, und nun zogen sie weit von ihrem Vaterlande, nach der Hauptstadt —s, wo Friedrich Brod und Unterhalt zu finden hoffte. Schon war ihr weniges Geld ausgegeben, schon hatten sie sich von allem Entbehrlichen entblößt, als Friedrich aus Kummer, daß er seiner Rosine Liebe

nicht besser lohnen konnte, krank wurde. Ein abzehrendes Fieber nagte an seinem Körper, und der schöne Jüngling glich einem Todtengerippe. Rosine verkaufte, was sie hatte, Rosine mußte betteln gehen, und — man denke sich die schreckliche Lage der Aermsten — Rosine war schwanger.

Der zügellose Wollüstling ist das gefährlichste, schädlichste Glied eines Staats, der ihn nie schützen, nie dulden, stets mit dem Rachschwerdte des Mörders verfolgen sollte. Seine Absicht zu erreichen, spottet er der Menschheit, lacht über die Thräne, welche die Armuth zu seinen Füßen weint. Religion ist sein Deckmantel, unter welchem er oft die Unschuld verborgen würgt. Der Tempel des Ewigen wird durch ihn entweiht, und wo Menschen ihren Schöpfer anrufen, wo Christen ihrem Erlöser danken, dort labt er seine Sinne, und brütet über Planen, die entschleierte Unschuld zu fangen. Er stiehlt, damit er die Diener seiner Unzucht bezahlen; er mordet, damit er die schutzlose Unschuld rauben kann. Von dem Geizigen hast du Unbarmherzigkeit, von dem Neider Verfolgung, von dem Stolzen

Verachtung, von dem Mörder Tod, aber von dem Wollüstlinge alles dieses zu erwarten.

Diese ausgemachte Wahrheit erfuhr die arme Rosine. Der Bösewicht freute sich über ihr Elend, und jauchzte über die Krankheit ihres Allgeliebten. „Sie muß mein werden, oder ich verzweifle!“ sagte er. „Sie soll's werden,“ sagte die Kupplerin, „oder ich gebe meine Kunst verlohren, will nie mehr Ihr Haus betreten.“

Nach langen verworfenen Planen wurde endlich beschlossen, daß man der armen Rosine Geld leihen, und wenn sie, nach einem kurzen Termine, nicht zahlen könnte, in's Gefängniß setzen wollte. „Dann wird sie schon kirre werden,“ sagte die alte Vettel.

Jud David, ein getreuer Unterhändler, oft schon der Ausführer manches verruchten Planes, wurde gerufen, unterrichtet, und ging nun hin zu Rosinen, um ihr Fallstricke zu legen. Er fand sie knieend vor ihres Geliebten Bette; die Arzeney hatte den Entkräfteten gestärkt, er fühlte sich leichter und besser.

Jud David. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich mich zu Ihnen eindränge. Ich bin ein Jude, aber schon lange bekannt in diesem Hause, ich habe so allerhand von Ihrem Unglück gehört, und wünschte Ihnen zu helfen.

Rosine. O guter Mann, wenn Sie das könnten!

Jud Dav. Warum nicht? Die gnädige Frau können doch sticken, oder nähen?

Rosine. Beides. Und wie ich glaube, beides nicht übel!

Jud Dav. Nun so ist uns ja schon geholfen. Ich handle viel mit gestickter Waare, wollen Sie fleißig arbeiten, so sollen Sie stets Verdienst und ehrliches Auskommen haben.

Rosine. Wäre es möglich, könnte ich am Rande der Verzweiflung Hülfe hoffen?

Jud Dav. Hier bring ich Ihnen etwas zur Probe! (er gab ihr eine Weste zu sticken, und beschrieb ihr, wie er's haben wollte) Haben Sie dieses geendigt, so erhalten Sie zwey Dukaten und wieder eine neue Arbeit.

Rosine. Tausend Dank! ehrlicher, rechtschaffner Mann!

Friedrich. Gottes, des Allmächtigen Lohn!!! unbekannter Menschenfreund!

Jud Dav. Aber Sie sind, wie ich sehe, von allem Nothwendigen entblößt; Ihr Herr Liebster ist krank, und Krankheit verursacht manche Ausgabe. Lieber ganz als halb, ist mein Wahlspruch. Ich will Ihnen einen Vorschuß geben, will Ihnen ein auch zwey hundert Gulden borgen!

Rosine. Wie wären wir im Stande je dies Geld wieder zurück zu bezahlen!

Jud Dav. Wie? Auf die leichteste und beste Art. Ich zahle Ihnen den Lohn für Ihre Arbeit nur halb, die andere Hälfte wird an der Schuld abgerechnet.

Rosine. Wenn's so ist, und Sie's uns auf diese Art mit dieser Bedingung leihen wollen, so würden Sie sich freilich zwey Unglückliche auf ewig verbinden, und —

Jud Dav. Stille! Stille! was Recht ist, lobt Gott! Hier haben Sie zwey hundert Gulden! (er zählt das Geld auf) und hier unterschreiben Sie nur zu meiner Si-

 cher-

cherheit und ew'gem Leben und Tod, diesen kleinen Wechsel; er lautet zwar: Auf jedesmaliges Begehren, aber dies ist so der Styl bey uns, wenn wir keine Frist bestimmen können.

Rosina unterschrieb, geblendet von dem Gelde, den Wechsel, kaufte sich noch am nämlichen Tage viele und nothwendige Sachen; labte und stärkte ihren Mann; arbeitete nebenbey, aber mit möglichem Eifer an ihrer Stickerey. Der Jude besuchte sie oft, bat sie dringend, sich dies und jenes zu kaufen, und forschte stets nach: wie viel sie noch am Gelde vorräthig hätten? Als er hörte, daß die armen Betrogenen nur noch vierzig Gulden übrig hätten, besuchte er sie einige Tage nicht.

Friedrichs Kummer war durch des Juden Hülfe gemindert worden. Sein Körper empfand bald diese wohlthätige Linderung. Er konnte schon manche Stunde das Bette verlassen, schon an Rosinens Näherahm sitzen und ihr die Nadel einfädeln, oder ihr den Schweiß abtrocknen, wenn sie zu emsig, zu anhaltend arbeitete. Rosinens Freude darüber war ohne Gränzen.

zen. „Gott gebe Dir nur Deine vollkommne Gesundheit, und mir stets Arbeit, so wollen wir vergnügt und glücklich leben. Ich will mich in Deiner Liebe glücklicher als eine Königin dünken, und der Reichsten Schicksal nicht beneiden!

Die Weste war eben fertig, als ein unbekannter Jude in ihr Zimmer trat.

Der Jude. Habe ich nicht die Ehre mit Frau Rosine L— zu sprechen.

Rosine. Ja, mein Herr, so heiße ich.

Jude. Und diese Unterschrift hier (er zeigte ihr einen Wechsel) ist doch Ihre eigene?

Rosine. Ja, ebenfalls!

Jude. So werden Sie also die Güte haben, mir diesen Wechsel auszuzahlen; er ist, wie Sie sehen, an mich girirt, und, wie Sie selbst wissen, auf jedesmaliges Begehren ausgestellt.

Friedrich suchte nun dem Juden begreiflich zu machen, daß seine Frau den Wechsel mit einer ganz andern Bedingung unterschrieben; aber der Jude behauptete, daß in dem Wechsel kein Wort davon stün-

de, daß er sich an Schwarz auf Weiß halte, und seine Bezahlung verlange. „Sie haben bis heute Abend Zeit, finden Sie bis dahin ein Mittel, so werde ich wiederkommen; damit ich Sie aber sicher treffe, so bleibt unterdessen dieser Herr vor Ihrer Thüre.“ Er öfnete solche, und ein Polizeydiener stand an der Schwelle derselben. Der Jude ging, und Rosine sank ihrem Manne ohnmächtig in die Arme. Wie sie wieder denken und empfinden konnte, wollte sie den gutherzigen David aufsuchen, aber die Wache ließ sie nicht aus dem Zimmer. Friedrich sammlete alle seine Kräfte, um ihr Vorhaben auszuführen; die Wache ließ ihn auch willig gehen, aber er war's nicht vermögend; schon an der Hausthüre mußt' er wieder umkehren. Ein heftiges Fieber ergriff ihn, und wie der Jude in's Zimmer trat, so phantasirte er schon. Rosine sank zu des Juden Füßen hin. „Erbarmen Sie sich meiner,“ sagte sie, „bezahlen kann ich jezt nicht, aber ich will das Geld abarbeiten, will's nach und nach bezahlen, wie ich's mit meinem Gläubiger ausgemacht habe.“

Der Jude. Sie können also nicht zahlen? so werden Sie ins Gefängniß wandern müssen. Hier habe ich schon den Verhaftsbefehl.

Rosine. Um Gottes willen! Ich soll meinen Mann verlassen, dessen Fieber mit größerer Stärke zurückgekehrt ist, der ohne meine Hülfe ein Raub des Todes wird?

Der Jude. Ich will schon für ihn sorgen. Er soll auch heute in ein Hospital kommen.

Rosine. Mein Friedrich in ein Spital?

Jude. Warum nicht? oder soll er hier verschmachten? verhungern?

Rosine. Und ich ins Gefängniß? Ich, die ich schwanger bin? jeden Tag die Geburtsstunde meines Kindes erwarte? Kann Sie denn dies auch nicht rühren? Erbarmet man sich doch des trächtigen Viehes, warum denn nicht auch der schwangern Frau?

Jude. Das hätten Sie eher bedenken sollen. Ich kann für den ganzen Handel nichts. Ich habe den Wechsel eingehandelt, kann mein Recht nicht verschlafen!

(zum Polizeydiener) Hier haben Sie einen Befehl, erfüllen Sie ihn.

Rosine warf sich auf ihres Mannes Bette, und der Unbarmherzige riß sie mit Gewalt aus seinen Armen, die der Kranke, unwissend, was man ihm entreißen wollte, fest um sie geschlungen hatte. Den dritten Tag gebahr sie im Gefängnisse einen schönen, holden Knaben. Der arme Junge sog der Mutter Leiden in sich, und starb bald darauf.

Eine wohlthätige Dame schickte, nach Aussage des Wärters, Rosinen alle Tage die herrlichsten Speisen; sie aß wenig davon, gab die Hälfte dem Wärter, damit er die andre Hälfte ihrem kranken Manne überbringen sollte, den der Herr des Hauses, wo er gewohnt hatte, wirklich gleich in's Spital bringen ließ.

Schon waren fünf Wochen verflossen, als ihr der Wärter einen Zettel von ihrem Manne überbrachte. „Der Doktor" schrieb er ihr, „hat mir eben meinen Tod angekündigt. Ich werde, nach seiner Aussage, die Sonne nicht mehr aufgehen sehen. Ich würde ruhig sterben, wenn ich Dich nur

aus dem Gefängnisse erlöset wüßte; Dich noch einmal sehen, nur eine Minute an dies brennende Herz drücken könnte. Aber da dies nicht geschehen wird, nicht geschehen kann, so werde ich in der Todesangst der Stunde fluchen, in der ich Dich sah, und mich selbst vermaledeyen, weil ich das beste Kind seinen Eltern entführte. Schreibe an sie, wenn ich todt bin, vielleicht erbarmen sie sich Deiner. Verlaß aber diese Stadt ja nicht, wenn Du nicht vorher den Gebeinen des unglücklichen Friedrichs ein Lebewohl gesagt hast!“

Rosine wimmerte, als sie den Brief las. Ihre Augen konnten nicht weinen, aber die Thränen strömten nach dem Herzen, und kochten in der Brust.

Der bestochne Wärter hatte Rosinens Zustand der alten Kupplerin hinterbracht. Sie hielt dies für einen glücklichen Zeitpunkt, und trat nach einer halben Stunde in den Kerker. „Madame,“ sagte sie zu der betenden Rosine, „ich habe Ihr Unglück gehört, und komme, Sie zu retten. Graf M— hat Sie neulich gesehen, er liebt Sie

von

von diesem Augenblick an heftig. Wollen Sie seine Wünsche erhören, diesen Abend bey ihm zu soupiren; so habe ich Befehl, Ihre Schuld zu bezahlen, und Sie nebenbey zu versichern: daß es Ihnen nie an irgend etwas mangeln soll! — — Sie antworten mir nicht?

Rosine. (sich in die Höhe richtend) Ich nehme Ihren Vorschlag an, aber vorher müssen Sie mir eine Bitte gewähren.

Die Kupplerin. Reden Sie!

Rosine. Mein Mann muß, nach Aussage des Doktors, sterben. Ihn will ich vorher sehen, seine Augen zudrücken, und bin ich meiner Pflicht entledigt, will ich folgen, wohin Sie mich führen.

Die Kupplerin gewährte Rosinens Bitte, deponirte das Geld, und eilte nun der Fliehenden nach. Wie sie an die Thüre der Krankenstube kamen, so trug man eben einen Todten heraus. Es war Friedrich. Rosine erkannte ihn. Sie umfaßte den kalten Körper, und benezte sein bleiches Ge-

sicht mit Thränen. „Du hast ausgerungen!“ schrie sie, „aber ich!“ — — — „Sind Sie vielleicht des Verstorbenen Frau?“ fragte nun ein Träger. „Er läßt Sie tausendmal grüßen, und bitten, ihm auch im Tode treu zu bleiben.“ „Ich will halten, was er bat,“ sagte sie, und trennte sich willig von dem Todten. Sie ging, und die Kupplerin folgte ihr wieder. Der Weg führte sie an dem Ufer des Flusses hinab. „Hier,“ sagte sie zu der Wollustdienerin, „sah mich der Graf. Ich flehte ihn um ein Allmosen an, er gab mir einen Gulden; ich habe ihn mit dem Verluste meines Kindes, meines Mannes, zu theuer bezahlt, er kann die Schuld, welche er jezt für mich tilgte, noch darauf abrechnen. Meinen Tod aber mag er bey Gott verantworten!“ Mit diesen Worten sprang sie in den Fluß, und obgleich eine Menge Retter herbey eilten, so fand man doch erst ihren Körper am dritten Tage.

Graf M— liegt eben, wie ich diese Geschichte schreibe, auf seinem Siechbette. Die Wollust hat seinen Körper geschwächt, sei-

seine Kräfte zerstört. Die Aerzte verschwenden vergebens ihre Kunst an ihm; denn der Richter harret seiner. Die Unschuld hat ihn angeklagt, und erwartet vor des Gerechten Throne Genugthuung.

12.

Die Kindermörderin.

Ein Mädchen, das von ihrer Neigung an einen liebenden Jüngling hingezogen, vom süßesten Naturtriebe überwältiget, in entzückender Umarmung Gebot und Verbot vergaß, und nun einen Zeugen ihrer Fähigkeit zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, zur Welt brachte, mußte ehemals vor dem Altare, vor einer ganzen Gemeine, eine dazu verfertigte Strafpredigt anhören, ward öffentlich von der heiligen Stäte der Kanzel herab, im Gott geweihten Hause, als ein Auswurf der Gemeine zur Schau gestellt, und mit Schimpf und Schande belegt, und das arme Mädchen mußte Todesquaal aushalten und blieb auch dann noch ein beschimpftes und verachtetes Mädchen. Nicht unrecht fanden Gesetzgeber darinnen Ursache zum Kindermorde, schaften die Kirchenbuße ab und suchten, so viel es in ihrem Vermögen stand, den Schimpf zu vermindern.

Ein verjährter Glaube, so widersinnig er auch seyn mag, bedarf einer langen Zeit, um sich nach und nach zu vermindern, und also blieb auch noch lange nach Abschaffung der Kirchenbuße, ein solches Mädchen in den Augen des größten Haufens ein unehrliches Mädchen, und der Wahn möchte wohl noch lange nicht so ausgerottet seyn, als man gemeinhin glaubt.

Wenn aber die Abschaffung der Kirchenbuße den Kindermord vermindert hat, so möchte es wohl nur bey der feinern, reichern Klasse seyn, gewiß aber nicht bey der geringern und ärmern, und vielleicht bey jener auch noch weniger als man glaubt, weil sich noch bis jezt eine Familie beschimpft hält, wenn ein junges Mädchen aus ihr, ohne Gatten, zur Population beiträgt.

Bey der ärmern Klasse möchten wohl auch die Strafgelder zu manchem Kindermorde Veranlassung seyn. Ein armes Mädchen überrechnet, wie viel die Justiz mit dem Gerichtsdiener, der Prediger und der Küster haben muß, wenn die Frucht ihrer Liebe zum Vorschein kommen sollte; was Erziehung und Unterhalt kosten muß, findet

die

die Unmöglichkeit nur das Geringste zu bestreiten, und sie faßt den grausamen Entschluß, das zu vernichten, was sie nur in sich fühlt aber nicht kennt. Die Selbstliebe stellt den Abgrund des Unglücks auf das gräslichste vor, vermindert die Liebe zur ungekannten Frucht, und bestärkt den Entschluß zur Vernichtung, um nicht unglücklich zu werden.

Wenn aber auch die heilige Justiz dem Ertrage von den Folgen einer unehelichen Liebe entsagen, und die Geistlichkeit aus einer noch wenig bekannten christlichen Milde sich dieses iuris stolae begeben wollte, welches wohl schwerlich so leicht geschehen dürfte, weil es hergebrachtes Recht ist, und von Rechtswegen fast keine Abänderung leidet, so möchte auch wohl dadurch dem Kindermorde noch nicht abgeholfen seyn, und er wird auf immer ein unabänderliches Uebel bleiben, so lange nicht das Geheimniß entdeckt wird: auf welche Weise der politische Mensch mit seiner Natur reif werden, und in den Stand gesezt werden kann, seiner Bestimmung zur Fortpflanzung gemäß zu leben. Die Natur erklärt den Menschen mit

seinem sechzehnten Jahre für fähig, seiner Bestimmung zu folgen, und unsere Civilverfassung sezt diesen Zeitpunkt meistens um zehn und noch mehrere Jahre hinaus, wie kann es anders seyn, als daß in diesem langen Zwischenraume, bey immer regem Tumulte des Naturtriebes, bey dem Gefühl des Vermögens und Wollens, nicht Handlungen vorfallen sollen, die die Erfindungskraft dem wachenden Auge der Justiz zu entziehen sucht, weil sie für strafbar geachtet werden, und dadurch zum Verbrechen verleitet, weil sie sich List genug zutraut, es zu verheimlichen.

Christine Florian, war die Tochter eines armen Schneiders in dem Dorfe Gosdorf, wo er ein Häuschen besaß und sich mit seiner kleinen Familie räthlich nährte. Nach einem langwierigen Krankenlager, das nicht nur sein kleines Vermögen, sondern auch sein Hausgeräthe mit samt dem Häuschen aufzehrte, starb er, und hinterließ eine arme Wittwe und Waise.

Die Mutter nährte sich und ihre Tochter durch Handarbeit so gut sie konnte, und wie die leztere sechzehn Jahr alt war, diente

sie

sie bey dem Dorfkrämer als Kindermädchen, wo sie ein Kaufmann aus der nächsten Stadt kennen lernte und sie in die Dienste bey seiner Schwester brachte, die eine Wein- und Gaststube unterhielt.

Christine war nicht schön, aber sehr gut gewachsen und reizend gebaut. Sie war munter und feurig, lebhaft und gesprächig, und zeigte in allen ihren Handlungen viel Ueberlegung. Sie fand sich sehr gut in ihre Geschäfte, und erwarb sich durch ihren Fleiß und ihre Treue das Zutrauen und die Liebe ihrer Frau in kurzer Zeit, allein zu ihrem Misgeschick mußte sie der liebe Ehemann artig finden. Christine nahm seine Liebkosungen als Schäkereien an und beantwortete alle seine Anträge mit Scherz und Lachen. Ihre Frau schöpfte Argwohn, stellte sie zur Rede, und sie erzählte ohne Rückhalt alles was vorgefallen war, als unbedeutenden Scherz. Christine erstaunte, wie sie bemerkte, daß ihre Frau durch die Aussage entsetzlich aufgebracht wurde, und noch mehr wie sie ihr den Dienst aufkündigte und verlangte, daß sie je eher je lieber wieder nach Hause gehen möchte. Christine wein-

te, bat und flehte, allein die eifersüchtige Frau war unerbittlich, sie zahlte ihr den ganzen Lohn und beharrte auf dem Abzuge.

Christine kam also wieder nach Gosdorf zu ihrer Mutter und bedauerte herzlich, daß sie die Stadt verlassen müssen, wo es ihr so gut gefallen hatte. Bald darauf zog sie als Magd in die Dorfschenke. Weil ihre Kleidung etwas städtisch eingerichtet war, weil sie netter und reinlicher ging, als ein Dorfmädchen, und daher von allen dörfischen Petitmaitern vorzüglich verehrt wurde, so zog sie sich den Neid aller Dorfschönen zu.

Christine freute sich ihres Triumphs und fand ein großes Vergnügen, ein Mädchen ärgerlich zu sehen, wenn es ihr gelang, ihr ihren Galan zu entziehen, mit dem sie übrigens bloßes Spiel hatte, weil sie zu große Vorliebe für die Städter hatte. Vielleicht würde sie vorsichtiger gewesen seyn, wenn sie fähig gewesen wäre, zu bemerken, daß durch diese Schäkereien ihr ohnehin feuriges Temperament immer reger wurde, und nach einem unbekannten Genusse schmachtete.

Des Sonntags besuchten diese Schenke viele Städter, worunter kein junger Handwerker war, der sich nicht mit der muntern Christine abgegeben hätte, weil sie gar zu artig war. Christine war seelenvergnügt unter den Stadtleuten, und hörte es gar zu gern, wenn man ihr sagte, daß sie in ihrem Betragen manches Bürgermädchen beschämte.

Bey ihrer Vorliebe für die Städter, und bey dem unvorsichtigen Betragen, wodurch sie ihr feuriges Temperament in immerwährender Gährung erhielt, ist es sehr gedenkbar, daß sie die feurigen Wünsche eines jungen, wohlgebildeten Handwerkspurschen aus der Stadt, willig anhörte, seinen verliebten Forderungen nur schwach widerstand, und bald geneigtes Gehör gab.

Angst und Kummer überfiel Christinen, wie sie die Folgen bemerkte. Ihr Geliebter sprach ihr Muth ein, rechnete darauf mit seinem Meister, sagte ihm die Arbeit auf, wanderte kommende Woche weiter, und überließ Christinen ihrem Schicksale. Wie sie seine Entfernung hörte, konnte sie es lange nicht glauben, weil er ihr so heilige

Versicherungen gegeben hatte, und hoffte von Zeit zu Zeit, nur leider immer vergebens, auf Nachricht.

Christine kam mit einem Knaben nieder, und sollte nun dem Amtmanne die gesetzmäßige Strafe erlegen, und den Gerichtsdiener bezahlen, wenn sie nicht in's Gefängniß wollte; und sollte dem Prediger und dem Schulmeister mehr als doppelte Gebühren entrichten, wenn ihr Kind getauft werden sollte. Sie verkaufte ihre kleinen Habseligkeiten, ihre gute Mutter gab die Betten bis auf Decke und Kissen, dazu, und sie ward vom Gefängnisse freigesprochen und ihr Kind ward auch getauft. Ob sie aber ihre und ihres Kindes Blöße decken; ob sie sich gegen grimmige Kälte schützen; ob sie sich Nahrung schaffen könne? darnach fragte weder der Amtmann noch der Pfarrer. Die Herren hatten ihr Amt verwaltet und waren bezahlt, und übrigens hatten sie für nichts zu sorgen, und das von Rechtswegen.

Ich kann nicht unterlassen, hier eine kleine Anmerkung einzuschalten, die mir so

eben beifällt, unbesorgt, wie sie ausgelegt werden wird:

Die Obrigkeit, sagt man, ist von Gott verordnet, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben; und

Die Prediger sind verordnete Diener und Gesandten Gottes, Heil und Frieden zu verkündigen — und demnach sollten wohl beide der Gottheit am meisten ähnlich seyn? — Wie mag es aber wohl kommen, daß oft beide weniger vergeben, als Gott? daß sie weniger liebreich und barmherzig seyn, als Gott? ꝛc. daß bey ihnen keine Reue, Besserung und Sinnesänderung, wie vor Gott, einen Fehler gut machen kann? ꝛc. Um der Ausgelassenheit, den Ausschweifungen ꝛc. Einhalt zu thun, kann es nicht anders seyn! wird man mir vielleicht antworten. Gesezt, aber noch lange nicht zugegeben, es wäre das einzige Einhaltsmittel, sollte es nicht tausend Fälle geben, wo es zu weit größerer Sünde oder größerem Unglück Anlaß giebt.

Um meiner Erzählung mich wieder zu nähern, will ich nur den Fall setzen: ein armes geschwächtes Mädchen muß alles

verkaufen, um die weltlichen und geistlichen Taxen ihres Vergehens zu entrichten; sie hat nun ein getauftes Kind für doppelte Gebühren, und hat auch für ihre Sünde von der Polizey Vergebung erkauft, hat aber nun keine Nahrung für sich, und kann also auch den kleinen Menschen, dem sie von der Polizey und Geistlichkeit die Erlaubniß, Weltbürger und Christ zu heißen, gelößt hat, nicht nähren *). Das Kind verschmach-

tet,

*) Ich besuchte einst einen Prediger, zu dem eben die Wehemutter kam und ihm den Taufthaler bezahlte, ohne welchen er gestern das Kind eines Mädchen nicht hatte taufen wollen. Wie sie das Geld hingezählt hatte, sagte sie: „aber Ihr Ehrwürden werden schon Mitleiden haben mit dem armen Mädchen, Sie wissen es selbst, es war das beßte Mädchen, und du lieber Gott! wie leicht kann der Mensch nicht fallen; sie hat keinen Pfennig mehr, und wenn sie noch Morgen zu einer Suppe hat, so ist's alle!“ — „Nun da bringt Ihr das,“ sagte der Gesandte Gottes, indem er ihr einen Groschen hinwarf, und

kehr-

tet, und wer ist Schuld? — legt die bethörte Mutter Hand an das Kind, so wird sie durch's Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht; wie aber, wenn es die Mutter nicht nähren kann, und es stirbt langsamer, quaalvoller und grausamer, als wenn ein leichter Druck das Leben endet?

Schauder überläuft mich bey dem Gedanken! ich überlasse es meinen Lesern weiter zu denken und gehe zu meiner Erzählung.

Christine kam in die schrecklichste Lage. So lange ihre gute Mutter nur noch etwas hatte, verkaufte sie fleißig und arbeitete für Tagelohn, um sie nur etwas gegen die grimmige Kälte dieses Winters zu schützen, und ihr dann und wann eine warme Suppe zu kochen. Bald aber war nichts mehr zum Verkaufen da, und oft viele Tage fand

sich

kehrte sich zu mir mit den Worten: „man muß schon in solchen Fällen ein Uebriges thun.“ Bey Gott! ich möchte nicht der Mann seyn, der dies gesagt hat, und hätte er zehnfache Salbung.

sich keine Lohnarbeit, und die arme Unglückliche mußte schmachten und frieren. Das Elend vermehrte sich; Christine ward krank, sie mußte nun dem armen Säugling auch die wenige Nahrung versagen, und doch konnte nicht alle Tage ein Dreier für Milch aufgebracht werden, um ihn zu tränken. Ein schrecklicher Anblick: die Mutter mit halbgeschlossenen Augen liegt unbeweglich ein Raub der Krankheit; der Säugling schreit um Nahrung und krümmt und windet sich, und die gute Alte weint und ringt die Hände, möchte helfen, und kann nicht! — Und bald hört der Säugling auf zu weinen, seine Kräfte verlassen ihn, die Alte nimmt ihn auf ihre Arme, er schweigt und stirbt. — —

Nun soll er begraben werden. Der Schreiner läßt sich erweichen, hat Mitleiden, schlägt einige Breterchen zusammen, und schenkt das Todtenkämmerlein; aber der Prediger, Schulmeister und Todtengräber wollen bezahlt seyn! Die Alte bettelt im Dorfe, bringt die Gebühren kaum zusammen, der Säugling wird begraben, und seine Mutter liegt in Gefahr zu verschmachten.

Dies

Dies Gemählde ist nicht übertrieben, es ist buchstäblich wahr. Es ist auch nicht das einzige, sondern es giebt deren sehr viele, wovon sich jeder Leser überzeugen kann, wenn er sich die Mühe nehmen will, die große Gallerie der Menschheit mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Will man vielleicht sagen, das ist Strafe der Sünden? so werde ich fragen: auf welche Weise die Herren von Gott das Creditiv erhalten haben, so unbarmherzige Zuchtgeißeln zu seyn? und dann, was soll wohl diese Strafe fruchten? etwa Besserung? Ja wohl, Besserung! wenn der Tod die Unglückliche aus der Welt führt, die ihr zum Jammerthal gemacht wird.

Durch die äußerste Sorgfalt der Mutter, die bey ihren armseligen Umständen nur möglich war, erholte sich Christine doch nach und nach wieder, und kaum fühlte sie sich nur etwas bey Kräften, als sie auch fleißig zur Arbeit griff, um ihrer guten Mutter die Sorge zu erleichtern. Wie sie endlich ganz hergestellt war, so ging sie wieder in Dienste, und brachte bald durch ihre gute Aufführung, durch ihren Fleiß und Treue, ihre Geschichte in Vergessenheit.

Nach

Nach sechs Jahren zog sie zum Pfarrer des Orts, und war endlich schon im dritten Jahre da, ohne daß der strenge und gottesfürchtige Mann je eine Klage über sie geführt hatte. Sie ging jederzeit, wenn es der Hausverfassung nach geschehen konnte, in die Kirche, war andächtig bey seinen Predigten, genoß fleißig das Abendmahl, sang des Morgens und Abends, und auch wo es ging bey ihrer Arbeit, Gotteslieder, und war besonders bey ihrer Arbeit emsig und geschwind, daß der Ehrenmann eine wahre Freude über seine gute, fromme und brave Magd hatte.

Christine war in ihrer Art ein schönes Mädchen, und so viel sie bey ihrem unglücklichen Kindbette gelitten hatte, so hatte sie sich doch bald wieder erholt, und ihre Munterkeit fand sich auch nach und nach wieder, jemehr ihre Leiden in Vergessenheit geriethen. Indessen hielt sie sich doch acht Jahre ohne eine nähere männliche Bekanntschaft, so viele Gelegenheiten sie hatte, und so sehr ihre Neigung darnach rang. Und doch nach so einer Reihe Jahre Standhaftigkeit und Gewalt über sich selbst, mußte ihr

Tem-

Temperament dennoch obsiegen, und ein unglücklicher Augenblick fand sie so schwach, daß sie sich einem jungen Menschen ergab, den sie schon seit einem Jahre geliebt, und dessen ungestüme Forderungen sie noch immer abgewiesen hatte.

Der Augenblick, der sie ihre Veränderung spüren ließ, rief ihr auf einmal alle das Leiden in's Gedächtniß zurück, das sie ehemals betroffen, und stellte es ihr jezt so schrecklich, so grausam vor, daß sie beschloß, eher alles zu wagen, als sich demselben noch einmal auszusetzen. Ihre Worte im nachherigen Verhör waren: „es war, als ob ich auf einmal ganz anders würde; ich glaubte: es wird nicht so weit kommen, und wenn es so kommt, so erfährt doch Niemand nichts, ich will es so zu verbergen wissen, und sollt' ich darüber sterben. Sollt' ich mich und meine Mutter so elend machen, das kann ich nicht. Wo sollten die Strafgelder herkommen? ich mit samt der Mutter können nicht die Hälfte aufbringen.“ ꝛc.

In ihrem Betragen war sie nach wie vor, nur etwas ernsthafter, und wie sie

sag-

sagte: so hatte sie nie inbrünstiger zu Gott gebetet, als jezt, daß er die Frucht verderben möchte, und sie hätte gewiß geglaubt, daß Gott ihr Gebet erhören würde, weil sie übrigens fromm und gottesfürchtig gelebt habe, und dabey wäre sie so ziemlich ruhig gewesen.

Ihr Geliebter war ein Maurergeselle aus Thüringen, der jezt, wie der Winter einbrach, wieder Anstalt machte, in seine Heimath zu ziehen. Sie entdeckte ihm ihre Umstände, und setzte ihn in nicht wenig Verlegenheit, weil er glaubte, daß sie ihn in Anspruch nehmen würde; allein sie äusserte davon nicht das Geringste, und er zog in Friede. Zuverläßig fehlte ihr jezt schon der freie Gebrauch ihres Verstandes.

Christine betete eifrig fort, und fand immer wieder Beruhigung darinnen, wenn sie auch bisweilen gewaltige Angst und Bangigkeit überfiel. Sie ging nun schon in den neunten Monat, und hatte ihre Schwangerschaft so gut zu verbergen gewußt, daß sie noch ganz außer Verdacht war. Und dieses und ihre anhaltende feste Gesundheit, rührte, ihrer Meynung nach, von

von Gott her, der ihr Gebet erhört habe und alles so zu ihrem Beßten füge. Wie schrecklich sich der Mensch durch seinen Glauben bethören könne, erhellet schon daraus, und noch mehr, daß Christine endlich fest glaubte, daß ihre Leibesfrucht, unerachtet sie Leben fühlte, durch Schickung Gottes todt zur Welt kommen, und daß alles verschwiegen bleiben würde.

Indessen schöpften nun doch einige Nachbarweiber Verdacht, und entdeckten es der Frau Pfarrern. Diese war ungemein ungehalten, daß die einfältigen Bauernweiber klüger seyn und mehr sehen wollten, als sie, und meynte, sie möchten ihren Mägden nur auch so gut und so reichlich zu essen geben, so würden sie wohl auch stärker werden. Sie erzählte es sogar ihrem Herrn Ehegatten und wünschte, daß er bey Gelegenheit den Weibern diese Naseweisheit entgelten lassen möchte. Der Herr Pfarrer fand jedoch alle Dinge möglich, rufte selbst Christinen, suchte ihr Gewissen mit ganz erbaulichen Strafformeln der schweren Gerichte Gottes rege zu machen, und drang auf Bekenntniß der Wahrheit.

Christinen überfiel heisse Angst; sie ward roth und entstellt, zitterte am ganzen Körper, fragte aber, anstatt ihm zu antworten, weinend den Herrn Pfarrer und seine Frau, was sie an ihrer Aufführung zu tadeln gefunden hätten, daß sie auf so einen Verdacht fallen könnten; rechnete ihnen ihre Dienste und Treue her, und ward darauf zu ihrem Vergnügen ganz frey gesprochen und nach Verdiensten gelobt. Man schrieb ihr Entfärben, ihr Zittern und ihre Thränen nicht dem schuldigen Gewissen, sondern der beleidigten Unschuld zu, und aller Verdacht fiel also weg.

Je mehr sich aber nun Christinens Niederkunft näherte, je öfterer überfiel sie schreckliche Bangigkeit und Herzensangst. Oft fiel es ihr ein, ihre Umstände zu entdecken; allein dann fielen ihr die Strafgelder und Unkosten ein, sie sahe sich nackend und blos mit ihrer Mutter, ein Raub des Hungers, und sie beschloß, das Aeusserste abzuwarten, weil es doch Gottes Wille selbst zu seyn schien, daß es verborgen bleiben sollte.

Es war Sonnabend, wie sie die ersten Wehen spürte. Sie bat Gott flehentlich, wie sie sagte, daß es sich doch bis in die Nacht verzögern möchte! verrichtete dabey ihre Arbeit, und begab sich freudig zur Ruhe, daß ihr Gebet erhört worden sey. Bald stellten sich die Wehen wirklich ein, und gegen drey Uhr des Morgens brachte sie, ohne die geringste Beihülfe, in dem Kuhstalle, wohin sie sich bey vermehrten Wehen begeben hatte, ein gesundes Mädchen zur Welt.

Sie legte es neben sich auf's Stroh, und erhohlte sich etwas von ihrer Arbeit, und dann — ein schwerer Kampf entstand in ihr, wie sie das Kind lebend fühlte. Sie riß sich vom Strohlager auf, nahm es in die Arme, und trat vor die Thüre in den hellen Mondenschein. „Es lebt," sagte sie, sezt' sich hin, legt' es in ihren Schoos, küßt' es, und drückt' ihm mit beiden Händen den Kopf zusammen. — —

Eine schauderhafte Scene! Ich fragte sie im Gefängniße: wie es wohl möglich gewesen sey, die That auszuführen? und sie

sagte: „Jezt, wenn ich daran denke, so ist mir als ob ich vergehen sollte. Gott weiß es, wie es seyn mochte! Ich dachte, das arme unschuldige Würmchen lebt, und nun fiel mir's ein, wie ich alles ehemals verkaufen mußte und meine Mutter auch, und wie ich Noth litt, und — ich weiß es selbst nicht, wie ich sobald den Kopf zerquetscht hatte. Ich war dabey auch ganz ruhig, ich fühlte das Herz noch lange schlagen, und wie es nicht mehr schlug, stand ich auf und vergrub es vorerst in den Mist, und wollte es dann kommende Nacht fortschaffen."

Sie ging darauf in's Wohnhaus, machte um die gewöhnliche Zeit Feuer, und kochte Koffe für ihre Herrschaft. Man bemerkte eine große Veränderung in ihrem Gesichte, fragte, was ihr fehle, und hatte weiter keinen Argwohn, wie sie sagte, daß ihr diese Nacht nicht wohl gewesen sey und daß sie fast gar nicht geschlafen habe. Sie verrichtete darauf alle ihre Arbeit, trug Wasser, machte die Küche zu rechte, und fegte das Haus. Bewundernswürdig, wie das ihre Kräfte aushalten konnten!

Der Pfarrer war in der Kirche und wartete des Gottesdienstes, und die Frau Pfarrern besuchte eine alte Frau, die oft kam, sie ein Halbstündchen zu unterhalten. Die Alte sahe Christinen, bemerkte große Veränderung, und sagte der Frau Pfarrern, daß es unmöglich mit dem Mädchen so ganz richtig seyn könne. Diese vertheidigte sie und sagte ihr, daß sie diese Nacht krank gewesen wäre. Allein die Alte wollte mehr, Christine ward fortgeschickt und nun untersuchten sie ihr Bette, mehrere Orte im Hause, kamen durch Spuren auch in den Kuhstall und fanden da eine Menge Blut mit Stroh überdeckt. Die Alte lief sogleich nach der Wehemutter und die Frau Pfarrern wollte vor Angst vergehen. Sie nahm Christinen, wie sie wieder kam, unter den schrecklichsten Schmähungen vor und verlangte Geständniß. Christine blieb ganz gelassen, sagte, daß ihre weiblichen Umstände einigemal ausgeblieben wären, daß sie diese Nacht grausame Schmerzen überfallen, die sie vor Angst in den Stall getrieben hätten, um ihre Herrschaft durch ihr Gewimmer nicht zu stöhren und daß ihr bald darauf wieder etwas besser worden, weil sich das Ausge-

bliebne auf eine außerordentlich starke Art wieder eingestellt hätte.

Die Frau Pfarrern war sehr geneigt es zu glauben, als die Alte mit der Wehemutter kam. Wie das Christine sahe, fieng sie an zu weinen, beklagte sich, daß man sie so unschuldig in Schimpf und Schande brächte, und sagte der Wehemutter noch umständlicher, was sie schon ihrer Frau gesagt hatte. Diese war ein altes gutmüthiges Weib, gab Christinen recht, befühlte ihre Brüste und Hüften und meynte, daß sie keine Merkmahle fände, und daß man Christinen wohl ganz unnöthig in solche Verlegenheit gesezt hätte.

Allein die Alte, die Christinen niemals hold gewesen war, war damit nicht zufrieden. „Ey was," sagte sie, „die Hüften! das ist nicht natürlich!" sie riß ihr den Rock los und fand, daß sie sich mit Lappen umwickelt hatte. Auch das schob Christine auf ihre angegebenen Umstände und fand Glauben bey ihrer Frau und der Wehemutter. Die Untersuchung nahm also ein Ende

und

und Christine dankte Gott, daß die Gefahr, entdeckt zu werden, vorüber war.

Unstreitig wäre auch wohl die Sache unentdeckt geblieben, wenn nicht das alte Weib, vielleicht blos aus Verdruß, weil sie Unrecht haben sollte, die Nachsuchung fortgesezt hätte, ohne daß sie der Frau Pfarrern etwas davon sagte.

Eben stand diese bey Christinen in der Küche und sprach ihr Trost zu, als die Alte mit lautem Geschrey: „ich hab's gefunden! ich hab's gefunden!“ in's Haus gelaufen kam, die Pfarrern an der Hand nahm, mit sich fortriß, sie auf den Mist zog, und ihr das Kind zeigte, das sie halb aus dem Miste gescharrt hatte.

„Nun, sie wird es gefunden haben,“ sagte Christine ganz gelassen; „ich werde sterben und werde nicht so elend seyn, als wenn ich es vorher entdeckt hätte, und mein Kind noch lebte.“

Fast ohnmächtig brachte die Alte die Frau Pfarrern in die Stube und lief nach den Ge-

richten. Christine ward eingezogen, gestand alles ein, und führte keinen andern Bewegungsgrund an, als: weil sie nicht gewußt hätte, wovon sie die Strafgelder bezahlen sollte, und weil sie sich zu sehr gefürchtet hätte, wieder in so großes Elend zu gerathen, wie ehemals.

Ihr Urtheil kam vom höhern Ort, daß sie mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. Mit der größten Zufriedenheit hörte sie es an, und ging mit der größten Freudigkeit zum Gerichtsplatze hin. Sie verband sich die Augen selbst, und wie ihr der Prediger Muth zurief, sagte sie ganz laut und in entzücktem Tone: „ich sterbe nicht, ich werde mit meinem Seelenbräutigam vermählt, schon seh' ich ihn, er streckt seine Liebesarme nach mir; ja ich komme, mein Bräutigam!" — — und jezt flog der Kopf vom Rumpfe.

Der Herr Pfarrer freute sich über die bewirkte Bekehrung der armen Sünderin, und glaubte ihrer Versicherung, daß ihr der

Heiland selbst drey Nächte hintereinander im Gefängniß erschienen wäre, sie liebreich umarmt, getröstet und gestärkt hätte, weil der Teufel sich gelüsten lassen, Anspruch auf ihre Seele zu machen.

13.

Die Räuber.

Vor einigen Jahren reiste der Graf von L..l ein Mann von Muth, Geist und Vermögen, durch einen Strich des Spesser Waldes. Er traf eben auf den dichtesten, unbesuchtesten Theil dieser ohnedem einsamen Gegend. Ein einziger Bedienter war sein Begleiter; die Jahrszeit ziemlich rauh schon; der Tag trüb und kurz. Der Graf sowohl, als sein Reitknecht, kamen zum erstenmal in ihrem Leben in dies Land. Nichts natürlicher also, als daß sie, da es dunkel zu werden anfing, vom rechten Weg ab, auch immer tiefer in Wald hineinkamen, so gern sie längst wieder heraus gewesen wären.

Endlich sahen sie ganz von weitem ein blasses Licht. Der Graf hielt es für ein Merkzeichen menschlicher Gegenwart, der Reitknecht für ein Gespenst. Jener glaubte

bald an einem Bauerhaus absteigen zu können, dieser augenblicklich in einem Sumpf zu versinken. Dieser erschrak, jener freute sich. Ein Nachtlager unterm nächsten Baum schlug der Reitknecht vor, der Graf spottete seiner und lenkte sein Pferd grad' drauf los. — Als sie ankamen, hatte, wie gewöhnlich, der Beherztere recht; denn es war ein Wirthshaus. Man machte beym ersten Anklopfen ihnen willig auf, versprach zu einem Nachtquartier alle mögliche Bequemlichkeit, und wieß dem Grafen eine Stube an, die wirklich ziemlich sauber für eine Waldschenke war.

Doch die Zufriedenheit des Kavaliers hielt nicht lang' an. Denn indem er, unter Erwartung seiner Mahlzeit, auf und ab im Zimmer ging, trat sein Diener hinein; im Blick, im sträubenden Haar, im Zittern der Arm' und Füße, kurz in seinem ganzen Betragen, des leibhaftigen Schreckens Ebenbild

„Kann uns jemand zuhören, gnädiger Herr?"

„Daß ich nicht wüßte! Aber was fehlt Dir?„

„Ach!

„Ach! wir sind Kinder des Todes, gnädiger Herr! Leibhaftig Kinder des Todes!“

„Wie alle Menschen: das glaub' ich wohl.“

„O nein! nein! Jezt schon — diese Nacht — wir sind in eine Mördergrube gefallen.“

„Fabelst Du?“ (indem er doch stracks, aus löblicher Vorsicht nach einer Pistole griff, die bis jezt nachläßig hingeworfen auf dem Tisch gelegen hatte) „Was fällt Dir wieder ein? Vielleicht auch ein Geschichtgen, wie unterwegens?“

„Wollte der Himmel! Aber ich sage nur, was meine eigene Augen gesehen haben.“

„Deine Augen? So erzähle rasch hintereinander, was Du gesehen haben willst.“

„Man hatt' unsern Pferden allzuwenig Heu gegeben. Ich suchte daher nach mehreren in allen Winkeln, fand noch einen Stall, und sahe da einige Heugebunde liegen. Gefunden! dacht' ich, und langte zu. Doch indem ich sie wegnehmen wollte, ward ich hinter ihnen einer nur angelegten Thüre gewahr. Wo muß denn die hingehen?

hen? Und warum ist sie so versteckt? dacht' ich; guckt erst, und kroch endlich ganz hinein. Guter Gott, wie eiskalt lief es mir bald über den Leib, und was sah ich da!“

„Nun?“

„Eine Menge Gewehr; ganze große Haufen von Kleidern, und fast an allen Blut!“

Die Miene unsers Grafen ward hier auch ein wenig stutzig. „Blut!“ wiederhohlt er bey sich selbst, ging ein paarmal überlegend im Stübchen auf und ab; fragte nochmals seinen Reitknecht: ob er auch recht gesehen habe? und befahl ihm dann: so schnell und doch so leis' als möglich, die Pferde wieder aus dem Stall zu ziehn.

„Ey ja gnädiger Herr“ — war die Antwort — „aus dem Stall ging' es wohl, nur aus dem Hofe nicht! Das Thor ist verschlossen. Zu sehen, ob da der Zimmermann das Loch aufgelassen habe, war auch mein erster Gedanke.“

„Vortrefflich! und mich im Stiche zu lassen, Dein zweyter. Wohlan, wenn es dann nicht anders seyn kann, so muß man sich vorsehn, wie ein gescheuter, und weh-

wehren wie ein braver Mann. Triff Du nach Belieben Deine Maasregeln. Ich will die meinigen schon auch zu treffen suchen."

Der Reitknecht, so ungern er es that, mußte nun wieder in Stall. Der Graf schob seinen Stuhl im Winkel, der Thüre schief gegenüber. Ein Tisch quervor hinderte, daß man ihm forn allzunah kommen möge; von hinten deckt ihn die Mauer. Zwey scharfgeladne Pistolen legt' er vor sich, neben sich einen entblößten Hirschfänger.

Man brachte ihm bald drauf sein Abendessen. Dem Grafen war die Begier darnach vergangen. Man schien sich über die Stellung des Tisches und die Lage des Gewehrs auf solchem zu wundern; der Graf antwortete ganz kalt, daß dies in Wirthshäusern seine Art so sey.

Man sagt ihm, daß sein Nachtlager daneben bereitet worden, und er erwiderte: daß er sich nicht erst zu legen gedenke. Endlich ließ man ihn allein.

Aber er blieb es nicht lange. Die Stubenthüre ging plötzlich auf, und sechs bis sieben Männer traten hinein; sämtlich wie

Jä-

Jäger gekleidet, mit Flinten über ihren Rücken hängend, mit tüchtigen Pallaschen an ihrer Seite versehn; Kerls mit fürchterlichem Blick und baumlangen Wuchse. Der Graf griff nach seiner Pistole; aber sie grüßten ihn noch ziemlich höflich, und liessen sich an einem Tisch in des Zimmers andern Ecke nieder, wo sie bald zu zechen und zu singen begonnen. Nur derjenige, der zuerst hineingetreten war, und auch an Kleidung und Betragen der Erste von ihnen zu seyn schien, sezte sich nicht, sondern hielt seinen Spaziergang auf und ab, wobey er oft dem Grafen ziemlich nahe kam und ihm starr ins Auge sah.

Die Lage dieses Leztern war freilich jezt nicht die angenehmste. Alle Augenblicke versah er sich eines Angriffs, und konnte kaum begreifen: warum er noch so lange verzöge? Doch verließ ihn Gegenwart des Geistes nicht. Als jener Anführer immer dichter an seinem Tisch vorbeystrich, einst ganz über solchen sich hinbeugen zu wollen schien, erklärt ihm L..l dreist heraus: daß er allzugroße Nähe sich verbitten müsse.

»Und

„Und warum das?“

„Weil allerdings hier Verschiednes mir anders, als es soll, zu seyn scheint. Auf jeden daher, der allzusehr sich mir naht, brenn ich meine Pistole los.“

„Würde das hier viel helfen? Haben meine Leute etwa kein Schießgewehr? Und was kann einer gegen so viele?“

„Theuer wenigstens sein Leben verkaufen.“

„Halten Sie uns denn für Mörder oder Straßenräuber?“

„Das ist jezt nicht die Frage! Gedanken sind zollfrey auf beiden Seiten. Genug! dieß ist meine Erklärung: Auf den meine Pistole, der Mine gegen mich macht!“

Der Fremde lächelte, fuhr fort in seinem Gange, und beugte bald sich wieder über die Tafel.

„Bey meiner Seele, Herr, ich halte Wort!“ wiederholte L..l und spielt' am Hahn seiner Pistole.

„Und ist es möglich, Graf“ — lachte jener plötzlich mit veränderter Stimme

auf

auf — „möglich, daß Du mich nicht mehr kennst? Wenigstens freut mich die Probe; daß am rechten Ort das Herz Dir sitzt!“

Unbeschreibbar bey dieser Anrede war das Erstaunen unsers Reisenden. Genauer sah er nun dem Ebentheurer ins Gesicht und erkannt' in ihm einen seiner besten akademischen Freunde, der als Hauptmann bey einem Freikorps im lezten B— E— Krieg gestanden hatte; ein Mann von bewährtem Muth und tadelfreiem Rufe, der mit Endigung jenes Kriegs auch verschwunden war, man wußte nicht wohin?

„Um Gottes Willen!“ schrie L..l laut auf, „wie find ich Dich in dieser Gestalt? Wie konntest Du“ — — Scheu vor den übrigen Zeugen, die um den Tisch sich stellten, erstickte er den Ueberrest dieser Rede, die dem Hauptmann doch gar leicht zu errathen fiel. Er lud den Grafen ein, ihm auf ein besondres Zimmer, das für ihm ganz allein in des Hauses verstecktestem Winkel der Wirth aufbewahrte, nachzufolgen; und dieser, der ohnedem in seinen Händen, und auch zutrauungsvoller durch

diese Erkennungsscene geworden war, folgte mitten durch die Reihe der Räuber, doch stets mit seiner Pistole bewaffnet, ihm nach.

„Gieb nun Deine Verwunderung, mich so wieder zu finden, ganz nach Deiner Willkühr zu erkennen! Du bist sicher, nicht gehört, und noch minder beleidigt zu werden. Unter welch' einer Gattung Menschen Du Dich befindest, und wer deren Anführer ist, das ergiebt der Augenschein freilich. Aber ich bin noch der Alte, darauf fuße! Und daß sie, die allerdings gegen manche andere Gesetz' und Ehrlichkeit verletzen, mit mir besser, als die sogenannte ehrliche Klasse von Menschen, umgegangen sind, und noch umgehen, das ist gleich gewiß."

So brenn ich für Ungeduld, Deine Geschichte und die Veranlassung Deines jetzigen Lebens zu hören."

„O, jene ist kurz, und diese zwar nicht die freiwilligste, doch natürlich genug. Was für eine Stelle ich im lezten Kriege bekleidete, weist Du; und daß ich brav zu thun pflegte, hoffentlich auch. Eines nur konnt' ich nicht: den Höfling neben dem Soldaten zu machen. Daher liebte mein

Oberste mich nie, ob er schon überall mich hinsendete, wo Muth und Kopf von nöthen war. Der Friede kam; unser Freikorps ward eingezogen. Schon die Verfügung, die man über die Gemeinen traf, die man zwang, in einem ihnen ganz fremden Lande Kolonisten zu werden, war hart, doch nothwendig genug. Die Maasregeln, die man gegen uns Offiziere beobachtete, schienen billiger, und waren gerade das Gegentheil. Man versprach uns Dienste; hielt sie wenigen; hielt sie selbst diesen wenigen, Gott weiß, wie? Mich traf es vorzüglich. Mein Oberste, der meiner nicht mehr bedurfte, besann sich nun erst recht drauf, daß er mir feind sey. Vermögen hatte ich nie gehabt; erplündert noch minder. Schmeicheln, betteln um Beförderung konnt ich nicht. Ich wartete ein Weilchen, bald vermocht' ich auch das nicht mehr; denn der Freunde, deren Geldvorschuß mich unterstüzte, hatte ich kaum ein Paar. Auch sie waren nicht reich, und schienen daher im Verfolg selbst beschwert dadurch zu werden. Das merkt' ich, und konnt' es mein selbstwegen nicht ertragen. Jezt hielt ich bey allem, was nur Kriegsminister, Gene-

ral, Kriegsrath und dem ähnlich hieß, meinen Umgang. Zweimal vertröstete man mich, das drittemal ließ man sich verläugnen. — Graf! welchen Buben von Kammerdienern hab ich dann oft fruchtlos ein gutes Wort, welchem elenden Schuhputzer meinen lezten halben Gulden gegeben. Beides fruchtlos! Da war an keine Aussicht unter Jahresfrist zu denken; und meine Besoldung — still davon!

Bey solchen Umständen war mein Entschluß, Entschluß der Verzweiflung. Frankreich nahm damals schon, wie Du weißt, Theil an den Unruhen der englischen Kolonien. Meine Absicht war nach Straßburg zu gehen und dort Dienste zu suchen. Gelingt auch dies mir nicht, dacht ich, so wollen wir sehen, ob die neue Welt besser gegen mich denkt, als die alte. Auch sie hat des Kriegs genug, und der Wildnisse nur mehr als zu viel; in jenen will ich mein Heil versuchen, in diesen, wenn der lezte Ankertau zerreißt, mein Elend beschliessen. Ich verkaufte was ich besaß, bezahlte, was ich vermochte, verschwieg meinen Plan und verschwand. Die Dürftigkeit

meiner Börse zwang mich zur Fußreise. Ich kam bis an diesen Spessartwald; es ging mir hier, wie es auch Dir vermuthlich gegangen seyn mag; ich verirrte mich. Plötzlich sprangen hinter einem Gesträuch fünf rüstige Kerls hervor, und zwey von ihnen sezten mir die Pistole auf die Brust, indem sie mit dem drohendsten Ton meinen Beutel foderten. Ich griff gelassen darnach, und im Nu schlug ich das eine Terzerol aus des Räubers Hand, entwand das zweyte und drückt es los. Mein Angreifer stürzte. Ich zog meinen Hirschfänger und vertheidigte mich gegen die übrigen. Zwar waren deren viere noch übrig, aber muthmaßlich hätt' ich mich ein Weilchen noch gehalten, wären nur nicht auf den lauten Pfiff des einen Räubers noch drey herbeygeeilt. Jezt wäre länger Widerstreben Unsinn gewesen. Als sie daher nochmals mir zuriefen: daß ich mich ergeben sollte, war ich bereit darzu. Sie versprachen mir das Leben. Ich wandte meine Taschen um; was herausfiel, war der Rede wenig werth.

„Das verlohnte sich wohl, daß wir uns so viel Mühe gaben und unser Anführer

hart verwundet ward!" — brach einer von meinen Plünderern aus. — „Bey meiner Seele, Du hättest verdient, daß man an Deinem Kopf unsre Hirschfänger probirte!" — Er schien Mine zur wirklichen Probe zu machen; ich hielt Stand. — „Auf Euer Wort" sagt' ich, „hab ich mein Gewehr gestreckt; gebt mir das zurück, und es werde dann mit mir, wie das Glück will. Was Euch wenig dünkt, ist nicht weniger als meine Baarschaft ganz; und doch hab' ich sonst ein Hundert solcher Leute, wie Ihr seyd, angeführt." Das Entschloßne meines Tons, und das Zweideutige meiner Rede that Würkung auf sie. Sie sprachen ein Rothwelsch unter sich, das ich nicht verstand, und sahen nach dem Verwundeten, der mit dem Tode zu ringen schien. — „Es ist unerhörte Gnade von uns," hub der eine wieder an, „wenn wir Dir das Leben lassen. Aber sag' uns an, wer bist Du?" Ich sah keine Ursache, warum ich's ihnen verhehlen sollte, und erzählte ihnen ohngefähr das nämliche, was ich Dir jezt erzählt habe. Ihr Rothwelsch dauerte wieder eine Minute hindurch.

„Du

„Du siehst selbst," redete endlich der Drohendste von ihnen mich an, „was Du gethan, und was Du zu fürchten hast. Blos eine gewisse Achtung für Deinen Muth bewog uns, Dir Pardon anzubieten; nun mußt Du auch ihn Dir verdienen. Deiner Erzählung nach hast Du nicht viel zu verlieren; sich hier eine Gelegenheit viel zu gewinnen. Wir haben tapfre Leute gern; willst Du unser Mitglied seyn, oder" — sie schwenkten drohend hier ihre Hirschfänger; entschlossen erwiederte ich: „Nein!"

„Auch nicht unser Hauptmann? — Sieh, wir sind unser, wenn wir alle hier wären, nah' an vierzig. Einträglich sind unsre Posten, und unsere Vorrathskammern voll. Freibeuter hast Du sonst im Krieg geführt; wir sind die nämlichen, sind sicher, braver noch als sie, und haben auch Krieg. Freilich mit der ganzen Welt, aber was thut das! Eben dieser Welt bist du ja wenig oder nichts schuldig. — Entschließ Dich schnell daher oder" —

Noch einmal war ich im Begriff mein voriges Nein herauszustoßen; aber ich läugne

es nicht, der Anblick ihrer gezognen Gewehre ward mir allmählig wichtiger, je näher er mir kam. Verachtung des Lebens findet gemeiniglich nur in gewissen ersten Augenblicken des Enthusiasmus statt, und Haß gegen ein undankbares Menschengeschlecht kann, wo er einmal nur sich eingenistet hat, auch leicht durch eine Räuberberedsamkeit vergrößert werden. Kurz, nach einigen Bedingungen, die ich mir noch machte, gab ich der Nothwendigkeit nach, schlug ein, und ward ihr Hauptmann; bin es jezt noch, wie Du siehst. Was Du von dem allen denkst; was Du vielleicht an meiner Stelle gethan haben würdest; — das, lieber Graf, sag mir nun eben so aufrichtig, als ich jezt alles erzählt Dir habe.“

„An Deiner Stelle gethan?“ — erwiederte L..l, wahrscheinlich ganz eben dasselbe! Wie sehr mich Dein Schicksal rührt, das wird bey verschiednen Stellen Deiner Erzählung Dir meine Mine gesagt haben. Auch da ich einmal in Räuberhände gefallen, muß es in Rücksicht meiner mich freuen, daß Du deren Hauptmann bist.

Nur

Nur Dein Plan für die Folge, ich beschwöre Dich, was ist der?"

„Was Du ziemlich leicht errathen könntest."

„Doch nicht zu bleiben bey dieser Lebensart?"

„Wenigstens so lange noch, bis ich nicht nur unverhindert von meinen Spiesgesellen, sondern auch mit ziemlich voller Börse entfliehen kann."

„Aber bedenkst Du, welch ein Loos Dir bevorsteht, wenn man euch entdeckt, überfällt, übermannt."

„Ein hartes allerdings; aber doch vielleicht, wenigstens dem natürlichen Rechte nach, nicht der Tod. Jener Zwang entschuldigt viel, und mehr noch entschuldigt mich, vor meinem Gewissen wenigstens, ein anderer Umstand."

„Der wäre?"

„Sieh, so sonderbar ist das Schicksal des Menschen, daß selbst unter Räubern er noch Gutes zu stiften vermag. Diese Elenden, denen nichts heilig zu seyn pflegt, halten doch heilig unter sich selbst ihr Wort.

Blinden Gehorsam schwuren sie mir, und allmächtig beinahe auf Erden wäre derjenige Fürst, der nur zehntausend dergleichen getreue Unterthanen zählte. — Mit Menschenblut fand ich, als ich zu ihnen kam, fast aller Hände besudelt. Abzuwaschen diese greuliche Schuld, das freilich vermocht' ich nicht; doch zu verhindern, daß nicht von neuem diese Schuld sich mehre, das ist zeither mir gelungen, und soll auch fernerhin mein Bestreben seyn. Schon bin ich der Retter von wenigstens zwanzig Menschen Leben gewesen; schon hat allmählig von mancher Barbarey mein Beyspiel sie abgehalten, und dieses Wirthshaus, sonst jede Woche beinah die Grabstätte eines Unglücklichen, ist nun schon seit sechs Monaten nur unser friedlicher Schlupfwinkel geworden."

Der Graf lobte dies, aber er fuhr fort seinen ehemaligen Freund zu bitten, ein so gefahrvolles Leben, so bald als möglich zu verlassen. Er bot ihm selbst seine Börse zum Geschenk an, und nahm erst dann sein Anerbieten zurück, als er sah, daß die beleidigt scheinende Mine von jenem Ernst sey.

Bis tief in die Nacht dauerten ihre Gespräche. So weich das Lager war, so wenig schlief L..l, denn zu gedankenvoll war seine Seele. Mit dem frühsten wollt' er wieder abreisen. Der Hauptmann gab es erst gegen Abend zu; und führt' ihn, eh er aufbrach, noch einmal unter seine Leute.

„Wir sind mit Dir umgegangen, Graf," sprach er, „wie mit einem vertrauten Freunde. Nun gieb uns Dein Ehrenwort, daß Du nie von dieser Geschichte reden, nie eine Spur von unsrer Bande, nie eine Beschreibung von dem Innern und Aeußern dieses Wirthshauses, nie irgend etwas, das Nachsuchung und Verdacht erwecken könnte, vor Gericht oder Nichtgericht kund machen wolltest, bis ich selbst Dir die Erlaubniß darzu gebe."

Der Graf gab gern dies Ehrenwort. Ein schrecklicher Eid band die Zunge des Reitknechts, für den noch überdies sein Herr sich verbürgte. Ein freiwilliges Geschenk belohnte die Bescheidenheit der gemeinen Räuber. Zwey von ihnen geleiteten, als die Sonne untergegangen war, den Fremdling bis auf die Landstraße, wo un-

verirrbar der Weg bis zum nächsten Städtchen ging, und dann entfernten sie sich plötzlich.

L..l hielt sein Wort. Aber nach sechs bis sieben Monaten meldete ihm sein Freund durch einen Brief: daß nun zerstreut ihre Bande, er selbst mit dreyen seiner vertrautesten Leute entkommen, und jezt als Hauptmann in spanischen Diensten sey. Es traf dies kurz vor dem Zeitpunkt jener berühmten schwimmenden Batterien, und ungewiß ist es, ob nicht auf einer von diesen unser Ebentheurer seinen Tod gefunden, denn sein erster Brief ist auch sein lezter geblieben.

14.

Die edle Teutsche.

Zur Zeit, da es in Teutschland noch Sitte war, sein Ehegemahl wie sich zu lieben; da Ehebruch noch nicht Galanterie hieß, weil man noch teutsch sprach und dachte; zu dieser Zeit, das ist, wie jeder auch unerinnert einsehen wird, vor mehrern hundert Jahren, lebte unter den Ersten am kaiserlichen Hofe ein Ehepaar, das sich im sechsten Jahre der Ehe noch mit eben der Stärke und Treue liebte, mit welcher, wie selbst **Gellert**, der Gute, glaubt, man sich jezt nur acht Tage nach der Hochzeit liebe. Mit gleich gestimmten Seelen, und unaufhörlichem Bestreben, einer für des andern Vergnügen zu leben, fiel's ihnen auch nicht ein, wie für sie alle übrige Männer und Schönen zu etwas andern, als zum sehen und hören, da seyn könnten. So waren sie glücklich, konnten's unaufhörlich seyn: und doch — fast sollte man glauben,

daß

daß Bitterkeit in dieser Welt schlechterdings nothwendig sey; um den Geschmack am Süßen zu erheben, mußte der Mann den Frieden stöhren. Er ward seines Glücks überdrüßig; das ewige Einerley ward ihm zum Ekel; er sollte, wiewohl mit vieler Schaam und Reue, überzeugt werden: welch einen Schatz der Mann besitze, dem Gott ein edles Weib gegeben!

Eine junge Schönheit, die bisher gleich einer angenehmen Mayblume im unwegsamen Walde — unbemerkt, ungeschäzt, nur für sich auf dem Lande geblühet, erschien bey Hofe; und schrecklich war die Verwüstung, die sie in aller jungen Mannspersonen — Chapeaux gabs damals noch nicht — Köpfen und Herzen anrichtete. Das wenigste, was alle von sich versicherten, war, daß sie bezaubert wären, ohn' ihre Liebe unmöglich leben könnten. Nun ging's nach damaligen Sitten nicht an, daß sie einige hundert liebte; sie hielt es also für's Beste, für jezt noch keinen zu hören. Wie grausam! riefen zwar alle einmüthiglich; doch sagt die Geschichte nicht, daß nur ein einziger um ihres Tygerherzens willen, sich

das seinige durchboret. Man will sogar versichern, daß es damals durchaus noch nicht Mode war deshalb in jene Welt zu wandern, weil man in dieser ein Mädchen um Zuckerbrod gebeten, aber keins bekommen. — Freylich, was waren auch das, gegen die unsrigen, für grobe, ungesittete Zeiten! Wenn jezt die Menschen Kinder ein Spielzeug wo hängen sehen, und können's nicht gleich abhangen; fort gehen sie; gleich ganz vom Erdboden weg; wollen gar nicht mehr mitspielen.

Beym schnellen allgemeinen Eindruck, den dieses wunderschöne Fräulein auf alle Männer Herzen machte, war's freilich nicht zu vermuthen, daß unser junge Ehemann gar nicht sollte gerührt werden. Ein blos flüchtig vorübergehender unfreywilliger Eindruck wäre auch nichts gewesen, worüber seine Tugend hätte erröthen dürfen. Allein, dieser war stärker, als ihn noch bisher, ausser seiner Gattin, ein Frauenzimmer auf ihn gemacht; stärker als nöthig war, wenn er dieser getreu bleiben wollte. Der Edle, gewohnt, aller seiner, auch der kleinsten, Gedanken und Handlungen, erster strengster

Rich-

Richter zu seyn, ward dieses bald selbst gewahr. Und hier war's der einzige Zeitpunkt zum Ueberwinden. Er durfte sie nur nicht mehr sehen, so blieb er seiner und aller guten Achtung würdig. Allein er that den zweeten Schritt; und der riß ihn, mit unaufhaltsamer Gewalt, fort, bis zum lezten.

Aber, flüsterte das Herz zum Verstande — was ist's denn mehr, daß ich von ihr stärker, als von allen andern Frauenzimmern, gerührt werde? Uebertrifft sie nicht auch alle übrigen an Verdiensten? Muß nicht ein schöneres Gemählde nothwendig mehr gefallen, als ein blos schönes? Und denn, hab' ich nicht bisher allen Versuchungen widerstanden? Werd' ich das nicht auch in Zukunft, ohne daß es nöthig wäre, mich des Vergnügens an so vielen Vollkommenheiten zu berauben? Nur Feige verlassen den Kampfplatz ohne den Streit zu wagen. — So sprach das sophistische Herz; und die gravitätische Vernunft mochte predigen wie sie wollte; sie ward nicht gehöret.

Da er mit ihr verwandt war, und sie bey seiner Schwester, einer Wittwe daselbst,

wohn-

wohnte; so hatte er die Freiheit, sie so oft er wollte zu sehen, der er sich auch für seine Ruhe nur zu oft bediente. Er sahe sie meistens allein. Sie war noch neu in der Liebe, und er einer der vollkommensten Männer am Hofe. Sie nahmen sich also von beiden Seiten ein, ohne vielleicht daran zu denken, wie weit dieses sie führen könne. Auch war ihr Vertrauen in seine, von jedermann ihr zugesicherte, Rechtschaffenheit und Liebe zu seiner Gemahlin so groß, daß sie — besonders nach damaligen Sitten — auch nicht so fern vermuthen konnte, als könne er andere als erlaubte Absichten: das blosse Vergnügen ihres Umgangs, auf sie haben.

Inzwischen wuchs seine Liebe mit jedem Tage. Schon war er entfernt von ihr, unruhig, und nur an ihrer Seite glücklich. Schon verlor er sich, und willigte sie in alle die kleinen vertrauten Liebkosungen, welche, andern, als einer Gattin oder Braut, erwiesen, einen Edelmüthigen stets, sogar in seinen Augen erniedrigen; und die ein wirklich tugendhaftes Frauenzimmer nie einem andern, als der ihr Mann ist, oder

doch zuverläßig seyn wird, erlaubet. Die Aussenwerke waren schon geschleift; wie leicht ist dann die Festung erobert. — Und gesezt, man treibt zulezt, beym Hauptangriff, mit allen aus Verzweiflung zusammen geraften Kräften, den Feind noch mit Mühe von den Mauern zurücke; welche Besatzung ist respectabler, die, wenn schon die umliegende Gegend vom Feinde mit Feuer und Schwerdt verunstaltet, sich selbst kaum noch rettet; oder die, welche dem Feinde auch nicht einen Schritt in's Territorium verstattet? —

So befand er sich schon am Rande des Abgrunds, den er einige Wochen zuvor noch ganz von ferne, und mit Entsetzen, jezt aber schon ziemlich gleichgültig erblickte. — Und was ist's denn so entsetzliches, fängt er schon an, sich bey sich selbst zu rechtfertigen, wenn ich mit ihr die größte Liebesfreude genieße? Ehebruch? — Aber Friedensbruch? — Ist nicht beides dasselbe? Und wenn dieser erlaubt ist, so bald des Staats Bestes ihn erfordert, woher wäre denn jener ein Verbrechen? Warum verordnen die Gesetze Contracte über die Zukunft, über

das menschliche Herz, das unzuverläßigste unter allen Dingen? Wie kann ich heute über meine Zuneigung nach zwanzig Jahren disponiren? Eben so gut, als über mein künftiges Leben. Zur Zeit des Ehebundes war meine Frau jung, schön, liebenswürdig; jezt ist sie's nicht mehr; wenigstens nicht so als damals; wenigstens nicht in meinen Augen. Bin ich nun noch an mein Wort gebunden? — Vortreflich argumentirt! Und das wäre denn die Eine Seite. Nun aber die andere?

Ist's möglich, du bis dahin edler Mann! können solche Trugschlüsse dich beruhigen? Stehen die Clauseln, die du jezt so unedel erdenkst, in deinem Ehecontracte? hat sie darein gewilliget? — das Ehrenwort, das du als Mann unbedingt gabest, willst du jezt als ein Niederträchtiger brechen? — Und wem hat sie Jugend und Schönheit aufgeopfert? Gestehe, Undankbarer! war's nicht deine Begierden zu befriedigen, dir Kinder, dein Ebenblid, in denen du vervielfältigt lebtest zu verschaffen? Dich den süssesten unter allen Namen, den Vaternamen fühlen zu lehren? Nicht mehr so lie-

 bens-

benswürdig, als vordem? Sage Verblendeter? was hat sie unterlassen, um's jezt tausendmal mehr zu seyn, als vor der Ehe? Hast du es vergessen, wie ihre Augen voll unaussprechlicher Liebe an den Deinigen hingen? Wie sie darinn jeden geheimsten Wunsch ausspähte und erfüllte? Wie sie nicht eher ruhte, bis sie deine, auch vom kleinsten Unmuth bewölkte Stirn, erheitert? — Diese gute, sanfte, zärtliche, edle Seele, der ohne deine Liebe das Leben nichts ist, bist du fähig, bloß dafür, daß sie dich zu sehr liebte, mehr als du jezt verdienest, mit kaltem Blute in einen Abgrund von Quaalen zu stürzen? — Und denn die Unschuld, die du jezt zu verführen gedenkest? — Nenne, unter allen Schätzen der Erde, nur Etwas, das für die verlohrne Unschuld Ersatz seyn könnte! —

Umsonst! Er kennt keine andere Stimme mehr, als die Stimme der Wollust. Von deren unrühmlichen Ketten schon zu fest umschlungen, als daß er noch Widerstand leisten könnte, wirft er sich einst, da er mit dem Fräulein allein ist, zu ihren Füßen, thut das schändliche Bekenntniß seiner Lüste, und bit-

bittet um Befriedigung. Sie, die dergleichen Antrag noch nie, auch nur von fern befürchtet hatte, und kaum weis, ob sie ihren Augen und Ohren trauen dürfe, antwortet, aus edlem Bewußtseyn ihres Werthes, dem Unverschämten blos mit einem Blick voll unaussprechlicher Verachtung. Allein, auch den nicht verstehend, und ihr Stillschweigen zu seinem Vortheil auslegend, wird er dringend; und noch sucht sie ihn durch Vorstellungen zur Tugend zurück zu führen. Er aber, zu sehr entflammt, vergißt sich ganz! sie entreißt sich mit Heldenkraft seinen treulosen Armen und eilt zu des Unglücklichen edler Schwester.

Diese hatte ihres Bruders Liebe zwar längst bemerkt, aber, seinem Edelmuth zu viel trauend, diese Catastrophe nicht vermuthet. Sie kannte seinen Ungestüm. Sie wußte, daß Widerstand seine Begierden nur noch heftiger entflamme, und er, aus falscher Schaam über ein fehlgeschlagenes Unternehmen, lieber das äusserste wagen würde, als seinen Zweck nicht erreichen. Sie selbst war ihm viele Verbindlichkeit schuldig. Er war mächtig bey Hofe; er konnte sie beide ver-

verderben. Zwar kann kein Opfer zu groß seyn, um die Unschuld zu retten. Allein was braucht's eines Doktors, so lange noch Hausmittel helfen?

Sie beschlossen, das Fräulein sollte ihn von jezt an nie als in der Schwester Gegenwart sehen; und um seinen Stolz der sich hierbey am meisten beleidigt hielt, zu schonen, von dem, was vorgefallen, sich nichts merken lassen, sondern so frey und ungezwungen, als die gleichgültigste Person, sich gegen ihn betragen. Dies befolgte sie genau; sie war so aufgeräumt, so scherzhaft; sie vermischte die anscheinende größte Kälte gegen ihn, mit so vielem Gefühl überhaupt; und die größte Gleichgültigkeit mit so vielen unvorsetzlich scheinenden Vertraulichkeiten; sie war tugendhaft coquett, und durch das alles so unbeschreiblich liebenswürdig; daß sie endlich seine Liebe, — statt sie auszulöschen, — in lichterlohe Flammen sezte. Seine Begierden, auf den höchsten Grad erhizt, und weder Zwang noch Mäßigung kennend, verlangen stürmend Befriedigung, sollte Himmel und Erde drüber vergehen. — Konnte man etwas anders erwarten? —

Un-

Unedel ist's — selbst ihr Besten des holden Geschlechts, von dem wir unsre ganze Seeligkeit erwarten! — vielleicht der einzige Flecken, der Euren übrigen Glanz verdunkelt! daß ihr ein Vergnügen daran findet, Begierden zu erregen, die ihr nicht zu befriedigen gedenkt. Glücklich machen ist Eure Bestimmung; nicht quälen. Zwar mags nicht ohne Vergnügen seyn, wenn Ihr die Zahl Eurer Eroberungen überrechnet; ohngefähr wie der Neidische an der Menge der durch ihn unglücklich Gemachten sein Auge weidet. Allein, verdenkt's dem Delicaten nicht, wenn er dafür hält, daß jeder Sieg Euch einen Theil des Herzens kostet, wenn er den Rest eines so zerstückten Herzens verschmähet. — Was ist's auch sonderlich, daß einige hundert Sklaven Euern Triumphwagen zieren? — Ein Alexander in Fesseln ist mehr, als zehentausend überwundene Iloten *).

„Wie könnte aber das Fräulein sich anders als durch Gleichgültigkeit, retten?“ — Und hatte sie nicht noch zwey Mittel?

 Er

*) Sklaven der Spartaner.

Er war edel und stolz. Warum gestand sie ihm nicht mit ähnlichem Edelmuth ihre Liebe? daß seine Verdienste sie gerührt, ihr Herz mit dem seinigen übereinstimme, ganz von Liebe gegen ihn brenne, in seinem Besitz alle ihre Wünsche erfüllt seyn würden, aber ein unglückliches Schicksal dies verhindere; — daß er zu edel denke, und sie zu sehr liebe, als daß er sie in seinen und ihren und aller Rechtschaffenen Augen verächtlich machen wolle. — War auch dies unkräftig; so blieb ihr noch das lezte, zuverlässige Mittel, von allen empfohlen, die von der süssesten und gefährlichsten Leidenschaft vom Altvater Ovid an bis zum Urenkel Wieland geschrieben: — Fliehen!

Dies hätte sie auch da noch thun können und sollen, als er, des unaufhörlichen Zwanges von seiner Schwester Gegenwart müde, kein anderes Mittel sah, als sie zur Vertrauten zu machen. Er beschwor sie, das Fräulein dahin zu bewegen, daß sie seine Liebe kröne. Sie bestritt seinen Vorsatz mit den stärksten Gründen, die er aber sämmtlich mit noch stärkeren, und wenn er nicht weiter konnte, mit dem gewöhnlichen seich-

seichten Argument schwacher Seelen: „ich kann mich nicht überwinden;“ völlig entkräftet zu haben glaubte. Um nur Zeit zu gewinnen, und ihn wenigstens abzuhalten, daß er sich, wenn er ohn' alle Hoffnung wäre, nicht öffentlich prostituirte, versprach sie ihm, was er verlangte; faßte aber den Entschluß, die ganze Sache seiner Gemahlin zu entdecken.

Von deren Schmerz bey Lesung dieses Briefes mag ich nichts sagen. — Zwar war das körperliche Vergnügen, das er mit einer andern zu genießen wünschte, das nicht, was sie am meisten kränkte. — Ich kenne noch jezt Frauenzimmerseelen, die dies nicht abgeschmackt finden werden. — Aber sein Herz, seine Liebe, sein Zutrauen, das ist, die ganze Quelle ihrer Glückseligkeit, verloren, auf ewig verloren, — den Abgott ihres Herzens von seiner Höhe herabgestürzet, im Schlamme des Lasters und der Verachtung kriechend, und auch sich selbst mit heruntergerissen zu sehen. —

Freilich konnte sie anders nichts, als dies, vermuthen; aber noch war's doch nicht gewiß; noch war's also möglich,

ihn zu retten. — Sie durfte nur mit den bittersten Vorwürfen ihm seine Undankbarkeit verweisen, mit den verhaßtesten, lächerlichsten Farben, seine neue Liebe malen; ihm nichts als kalte Verachtung zeigen, und vermuthen lassen, daß sie sich auf gleiche Art rächen werde. — Richtig! so hätten die meisten Frauenzimmer des achtzehnten Jahrhunderts gehandelt, dadurch den Verirrten nur noch mehr erbittert, und den noch übrigen Rest von Liebe vollends auf ewig ausgelöscht. Unsre liebende Gattin hielt's nicht für dienlich, sich zu dergleichen Mitteln zu erniedrigen. Die Sorgfalt, mit der er seine Verirrung vor ihr zu verbergen suchte, und die äußerlichen Beweise von Zärtlichkeit gegen sie verdoppelte, waren ihr Bürge, daß er sie noch hochschätze, noch liebe. Zwar konnten Thränen und Flehen, und die von einer einmal geliebten Person so mächtige Erinnerung an alle die seligen Stunden ihrer ungetheilten Liebe, seine neuern Begierden auf einige Zeit zurückhalten, aber doch nicht verhindern, daß sein Herz nicht immer ins Geheim ihre Befriedigung gewünscht, und vielleicht bald wieder gesucht hätte. Sie aber wollte ihn von Grund

aus

aus heilen, ihn von seiner Verblendung völlig überzeugen, sein Herz ganz auf ewig wieder gewinnen. Sie faßte einen Entschluß, den nur die edelste Seele sich überwinden kann, zu ergreifen.

Sie bat ihre Schwägerin, das Fräulein zu disponiren, daß sie sich gegen ihren Mann gefälliger erzeige, ihn nach und nach hoffen lasse, daß sie sich endlich ergeben werde; wenn der rechte Zeitpunkt gekommen, eine Nacht zur Erfüllung seines Wunsches ansetze, und ihr davon Nachricht gebe, alsdenn sie das weitere besorgen werde. — Dies geschah. Endlich kommt die mit so unbeschreiblicher Sehnsucht gewünschte Nacht; sie hatte es sich zur Bedingung gemacht, daß alles Licht entfernt würde; er glaubt sich in einem Meere von Wonne schwimmend; und die neue Geliebte, die dieses noch nie empfundne Entzücken verursacht, ist — seine Gemahlin!

Ich weiß nicht, ob viele meiner Leser und Leserinnen das Edle dieser Handlung: da die liebende Gattin, blos um ihren Mann zu retten und sein Herz wieder zu gewinnen, sich gleichsam prostituirt, und Flammen

löscht, die eine andere anzündet, — aus jedem andern Grunde, als diesem, unter allen niederträchtigen Handlungen, die unter der Sonne geschehen, in meinen Augen die niederträchtigste — — so stark, als ich, empfinden werden. Das aber darf ich versichern, daß ich, — so viele Liebe und Achtung auch manche verdienen — noch kein Frauenzimmer kenne, die ich für fähig halten könnte, auf ähnliche Art aus gleichem Grunde zu handeln.

„Welche Wollust!“ — ruft der Verblendete in ihren Armen — „Wie sehr ermüdet das ewige Einerley!“ — Im größten Taumel der Liebe steckt er einen seiner Ringe, der gewisse unterscheidende Kennzeichen hatte, ihr an, und schwört ihr ewige Liebe.

Am Morgen besucht er, wie gewöhnlich, seine Gemahlin. Noch berauscht von dem in der Nacht genossenen Vergnügen, ist er außerordentlich aufgeräumt; und, um seine Untreue destomehr vor ihr zu verbergen, überhäuft er sie mehr als jemals, mit Liebkosungen. Sie, obschon diese Bewegungsgründe, die ihr nicht sehr schmeicheln konnten,

ten, merkend, erwiedert sie dennoch mit gleicher Liebe. Unterdessen bemerkt sie einen Ring an seiner Hand, den er schon lang getragen. „Ermüdet Dich denn“ — fragt sie mit dem süßesten Tone — „das ewige Einerley bey Ringen nicht?“ — Er wird betroffen, weil er sich der Worte erinnert. — „Tauschen wir!“ fährt sie scherzend fort — indem sie einen Ring abzieht, und den von ihm empfangenen ihm ansteckt. — Für Zorn flammend, und sich aus ihren Armen windend, fragt er: von wem sie den Ring erhalten? — „Von dem,“ versezt sie, ihn mit Inbrunst an ihr edles Herz drückend, und mit Liebesthränen sein Gesicht benetzend, „der diese Nacht mir ewige Liebe geschworen.“ — Er will antworten, sie erstickt jedes Wort mit den feurigsten Küssen. — Er ist überwunden; die Decke der Verblendung fällt von seinen Augen; er erblickt sich als den Verworfensten unter den Menschen; er mögte sich im tiefsten Abgrund für Schaam verbergen; er will zu ihren Füßen niedersinken, gestehen, daß er nicht werth sey — Sie aber, ihn fester an ihr Herz drückend, von Liebe trunken an seinen Lippen hangend, für unbe-

schreib-

schreiblicher Wonne unfähig, ein Wort hervor zu bringen — — —

Welche von beiden verdient mehr als Muster vorgestellt zu werden: Die Frau, dergleichen es wenige giebt *), oder diese edle Teutsche? —

*) La femme, comme il y en a peu; eine moralische Erzählung des Herrn von Marmontel.

Ende der Zwoten Sammlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seidel, Carl A.

Volksgeschichten der Teutschen

Bd.: 2

Leipzig (1786)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 2386 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253214-0
VD18 90526465-001